<36632906530011
S
<36632906530011
Bayer. Staatsbibliothek

Heinrich Melchthal,

oder

Bildung und Gemeingeist.

Eine

belehrende Geschichte.

Herausgegeben

von

W. M. L. de Wette.

Erster Theil.

Berlin,
bei Georg Reimer.
1829.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Dem seit einigen Jahren genährten Wunsche, mich in einem Gegenstücke zu Theodor oder des Zweiflers Weihe zu versuchen, habe ich endlich nachgegeben; und wenn die Frucht eines innern Triebes, ein mit Liebe gearbeitetes Werk, dessen Werth seyn mag, welcher er wolle, immer einiges Recht hat, Andern mitgetheilt zu werden, so darf ich Entschuldigung dafür hoffen, daß ich dieses Erzeugniß meiner Mußestunden ans Licht treten lasse.

Wäre nun der Zweck desselben ein rein dichterischer, so bedürfte es keines Wortes zu seiner Einführung in die Lesewelt: es müßte suchen durch sich selbst zu gefallen und sich selbst die Aufnahme zu bereiten. Da es aber, wie der Theodor, ein lehrhafter Roman ist, so sind wohl einige Worte über den Zweck, den ich dabei vor Augen hatte, nicht überflüssig.

Wie ich im Theodor den Bildungsgang eines protestantischen Geistlichen beschrieb, so wollte ich hier den Bildungsgang eines edlen, gebildeten Menschen beschreiben; und wie ich dort eine Uebersicht der verschiedenen theologischen Richtungen gab, und den mir richtig scheinenden Weg zwischen den mancherlei Abwegen bezeichnete, so wollte ich hier gleichsam eine Encyclopädie der allgemeinen Geistesbildung geben, und zeigen, welche Beziehungen die Kunst und die Wissenschaft auf

das Leben haben, und welche Frucht sie für dasselbe bringen sollen. Es ist gerade nicht meine Meinung, daß jeder gebildete Mensch alles das lernen soll, was Heinrich Melchthal lernt: ich lasse diesen in seinem Bildungseifer sich etwas zu sehr in die Wissenschaft vertiefen und die Grenze überschreiten, die dem Ungelehrten gezogen ist; aber es schien mir zweckmäßig, denen, welche sich nicht mit den Wissenschaften beschäftigen, eine Andeutung von ihrem Zweck und Nutzen zu geben. Doch habe ich mich dabei auf die Philosophie, Geschichte und Alterthumskunde beschränkt, weil der Nutzen der mathematischen und physikalischen Wissenschaften genug bekannt und anerkannt ist. Da auch im Theodor auf Kunst und Dichtung Rücksicht genommen ist, so berühren sich beide Werke in diesem Gebiete; doch habe ich alle Wiederholungen zu vermeiden gesucht. Die Religion mußte ebenfalls

mit in den Bildungskreis des Heinrich Melchthal eintreten, doch nur von ihrer rein gemüthlichen Seite; und daher waren Wiederholungen eher zu vermeiden.

Ausser der persönlichen Ausbildung war die sittliche Gesinnung noch ein Hauptgegenstand, den ich ins Licht setzen wollte. Aus dem großen sittlichen Gebiete aber wählte ich das Berufs- und öffentliche Leben aus, um zu zeigen, wie ein edler Mensch sich darin bewegen müsse. Die sittliche Krankheit unsrer Zeit, die Selbstsucht, herrscht besonders in diesen Kreisen, worin sich gerade die edelste Begeisterung kund geben sollte; und daher glaubte ich von dieser Seite am wohlthätigsten auf den sittlichen Geist des Zeitalters einwirken zu können. Ich gab meinem Helden einen Beruf, der am meisten die Selbstsucht begünstigt, und ließ ihn denselben in dem Sinne auffassen, wie ein jeder Beruf aufgefaßt werden soll. Was

das öffentliche Leben betrifft, so lag mir die Absicht ganz fern, irgend ein politisches System zu empfehlen und die Umwälzungssucht zu begünstigen; vielmehr wollte ich zeigen, daß alle Verbesserungen im öffentlichen Leben nur auf dem Wege der stillen Wirksamkeit des Gemeingeistes und der Gemeinnützigkeit gewonnen werden können. Daher habe ich die politische Begeisterung der deutschen studierenden Jugend in der Zeit nach dem napoleonischen Kriege in ein ungünstiges Licht gestellt, ungeachtet sie mir wegen der vielen edlen Jünglinge, die sie getheilt, und von denen ich Manche genau gekannt habe, theuer und achtungswerth ist: ich habe sie von der Schattenseite dargestellt, die sie wirklich hatte, nämlich von Seiten ihrer ungestümen Ungeduld und praktischen Unerfahrenheit; ich habe sie aber auch in ihrer Entartung dargestellt, in welche sie nach dem J. 1819 verfiel, da sie sich ins Geheimniß hüllte, und, wie es

mit in den Bildungskreis des Heinrich Melchthal eintreten, doch nur von ihrer rein gemüthlichen Seite; und daher waren Wiederholungen eher zu vermeiden.

Ausser der persönlichen Ausbildung war die sittliche Gesinnung noch ein Hauptgegenstand, den ich ins Licht setzen wollte. Aus dem großen sittlichen Gebiete aber wählte ich das Berufs- und öffentliche Leben aus, um zu zeigen, wie ein edler Mensch sich darin bewegen müsse. Die sittliche Krankheit unsrer Zeit, die Selbstsucht, herrscht besonders in diesen Kreisen, worin sich gerade die edelste Begeisterung kund geben sollte; und daher glaubte ich von dieser Seite am wohlthätigsten auf den sittlichen Geist des Zeitalters einwirken zu können. Ich gab meinem Helden einen Beruf, der am meisten die Selbstsucht begünstigt, und ließ ihn denselben in dem Sinne auffassen, wie ein jeder Beruf aufgefaßt werden soll. Was

das öffentliche Leben betrifft, so lag mir die Absicht ganz fern, irgend ein politisches System zu empfehlen und die Umwälzungssucht zu begünstigen; vielmehr wollte ich zeigen, daß alle Verbesserungen im öffentlichen Leben nur auf dem Wege der stillen Wirksamkeit des Gemeingeistes und der Gemeinnützigkeit gewonnen werden können. Daher habe ich die politische Begeisterung der deutschen studierenden Jugend in der Zeit nach dem napoleonischen Kriege in ein ungünstiges Licht gestellt, ungeachtet sie mir wegen der vielen edlen Jünglinge, die sie getheilt, und von denen ich Manche genau gekannt habe, theuer und achtungswerth ist: ich habe sie von der Schattenseite dargestellt, die sie wirklich hatte, nämlich von Seiten ihrer ungestümen Ungeduld und praktischen Unerfahrenheit; ich habe sie aber auch in ihrer Entartung dargestellt, in welche sie nach dem J. 1819 verfiel, da sie sich ins Geheimniß hüllte, und, wie es

scheint, wirklich mit politischen Planen umging, in welcher Richtung ich mit ihr durchaus keine Berührung gehabt habe. Uebrigens war es nicht mein Zweck, diese merkwürdige Erscheinung, welche, recht behandelt, von großem Segen für das deutsche Volksleben hätte werden können, allseitig und erschöpfend darzustellen, sondern sie diente mir bloß als Gegensatz zu der stillen und doch tiefbegeisterten Gesinnung meines Helden. Da dieser ein Schweizer ist, so habe ich, was die Formen des öffentlichen Lebens betrifft, nur auf die Schweiz Rücksicht genommen, welcher ich auch allerdings zunächst nützen wollte; aber die Gesinnung, die sich in diesen Formen beweist, kann und soll überall Statt finden. In der Theilnahme des Heinrich Melchthal an dem Freiheitskampfe Griechenlands soll sich diejenige politische Begeisterung abspiegeln, welche in großen Bewegungen Thatkraft und Hingebung

beweist, wie denn allerdings die stille bürgerliche Tugend, wenn es gilt, auch eines heldenmüthigen Aufschwungs fähig seyn soll. Der Einsichtsvolle wird von selbst verstehen, daß alles, was mein Held in politischer Hinsicht unternimmt und treibt, nur ein Aeusserungs- und Darstellungs-Mittel seiner Gesinnung seyn soll, und daß in dieser der wahre Zweck liegt; was auch insbesondere von demjenigen gilt, was er nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt vornimmt. Die politische Projectmacherei wollte ich auf keine Weise begünstigen.

Ich würde mich sehr erfreulich belohnt sehen, wenn dieses Werk ein Lesebuch der Jugend würde, und recht viele Jünglinge daraus eine heilsame Anregung für ihre sittliche Gesinnung erhielten. Indessen sollte ich glauben, daß ausserdem nicht nur edle Jungfrauen, sondern auch Leser von reifern Jahren, die für die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens

Theilnahme hegen, Nutzen und Vergnügen darin finden könnten, nicht wegen des dichterischen Werthes für die Unterhaltung, sondern weil so vieles, was dem edlen Menschen wichtig seyn muß, darin ins Licht gestellt oder wenigstens berührt ist.

Basel im Junius 1829.

Der Herausgeber.

Heinrich Melchthal.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Sonne hatte sich hinter den Hügel gesenkt, an dessen Fuß, in der Nähe der Schweizerstadt ***, das Landhaus des Rathsherrn Melchthal lag; und eine angenehme Kühlung verbreitete sich umher, während die gegenüber liegenden Berge von der röthlichen Abendsonne warm beschienen dalagen, und der im Thale sich ausbreitende See ihr Bild zurükspiegelte. Frau Melchthal saß mit ihrem Bruder, den man im Hause Oheim Oberst zu nennen pflegte, am Theetische, in Erwartung der Rückkehr der übrigen Familienglieder aus der Stadt und der Ankunft einiger Gäste.

Also morgen, begann der Oberst, soll Heinrich seine Reise antreten. Es ist gut, daß der junge Mensch in die Welt kommt. Soll und muß er Kaufmann werden, so ist es wenigstens besser, daß er sich auswärts etwas versucht, als hier in der Schreibstube versauert. Sein Bruder Abraham

wäre gewiß ein anderer Mensch und nicht so ein Kopfhänger geworden, wenn er fremde Luft gerochen hätte.

Du hast es so gewollt, erwiederte Frau Melchthal, und mein Mann hat dir hierin nicht ungern nachgegeben, da er selbst in ****, wohin Heinrich gehen soll, eine kurze Zeit als Jüngling gern zugebracht hat. Aber ich gestehe dir, daß ich mit Widerstreben darein gewilligt habe, und mit Schmerz an den Abschied denke. Noch nie war eines meiner Kinder lange abwesend; und als Abraham einst nur einige Wochen auf Reisen war, konnte ich nie recht froh werden. Und die Nothwendigkeit, in die Fremde zu gehen, sehe ich nicht recht ein. Was hast du gegen meinen Sohn Abraham? Ist er nicht ein geschickter Kaufmann, ein redlicher Bürger und ein treuer Gatte und Vater?

Liebe Schwester, versetzte der Oberst, du magst freilich als Weib und Mutter mit diesen Eigenschaften zufrieden seyn, aber ein Mann, der die Welt gesehen, verlangt noch mehr, und sieht Fehler, die sich dir und vielen Andern, die nicht aus der Stadt gekommen sind, verbergen oder in einem milden Lichte darstellen. Doch du billigst es ja selbst nicht, daß Abraham das Andachtsstündlein beim Pfarrer S. besucht, und alle Tage

düsterer und strenger wird, so daß er jeder, auch der unschuldigsten Lebensfreude feind ist.

Nun ja, antwortete sie, ich billige dieses nicht; aber es ist doch besser, zu streng, als gleichgültig und ungläubig zu seyn. Auch das gehört mit zu meinen Besorgnissen, daß Heinrich in Deutschland, wo so viel Unglaube herrschen soll, in Gefahr kommt, an seinem Glauben irre zu werden.

Der Oberst wollte dieser Besorgniß durch eine schickliche Antwort begegnen, wurde aber daran gehindert durch die Ankunft seines Schwagers, des Rathsherrn Melchthal, nebst den erwarteten Gästen, Herrn und Frau Neuhaus, Verwandten des Hauses, deren Tochter Gertrud mit Heinrich verlobt war. Die liebliche Braut, ein zart aufgeschossenes Mädchen von siebzehn Jahren, kam bald nach. Emma, die Tochter des Hauses, ihre Gespielin, war ihr entgegen geeilt, und hatte sie plaudernd zurückgehalten. Bald erschien auch der Sohn Abraham mit seiner Gattin, und die Gesellschaft war vollzählig bis auf den Sohn Heinrich, der in die Stadt gegangen war, um Abschiedsbesuche zu machen, und dessen Freund Dietrich Treu, den er mitbringen wollte.

Frau Melchthal entschuldigte ihren Sohn Heinrich, daß er später als die ihm zu Ehren gela-

denen Gäste erschien. Dessen künftige Schwiegermutter aber erwiederte, daß dies natürlich sey, da er so viele Besuche zu machen habe, und gewiß bei Allen aufgehalten werde, indem er überall beliebt sey. Das Gespräch lenkte sich nun natürlich auf Heinrichs Reise-Vorhaben, und die Mutter verhehlte nicht, daß es ihr schwer falle, ihren Sohn von sich zu lassen. Frau Neuhaus, die, in Beziehung auf ihre Tochter, kein Gefallen an der Reise hatte, gab ihr hierin Recht. Der Oberst wandte sich an die beiden Jungfrauen mit der scherzenden Frage, was sie zu der nahen Abreise sagten. Emma erklärte, daß sie das Gefühl der Mutter theile, und Gertrud blieb die Antwort schuldig, indem sie sich zum Lächeln zwang und den thränenfeuchten Blick seitwärts wandte.

Hierauf nahm der Hausherr das Wort, und sagte: Ich danke es meinem Schwager, daß er mich auf den Gedanken, meinen Sohn reisen zu lassen, gebracht und in der Ausführung unterstützt hat. Heinrich kommt in das Haus eines tüchtigen Kaufmannes, meines Freundes, wo er eine gute Schule machen kann; er lernt da den wahren Großhandel, der nur in einer Seestadt gedeiht. — Den sonst trocknen und stillen Mann ergriff die lebhafte Erinnerung an die ehedem in

jener Handelsstadt zugebrachten Tage, und er gab der Gesellschaft einige muntere Schilderungen und Erzählungen zum Besten.

Das Gespräch fiel nun auf Zeitungs- und Stadt-Neuigkeiten, bis Heinrich mit seinem Freunde Dietrich erschien.

Wie siehst du erhitzt aus, rief die Mutter ihrem Sohne entgegen mit ihrer oft nur zu weit getriebenen Sorglichkeit: du hättest nicht sollen zu Fuße gehen.

Habe keine Sorge, liebe Mutter, erwiederte der Sohn, sie küssend: ich bin gar nicht warm. — Er war durch das viele Sprechen bei den gemachten Besuchen, durch die lebhafte Unterredung mit seinem Freunde Dietrich und überhaupt durch den Gedanken des nahen Abschieds sehr aufgeregt; dazu fand er seine geliebte Gertrud gegenwärtig, der sein Herz entgegenschlug: und so erschien der in der Fülle der Gesundheit blühende Jüngling mit erhöhter Gesichtsfarbe, mit belebteren Zügen und feurigerem Blicke. Gertruds Augen ruheten mit Wohlgefallen auf ihm, und nie war er ihr schöner erschienen, als gerade jetzt, wo sie ihn bald auf lange Zeit verlieren sollte.

Nachdem Heinrich mit Lebhaftigkeit Einiges von seinen gemachten Abschiedsbesuchen erzählt hatte, sagte der Oberst: Seht nur, Heinrich ist

schon vor seiner Abreise ein ganz anderer Mensch geworden; so beredt und lebendig habe ich ihn noch nie gesehen: wie wird er erst von der Reise zurückkommen, wenn er fremde Länder und Menschen gesehen hat!

Ja! lieber Oheim, erwiederte der Jüngling: ich fühle mich wunderbar bewegt. Wehmuth erfüllt mich (und hierbei warf er einen zärtlichen Blick auf die Braut), und doch ergreift und hebt mich auf eine freudige Weise der Gedanke an die vielen neuen Erfahrungen, denen ich entgegen gehe.

Die Gesellschaft theilte sich nun. Einige setzten sich zu einer Whistparthie nieder; Andere gingen mit dem Hausherrn, eine neue Gartenanlage zu besehen; und die jungen Leute vereinigten sich zu einem grössern Spaziergange. Heinrich suchte ein vertrautes Gespräch mit seiner Braut, und Dietrich folgte ihm in einiger Entfernung mit der Schwester, um deren Liebe er mit Genehmigung der Eltern warb.

Im Gespräch über den nahen Abschied und die bevorstehende lange Trennung waren Heinrich und Gertrud auf dem Gipfel des Hügels angekommen, welcher die ganze Gegend beherrschte, und wo sich ihnen das prächtige Schauspiel der untergehenden Sonne darbot. Sie standen still, und schauten schweigend zu. Beide liebten die

schöne Natur, verstanden es aber nicht, ihre Gefühle darüber auszusprechen und auszutauschen.

Gertrud schmiegte sich an ihren Geliebten. Bange Wehmuth ergriff sie, als die Sonne hinter die Berge sank: sie seufzte und vergoß Thränen. Ach! Heinrich, sagte sie: so geht auch unser gehofftes Glück unter: es ahnet mir, wir werden uns nicht wieder sehen.

Heinrich suchte sie zu beruhigen, und sprach mit fester, froher Hoffnung von der Zeit seiner Rückkehr. Da gestand sie ihm, daß ein Traum der vergangenen Nacht sie ängstige, den sie für Unglück=weissagend halte.

Mir träumte, erzählte sie, ich gäbe dir beim Abschiede das Geleite bis vor die Stadt. Als wir hinaus auf das Feld kamen, schienen überall Blumen vor unsern Tritten aufzuschießen; zu beiden Seiten des Weges blüheten sie, und so groß und schön, wie ich noch keine gesehen. Bald schien uns ein Meer von Blumen zu umgeben, es umwogten uns Blumenwellen, und eine ergriff mich und riß mich von dir weg. Ich kämpfte, sank aber unter; ich tauchte wieder auf, sah aber um mich her nichts, als das wogende Blumenmeer, und dich erblickte ich in der Ferne am Gebirge, mit großen Schritten deinen Weg fortsetzend. In diesem Augenblicke riß mich eine da=

her sich wälzende große Woge in die Tiefe hinab, und mir war, als wenn ich stürbe. — Blumen, setzte sie hinzu, bedeuten Thränen und Tod, wie man sagt.

Der liebende Jüngling blieb nicht unbewegt von dem ahnungsvollen Schmerze der Geliebten, nahm aber alle seine Vernunft zusammen, um sie und sich selbst zu beruhigen. Beide waren fromm erzogen, und hatten den Unterricht ihres gemeinschaftlichen Religionslehrers noch wohl im Gedächtniß. Darauf sich beziehend, erinnerte er das abergläubige Mädchen, daß man nicht auf Träume achten dürfe, sondern Gott und seiner Leitung vertrauen solle.

Der Oheim, fuhr er fort, der Vater, der fromme Pfarrer, alle Verständigen haben zu dieser Reise gerathen; ich verspreche mir davon nützliche Belehrung, und du selbst hast den Entschluß gebilligt. Nun lässest du dich von dem Schmerze des Abschiedes so erschüttern, daß du den nichtigen Bildern eines Traumes eine so wichtige Bedeutung beilegst. Bin ich nicht in Gottes Hand draussen in der Fremde, wie hier zu Hause? Hängt es nicht von seiner Allmacht und Weisheit ab, ob unser Bund vollzogen werden soll? Vertrauen wir seiner unendlichen Güte, der wir bisher so viel Gutes zu verdanken haben!

Indem kamen Dietrich und Emma herbei. Sie waren frohen Muthes, indem sie eben mit einander einig geworden waren, und Emma dem in sie dringenden Jünglinge ihr Wort gegeben hatte, daß sie ihm nach ihrers Bruders Zurückkunft die Hand reichen wollte. Dietrich verkündigte sein Glück, und verschaffte durch seine Zuversicht dem frohen Gedanken an ein glückliches Wiedersehen auch in Gertruds Herzen den Sieg. Beide Paare traten unter süßem Gespräche den Rückweg an. Die Dämmerung des Haines, der sich am Hügel herabzog, umfing sie. Da umarmte Heinrich die Geliebte, und besiegelte mit einem Kusse das Versprechen eines treuen, beständigen Angedenkens. Als sie aus dem Wäldchen heraustraten, ging eben der Vollmond auf, und sein sanftes Licht goß Ruhe in Gertruds Seele. Sie ermahnte Heinrichen, ihr recht fleißig zu schreiben, und freute sich mit kindlichem Sinne auf den Empfang seiner Briefe. Die Eßglocke ertönte, und man eilte hinab zum Hause, um sich zu Tische zu setzen.

Gegen das Ende der Mahlzeit wurde Gertrud wieder trauriger, und Heinrich suchte sie vergebens aufzuheitern. Als man aufgestanden war, und die Gesellschaft sich zum Fortgehen anschickte,

führte er die bebende Geliebte hinaus ins Freie, um ihr noch ein Wort des Trostes zu sagen.

Ermanne dich, Liebe, sagte er zu ihr, glaube und hoffe! Blicke auf zu den Sternen, über welchen der gütige Vater wohnt: bei ihm suche Trost und Stärkung! Und wenn du für mich, für mein Leben und meine Gesundheit, fürchtest, so bete fleißig für mich, so wie ich für dich beten will. O Vater im Himmel, gib diesem theuern Herzen Trost und Ruhe!

Ja, Heinrich, sagte sie ihre Thränen trocknend, wir wollen für einander beten; und so wird alles gut gehen.

Sie schlossen sich einander in die Arme, und in einem langen Kusse verschmolzen ihre reinen, liebenden Seelen. Sie kamen gefaßt zur Gesellschaft, und beim Abschiede war Gertrud nur weich und zärtlich, nicht trostlos. Ihre blauen Augen standen voll Thränen, lächelten aber heiter hindurch.

Heinrich hatte noch vor Schlafengehen eine Unterredung mit seiner Mutter. Mit zärtlicher Besorgniß warnte sie ihn vor allem, was seiner Gesundheit schädlich seyn könnte, ermahnte ihn zur Mäßigkeit und Ordnung, und beschwor ihn unter Thränen, seinem frommen Glauben, der

Tugend und der einfachen väterlichen Sitte getreu zu bleiben.

Du wirst, sagte sie, zum Theil in schlechte, verführerische Gesellschaft kommen, der du dich nicht, ohne den Anstand zu verletzen, entziehen kannst: dann habe Gott vor Augen und im Herzen, und denke an deine Mutter, die immer für dich zu Gott betet. Verschließe dein Herz den frevelhaften Reden, die du hören wirst, und laß dich nicht vom *blendenden Witz und Scharfsinn einnehmen*. Ach Gott! wenn ich bei der Rückkehr nicht den frommen, unschuldigen Sohn, sondern einen entarteten Wildfang oder einen glatten Weltmenschen wieder empfinge: ach! lieber wollte ich dich im Sarge sehen. — Hier fiel ihr der Sohn an die Brust, und gelobte weinend, daß sie nie diesen Schmerz erleben sollte.

Vor den Netzen, fuhr sie fort, welche dir weibliche *Schönheit stellen könnte*, brauche ich dich *nicht zu warnen, da du eine liebende*, schöne Braut daheim lässest. Aber du wirst viel gebildetere und gelehrtere Frauen, als die einfache Gertrud ist, kennen lernen, und davor warne ich dich. Laß dich nicht blenden, und bewahre dir dein Glück! Gertrud liebt dich von Herzen, und wird dich glücklich machen. Die gelehrten Frauen glänzen ausser dem Hause, aber in demselben

taugen sie nichts, und sind schlechte Gattinnen und Mütter.

Wir überlassen dem Leser, sich die Antwort zu denken, welche der liebende Jüngling auf diese Warnung gab. Ihm war die Untreue gegen seine Braut so undenkbar, wie dieser selbst, die ihm an diesem ganzen Abend auch nicht ein Wort des Argwohns und der Besorgniß in dieser Hinsicht gesagt hatte. Glückliche Arglosigkeit unschuldiger, unerfahrner Herzen! Warum muß die Erfahrung so oft ihren Frieden trüben? Doch wir wollen keine Besorgniß für die Treue unsres jungen Helden erwecken, sondern ihn mit dem Vertrauen in die Welt begleiten, das ihm seine Braut schenkte, und das er zu verdienen wissen wird.

Zweites Kapitel.

Wir haben unsern Lesern die Vorgänge des letzten Abends, den Heinrich Melchthal im väterlichen Hause vor seiner Abreise zubrachte, geschildert, nicht um sie durch ein geistreiches, lebhaftes Gemälde zu unterhalten, sondern um sie *mit dem einfachen Leben, in dem er sich bisher* bewegt hatte, bekannt zu machen. Wie das öffentliche Leben in seiner Vaterstadt sich still in den Formen der Verfassung fortbewegte: so still und ruhig war auch das häusliche Leben, besonders in seiner Familie.

Der Vater war ein schlichter Mann ohne große Fähigkeiten und Bildung des Geistes, der *in früheren Jahren allen Fleiß* auf die Betreibung seines Handelsgeschäftes gewendet, und nachdem er es seinem Sohne Abraham abgetreten hatte, seine Muße den Amtsverrichtungen eines Rathsherrn widmete, wozu er sich durch Erfahrung und Uebung die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben hatte, ohne jedoch eine ausgezeichnete Stelle unter seinen Amtsgenossen zu behaupten.

taugen sie nichts, und sind schlechte Gattinnen und Mütter.

Wir überlassen dem Leser, sich die Antwort zu denken, welche der liebende Jüngling auf diese Warnung gab. Ihm war die Untreue gegen seine Braut so undenkbar, wie dieser selbst, die ihm an diesem ganzen Abend auch nicht ein Wort des Argwohns und der Besorgniß in dieser Hinsicht gesagt hatte. Glückliche Arglosigkeit unschuldiger, unerfahrner Herzen! Warum muß die Erfahrung so oft ihren Frieden trüben? Doch wir wollen keine Besorgniß für die Treue unsres jungen Helden erwecken, sondern ihn mit dem Vertrauen in die Welt begleiten, das ihm seine Braut schenkte, und das er zu verdienen wissen wird.

Zweites Kapitel.

Wir haben unsern Lesern die Vorgänge des letzten Abends, den Heinrich Melchthal im väterlichen Hause vor seiner Abreise zubrachte, geschildert, nicht um sie durch ein geistreiches, lebhaftes Gemälde zu unterhalten, sondern um sie mit dem einfachen Leben, in dem er sich bisher bewegt hatte, bekannt zu machen. Wie das öffentliche Leben in seiner Vaterstadt sich still in den Formen der Verfassung fortbewegte: so still und ruhig war auch das häusliche Leben, besonders in seiner Familie.

Der Vater war ein schlichter Mann ohne große Fähigkeiten und Bildung des Geistes, der in früheren Jahren allen Fleiß auf die Betreibung seines Handelsgeschäftes gewendet, und nachdem er es seinem Sohne Abraham abgetreten hatte, seine Muße den Amtsverrichtungen eines Rathsherrn widmete, wozu er sich durch Erfahrung und Uebung die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben hatte, ohne jedoch eine ausgezeichnete Stelle unter seinen Amtsgenossen zu behaupten.

Die Mutter stand ihm ungefähr an Bildung gleich, übertraf ihn aber an Tiefe des Gemüths, und umfing ihre Kinder mit einer Innigkeit der Liebe, wodurch sie ein Muster ächter Mütterlichkeit war. Beide Eltern waren sehr fromm, und hatten auch ihre Kinder sorgfältig zur Gottesfurcht angehalten; aber wenn sie auch nicht erleuchtet waren, so hielten sie sich doch von aller düstern Ueberspannung fern, und mit leiser Mißbilligung sahen sie ihren Sohn Abraham sich auf diese Seite hinneigen.

Ihr zweiter Sohn Heinrich hatte diejenige Bildung erhalten, welche bei Jünglingen seines Standes und Berufes gewöhnlich war. Er hatte bis in sein fünfzehntes Jahr die Schule in seiner Vaterstadt besucht, sodann einige Jahre in einer Erziehungs-Anstalt in Genf zugebracht, und zuletzt in der Schreibstube seines Bruders gearbeitet. Er hatte ziemlich viel Kenntnisse in der Mathematik, und sprach und schrieb geläufig das Französische; hingegen war seine grammatische Kenntniß der deutschen Muttersprache noch sehr unsicher, und der genossene Unterricht in der französischen Litteratur, der Geschichte und den Naturwissenschaften war oberflächlich und ungeordnet gewesen. Er war von Anfang an zum Kaufmannsstande bestimmt, und gewöhnt worden, fast alles,

was er lernte, auf seinen künftigen Beruf zu beziehen. Seine Lehrer in Genf hatten es nicht verstanden, seinen Sinn für die Wissenschaft und Geistesbildung aufzuschließen, obgleich es ihm nicht an Fähigkeit und Fleiß fehlte. Die Geschichte zog ihn sehr an; und wenn der Unterricht darin besser gewesen wäre, so hätte er dafür geweckt werden können. Auch las er fleißig und aus eigenem Triebe die französischen Klassiker; doch waren sie nicht geeignet, einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth zu machen. Weit mehr zogen ihn die deutschen Dichter an, die er erst nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt zu lesen anfing; aber das rechte Verständniß derselben war ihm noch nicht aufgegangen. Er fand sich durch das Lesen derselben unterhalten, angezogen, gerührt und erregt, wußte aber die rechte Beziehung auf das Leben noch nicht zu finden. Auch war sein Geschmack noch gar nicht sicher, und er las das Mittelmäßige, wenn es nur unterhaltend war, eben so gern und wohl noch lieber, als das, was als vortrefflich und musterhaft anerkannt ist. Mit entschiedener Liebe trieb er die Musik, und hatte es im Spielen der Flöte ziemlich weit gebracht, war auch auf dem Klaviere nicht ungeschickt; und wenn er mehr Gelegenheit gehabt hätte, gute Concert- und Opern-Musik zu hören, so würde

er noch tiefer in den Geist der Kunst eingedrungen seyn.

Dem Kaufmannsberufe hatte er sich aus kindlichem Gehorsam gewidmet, ohne daran zu denken, daß es anders seyn könnte. Zwar hätte sein Oheim, der in englischen Diensten gestanden hatte und jetzt seinem Vaterlande als Oberst der Landwehr diente, gern gesehen, daß sein Liebling Heinrich sich dem Kriegerberufe widmete; aber die Eltern wiesen dieses Ansinnen entschieden zurück, und der alte Herr war so vernünftig, den Knaben nicht durch Aeusserung seines Wunsches zum Ungehorsam und zur Unzufriedenheit zu reizen. Alles, was er sich erlaubte, war, daß er zuweilen über das kaufmännische Treiben spöttelte, und seine Verachtung des engherzigen Geizens nach Gewinn aussprach. Heinrich hörte solche Aeußerungen, ohne sich in der Wahl seines Lebensberufes irre machen zu lassen, indem er glaubte, daß man jenen Fehler wohl vermeiden könne. Als er späterhin zu seiner Gertrud Neigung faßte und ihre Gegenliebe gewann: so erschien ihm seine Bestimmung zum Kaufmann, die er bisher als etwas von aussen Gegebenes angesehen, sogar wünschenswerth, weil sie ihm die Aussicht auf einen baldigen eigenen Hausstand eröffnete. Denn wie reich sein Vater war, so hätte er ihm doch nicht erlaubt, ein

Weib zu nehmen, ohne ein eigenes Geschäft begonnen zu haben.

Wir finden unsern Freund am Morgen des andern Tages im Reisewagen, in Gesellschaft eines jungen Mannes, mit Namen Franz Meier. Er war der Sohn eines befreundeten Kaufmanns in einer benachbarten Stadt, und hatte sich Heinrichen zum Reisegefährten angetragen, indem er diese Gelegenheit benutzen wollte, einen Theil der zu unternehmenden großen Reise in Gesellschaft zu machen. Denn Heinrich wollte auf einem Umwege nach dem Orte seiner Bestimmung gehen, um einen Theil von Deutschland kennen zu lernen. Beide Jünglinge kannten sich nur entfernter Weise, und waren eben so verschieden an Charakter und Gesinnung, wie das Leben in ihren Familien verschieden war; auch sahen Heinrichs Eltern diese Begleitung nicht gern, und hatten sie nur, um nicht zu beleidigen, zugegeben.

Anstatt der anspruchlosen Einfachheit und Sparsamkeit, welche im Melchthal'schen Hause herrschte, war im Meier'schen Alles auf Glanz und Prunk eingerichtet, während doch bei dem großen Aufwande, der getrieben wurde, nicht selten eine gemeine Kargheit zum Vorschein kam. Frau Meier war eine geborne Französin, und hatte in ihr Haus einen Welt- und Hofton ein-

geführt, der zu den schlichten bürgerlichen Sitten der kleinen Stadt gar nicht paßte. Sie hatte manche achtungswerthe Eigenschaften, und war besonders eine zärtliche, sorgsame Mutter; aber die Eitelkeit trübte alles Gute in ihr, und machte die Sorgfalt, mit welcher sie ihre Kinder erzog, verderblich. Sie gewöhnte sie, alles nur in sofern zu schätzen und sich anzueignen, als es äusserlich gefiel und in der Welt galt; und diese Richtung ist bei weitem schädlicher, als diejenige auf das Brauchbare und Nützliche. Ohnehin wurde den jugendlichen Herzen durch das Leben im Hause der Hang zum Glanze und Genusse und der Stolz auf den Reichthum eingepflanzt. Und da es beiden Eltern an der wahren, herzlichen Frömmigkeit fehlte, so entbehrten die Kinder des gesegneten Einflusses, den das Beispiel frommer Eltern auf zarte Gemüther ausübt.

Franz war nicht ohne glückliche Anlagen des Geistes und Herzens, und für seine Ausbildung hatte man keine Kosten gespart. Wirklich konnte er auch auf den ersten Anblick für einen sehr wohl erzogenen und gebildeten Jüngling gelten. Da er sich schon in Frankreich aufgehalten hatte, so war ihm eine Anmuth und Bequemlichkeit des gesellschaftlichen Betragens eigen, wodurch er sehr hätte gefallen können, wenn er sich der einem

Jünglinge geziemenden Bescheidenheit beflissen hätte. Er hatte mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten, und war ziemlich belesen. Er konnte, nicht ohne Geist und Witz, ein Gespräch führen; ja, er hatte eine gewisse Regsamkeit des Gefühls, womit er sich in fremde Stimmungen zu versetzen und sich warm und wohlthuend anzuschmiegen im Stande war. Aber es fehlte ihm an einer festen, guten Gesinnung und einer ihren Gegenstand treu umfassenden Liebe. Der vorherrschende Zug seines Charakters war eine sehr reizbare Selbstliebe, welche sich durch die geringste Zurücksetzung beleidigt fand. Manche, die ihn näher kannten, hatten ihn in Verdacht, daß er während seines Aufenthaltes in Frankreich die Unschuld seiner Sitten verloren habe; und in der That entbehrte sein Betragen gegen das weibliche Geschlecht jener edlen Schüchternheit, welche einen unschuldigen Jüngling so wohl kleidet.

Drittes Kapitel.

Unsre beiden Reisenden führte ihr Weg durch ein Paar Schweizerstädte, wo sie einen kurzen Aufenthalt zu machen gedachten, um daselbst theils alte Bekanntschaften zu erneuern, theils sich neue zu erwerben. In *.*, wo sie zuerst hinkamen, hatten beide bei Herrn Neuß, der mit seiner verwittweten Schwester und deren Kindern in der Nähe der Stadt, am reizenden Ufer des Rheines, ein Landhaus bewohnte, Empfehlungsbriefe abzugeben, und wurden zu einer Abendgesellschaft eingeladen, zu welcher sich mehrere ausgezeichnete Männer und Frauen einfanden.

In solcher Gesellschaft hatte sich Heinrich noch nie befunden, und die Unterhaltung, welche da Statt fand, nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Man spielte nicht; das Gespräch drehete sich nicht bloß um Tages- und Stadt-Neuigkeiten; die wichtigern Angelegenheiten der Tagesgeschichte kamen allerdings zur Sprache; aber vorzüglich unterhielt man sich über die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Litteratur und Kunst, und tauschte darüber sehr verständige und geschmack-

volle Urtheile aus. Herr Reuß und seine Freunde waren Männer nicht nur von vieler Belesenheit, sondern auch von vieler Welterfahrung, hatten sich auf Reisen umgesehen und in der gebildeten Gesellschaft bewegt, und wußten das Gespräch durch manche anziehende Mittheilungen aus dem Schatze ihrer Erfahrung zu würzen und zu beleben.

Einer der Gäste war ein in seinem Kreise sehr beliebter Dichter, den nur die Bescheidenheit bisher verhindert hatte, sich dem Publikum bekannt zu machen; und dieser las auf Verlangen eine seiner neuesten poetischen Erzählungen vor, welche sehr viel zur Erheiterung der Gesellschaft beitrug. Nachher kamen musikalische Unterhaltungen an die Reihe, und die älteste Tochter des Hauses, Cölestine, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, aber schon vollkommen erwachsen, trug eine Sonate auf dem Pianoforte mit vieler Geschicklichkeit vor. Unsere Reisenden wurden auch aufgefordert, etwas zur Unterhaltung beizutragen, da man gehört hatte, daß sie musikalisch seyen. Franz spielte Variationen auf dem Klavier, und zeigte eine sehr glänzende Fertigkeit; unserm Heinrich aber gelang es, durch sein Flötenspiel, womit er Cölestinens Clavierspiel begleitete, einen sehr gefühlvollen Beifall einzuernten.

Bei dieser Gelegenheit unterhielt sich unser Freund eine Zeitlang mit diesem Mädchen, welches bei kindlicher Unbefangenheit sehr viel Verstand und Gefühl zeigte. Ihre aufblühende Schönheit machte auf sein von Gertruds Bild erfülltes Herz keinen Eindruck; aber ihr ernst gemüthliches Wesen zog ihn sehr an, und er fühlte für sie ein herzliches Wohlwollen. Franz, der ihre Schönheit ins Auge faßte, suchte sich ihr auch zu nähern, ja er drängte sich an sie; aber sie war gegen ihn sehr zurückhaltend, und es gelang ihm nicht, eine bedeutende Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Seine Eitelkeit wurde überhaupt an diesem Abend sehr wenig befriedigt, ja verletzt. Er mischte sich zuweilen auf eine etwas vorlaute Weise ins Gespräch, aber was er sagte, wurde wenig beachtet. Heinrichs Bescheidenheit dagegen schien der Gesellschaft zu gefallen, und Cölestinens Mutter beehrte ihn mit einer längern Unterhaltung.

Hierbei entdeckte es sich, daß sie mit ihrer Tochter Cölestine bei einem Aufenthalte in einem süddeutschen Bade im vergangenen Sommer die Bekanntschaft der Gattin des norddeutschen Kaufmanns, zu welchem Heinrich gehen wollte, gemacht hatte; und beide versprachen ihm Briefe

an sie, die er am andern Morgen abzuholen bereitwillig war.

Als er sich zur rechten Zeit einstellte, fand er Cölestinen mit dem Unterrichte ihrer jüngern Schwester beschäftigt. Sie führte ihn zu ihrem Oheim, bei dem sich einer der Freunde befand, die er am vorigen Abend gesehen hatte. Herr Reuß verabschiedete ihn auf eine sehr wohlwollende Weise, indem er ihn ermahnte, seine Reise durch Deutschland und den Aufenthalt in * * * * dahin zu benutzen, seinen Geist zu bereichern und zu erweitern.

Den jungen Schweizern, besonders Ihren Mitbürgern, sagte er, thut es sehr noth, sich auswärts umzusehen. Unser schweizerisches Leben ist etwas beschränkt und eintönig; wir befinden uns zu wohl in unserm bürgerlichen und häuslichen Leben, um nicht engherzig und abgeschlossen zu werden. Das gesellige Leben in Deutschland werden Sie viel reicher und beweglicher finden, als in Ihrer Vaterstadt.

Heinrich bemerkte, daß er es schon hier weit anders gefunden habe, und versprach, seine Reise bestmöglich zu benutzen. Cölestine gab ihm die Briefe nach * * * *, und trug ihm die herzlichsten Grüße an ihre Freundin auf, von welcher sie sehr viel Gutes sagte.

In Begleitung des Hausfreundes trat er den Rückweg nach der Stadt an. Er benutzte diese Gelegenheit, sich genauer nach der Neußischen Familie zu erkundigen, und der gefällige, wohlwollende Mann unterrichtete ihn gern. Herr Neuß war ein reicher, unabhängiger Mann, der allein sich und seiner Familie lebte. Da er unverheurathet geblieben war, so vertrat er bei den Kindern seiner Schwester Vaterstelle. Er hatte, ohne eigentlicher Gelehrter zu seyn, sich sehr gründliche Kenntnisse in der Litteratur sowohl der alten als neuen Sprachen erworben; auch war er ein sehr tüchtiger Kunstkenner, und in der Landschaftsmalerei hatte er es so weit gebracht, daß man ihn sogar Künstler nennen konnte.

Mit einem Worte, sagte der Hausfreund, er ist ein gebildeter Mann, der sich eben so sehr im Kreise von Gelehrten und Künstlern, als in der feinen Gesellschaft geltend zu machen weiß. Und solche Männer schätze ich noch höher als Gelehrte und Künstler selbst: sie dienen als Vermittler der Wissenschaft und Kunst, führen den reinen Gewinn derselben in das Leben und die Gesellschaft ein, und verschaffen ihnen Achtung und Verehrung.

Hat er denn, fragte Heinrich, nie ein Geschäft getrieben, ein Amt bekleidet oder sich irgend einem Berufe gewidmet?

Nie, antwortete der Hausfreund. Ausser der Verwaltung seines Vermögens, hat er sich mit nichts beschäftigt, als mit den Wissenschaften und Künsten und seiner Ausbildung.

„Ist er auch nicht als Schriftsteller aufgetreten?“

„„Er hat Einiges ausgearbeitet in seinem Pulte liegen; aber er will es nicht bei seinen Lebzeiten erscheinen lassen.““

„Verzeihen Sie, wenn *ich* darüber mein Befremden äussere. *Mir ist es* durch Beispiel und Lehre eingeprägt worden, daß Jedermann ein Geschäft, ja einen Erwerb treiben müsse, wenigstens in seiner Jugend. Bei uns ist es gewöhnlich, daß auch die reichsten Söhne, wenn sie heurathen, ein Handelsgeschäft beginnen, und wenigstens den größten Theil ihres Unterhalts selbst erwerben müssen. Man mißbilligt es, wenn Einer, der früh seine Eltern beerbt hat, unthätig von seinen Zinsen lebt. Mein Vater pflegt zu sagen, erst nachdem der Mann durch seinen Fleiß sich selbst etwas erworben, könne er mit Selbstzufriedenheit der Ruhe genießen; und dann noch müsse er ein öffentliches Geschäft treiben, um nicht unthätig zu seyn, um zu nützen.“

Der Hausfreund erwiederte lächelnd: Ja, ich kenne diese Ansicht, und weiß, daß sie besonders

in Ihrer Vaterstadt herrschend ist. Es ist das Nützliche, wornach man dort strebt; es ist der Erwerb, worauf man Alles bezieht. Muß denn aber alle Thätigkeit und alles Streben darauf berechnet werden, wie viel dadurch Geld und Gut gewonnen wird? Gibt es denn nichts Edleres im Menschenleben? Wozu dient die Anhäufung des Vermögens, wenn man es nicht zu höheren Zwecken verwendet? Glücklich derjenige, der, wie mein Freund, durch ein ererbtes Vermögen über das gemeine Treiben des Bedürfnisses hinweggehoben ist; und Lob und Ehre demjenigen, der, wie er, eine solche Lage so trefflich zu seiner Ausbildung benutzt hat!

„Aber sollte er nicht wenigstens Andern nützen, ein nützliches Amt bekleiden oder sonst etwas treiben, wodurch er sich als einen brauchbaren Mann in der Gesellschaft geltend machte?“

„„Nützlich, brauchbar, das ist nicht der Maßstab, nach dem man das Höchste messen soll. Mein Freund ist ein Mann, der nicht durch das gilt, was er Andern in die Hand gibt, was er leistet und schafft, sondern durch das, was er ist. Er ist ein Mensch im ganzen Sinne des Worts, in dem sich das Edle der Menschheit auf eine würdige, wohlthuende Weise kund gibt. Und er ist für Andere viel. Er belehrt, klärt auf, weist

zurecht, ermuntert, erfreut und erhebt, wo er auftritt. Sein Haus ist eine Schule der edlen Bildung, des guten Geschmackes, alles dessen, was den Menschen ziert und adelt. Das heißt auch nützen, wenn Sie wollen, aber nicht nützen, in Ihrem Sinne und im Sinne Ihrer Mitbürger. Und dann ist er der Erzieher und Lehrer seiner Schwester-Kinder. Seine Nichte Cölestine verspricht ein Muster ihres Geschlechts zu werden; sie hat die trefflichsten Anlagen und einen ernsten, tiefen Sinn; und bei einer solchen Leitung kann sie sich nur zu etwas Ausgezeichnetem entwickeln.““

„Ja, ich hörte, daß sie in den neuern Sprachen und im Zeichnen schon ziemliche Fortschritte gemacht hat; ich war selbst Zeuge, daß sie eine sehr fertige Klavierspielerin ist, und sah sie sich mit dem Unterrichte ihrer jüngern Schwester beschäftigen. Aber — haben Sie auch hier Geduld mit meinen Vorurtheilen! — gibt das nicht ein sogenanntes gelehrtes Frauenzimmer? Meine Mutter und alle verständigen Frauen meiner Bekanntschaft halten das nicht für die Bestimmung des Weibes; es soll Gattin, Mutter, Hausfrau seyn, nicht ein Mittelding zwischen Mann und Weib.“

„„Also hat Ihnen Cölestine, die sonst Allen gefällt, nicht gefallen? Man sieht wohl, daß Sie schon gewählt haben, sonst — —““

„O sie hat mir sehr gefallen; sie ist einfach, bescheiden, theilnehmend und gemüthlich.“

„„Nun sehen Sie, also hat ihr bis jetzt die Gelehrsamkeit nicht geschadet, und wird ihr hoffentlich auch ferner nicht schaden. Freilich gelehrt soll das Weib nie seyn, aber gebildet; es soll Kenntnisse und Fertigkeiten haben, seinen Verstand und sein Urtheil, vor allem aber Herz und Einbildungskraft ausbilden, und alles, was es lernt und übt, soll dazu dienen, den Sinn für ein edleres Leben aufzuschließen, die höhere Bestimmung des Menschen und zunächst des Weibes zum Bewußtseyn zu bringen, das innere Leben mit allem Guten und Schönen zu bereichern, damit auch das äussere veredelt und gehoben werde. Das Weib soll nie etwas wissen und verstehen, bloß um es zu wissen und zu verstehen, sondern Alles sogleich mit dem Gemüthe fassen und es in sein lebendig gefühltes Eigenthum verwandeln. Und so wird Cölestine von ihrem Oheim gebildet. Daß er sie ihrer Schwester Unterricht geben läßt, thut er theils darum, daß sie ihre eigenen Kenntnisse dadurch klarer ordnen und fester begründen soll, theils betrachtet er es als eine Vorübung zu ihrer künftigen mütterlichen Bestimmung, die er vorzüglich auch darein setzt, daß die Mutter die Lehrerin ihrer Töchter seyn soll.““

„Aber ist es nicht die erste Pflicht des Weibes, die Pflegerin ihres Mannes und ihrer Kinder und die Ordnerin des Hauswesens zu seyn?“

„„Ja, aber glauben Sie denn, daß sich dieses nicht mit einer gewissen Bildung vereinigen lasse? Cölestine wird auch dazu erzogen. Ihre schwächliche Mutter muß ihr Manches im Hauswesen überlassen; und wäre es nicht dadurch nothwendig, so würde der Oheim aus Grundsatz darauf dringen. Ein verständiges Weib wird nie über dem, was der edleren Zierde des Lebens angehört, das Nothwendige und Nützliche versäumen; und es bleibt zu jenem immer viele Zeit übrig, welche die gemeinen, ungebildeten Frauen in unbedeutender Geselligkeit zu vergeuden pflegen.““

Heinrich trennte sich von diesem Manne, indem er ihm für seine wohlmeinenden Mittheilungen dankte, die ihm so viel Stoff zum Nachdenken boten, ohne ihn jedoch ganz aufgeklärt und überzeugt zu haben.

Das Leben im Neußischen Hause, die Persönlichkeit des Oheims und der Nichte hatten auf sein Gemüth einen wohlthuenden Eindruck gemacht, und ihm war dadurch ein höherer Blick ins Leben aufgegangen; aber eines Theils hing sein Herz mit sehnsüchtiger Liebe an dem Bilde des einfachen Lebens in seines Vaters Hause, an der

stillen Gestalt seiner Mutter und der lieblichen Unschuld seiner Gertrud; andern Theils war sein Verstand noch fest von dem Grundsatze überzeugt, daß der Mann zunächst für das Nützliche und Brauchbare wirken, und sich selbst die Grundlage seines Glückes schaffen müsse. Ich treibe, sagte er zu sich selbst, die Musik auch nicht um des Nutzens willen; aber erst dann macht mir die Beschäftigung damit Vergnügen, erst dann genieße ich die Freuden derselben mit gutem Gewissen, wenn ich mein Tagewerk vollbracht habe.

Viertes Kapitel.

Wir begegnen unserm Freunde wieder bei seinem Austritte aus der Schweiz bei Lindau, wie er am Ufer des Bodensees sitzend, Briefe von Hause, die er vorgefunden, nochmals überliest.

Gertrud hatte ihm geschrieben, daß sie zwar ruhig sei, und ihre trüben Ahnungen durch das Gebet und das Andenken an seine Ermahnungen niedergekämpft habe; aber sie drückte eine sehr wehmüthige Sehnsucht aus, welche das harmlose Mädchen sonst nicht gekannt hatte.

„Ich besuchte gestern, schrieb sie, deine Mutter auf dem Gute: wie einsam und verwaist kam mir Alles vor! Ich besuchte unser Lieblingsplätzchen unter der Linde, von wo wir so gern in das liebliche Thal zu unsern Füßen blickten: es lag noch immer so still und heimlich da, aber es schien um dich mit mir zu trauern. Die Nachtigall im Gebüsch entlockte mir durch ihr sanftes Flöten Thränen, und das Säuseln der Bäume klang mir wie Seufzen.“ — „Was du mir rühmend von Cölestinen schreibst, will meiner Mutter

nicht recht gefallen; sie meint, das gebe ein gelehrtes Frauenzimmer; und daran solltest du keinen Geschmack finden. Ich gestehe, daß mich beinahe eine Regung von Eifersucht anwandelte; aber ich habe wohl Unrecht, da du so offen und unbefangen davon schreibst. Nur habe ich mir vorgenommen, recht fleißig auf dem Klaviere zu seyn, damit du mich einst auch auf der Flöte begleiten kannst. Ach! ohnehin macht mir nichts mehr Vergnügen, was mich sonst erfreute. Der Umgang mit meinen Gespielinnen kommt mir schaal und langweilig vor; ich bin zerstreut, und denke nur an dich. Mit dem Gedanken an dich lege ich mich nieder und stehe auf, und mein Gebet ist Fürbitte für dich. Mir scheint, als wenn ich dich erst jetzt liebe, und als sei mein sonstiges Gefühl für dich leer und kalt gewesen. Du hast mir mein Herz geraubt und mit fortgenommen, du lieber, ach nur zu lieber Flüchtling!“

So war die einfache Gertrud beinahe zur Schwärmerin geworden. Die Liebe erwacht erst zu ihrem rechten Leben durch Entbehrung, Verlust und Entsagung. Darum hadert nicht mit euerm Schicksal, ihr Liebenden, die ihr euer Glück aufgeschoben oder euch entrissen oder in unerreichbarer Ferne sehet! Ihr fühlt darum erst recht die Gewalt der Liebe, zwar ihren Schmerz, aber auch

ihre göttliche, das Gemüth durchdringende und erhebende Kraft.

Auch Heinrich fühlte ganz die Gewalt der Sehnsucht, der Sehnsucht nach der Geliebten, nach den Seinigen, nach der Heimath und dem Vaterlande, das er nun verlassen sollte. Die Sonne ging prachtvoll über dem fernen Constanz unter, und vergoldete den majestätischen Sentis, der vom jenseitigen Ufer her ihm gleichsam als der Abschiedsbote seines Vaterlandes erschien. Auf den Abendrosen, welche den Scheitel desselben bekränzten, ruheten die sehnsüchtigen Blicke des scheidenden Jünglinges, bis sie zu weißen Rosen erblichen: dann ergriff ihn schmerzliche Wehmuth, und Thränen entströmten seinen Augen. Aber er ermannete sich. Lebt wohl ihr Geliebten, lebe wohl, theures Vaterland! rief er. Ich verlasse euch, aber im treuen Herzen trage ich euer Andenken, und unerschütterlich, wie diese Berge, soll meine Treue seyn!

Er eilte in den Gasthof, um die angefangenen Briefe nach Hause zu vollenden. Dort fand er seinen Reisegefährten Franz beim Zechgelage mit Tübinger Studenten, die von einem Ausflug in die Schweiz zurückkehrten; und er mußte versprechen nach Vollendung seiner Briefe Gesellschaft zu leisten. Es war Franzens Gewohnheit, gern mit Fremden anzuknüpfen; und er kannte

„O sie hat mir sehr gefallen; sie ist einfach, bescheiden, theilnehmend und gemüthlich.“

„„Nun sehen Sie, also hat ihr bis jetzt die Gelehrsamkeit nicht geschadet, und wird ihr hoffentlich auch ferner nicht schaden. Freilich gelehrt soll das Weib nie seyn, aber gebildet; es soll Kenntnisse und Fertigkeiten haben, seinen Verstand und sein Urtheil, vor allem aber Herz und Einbildungskraft ausbilden, und alles, was es lernt und übt, soll dazu dienen, den Sinn für ein edleres Leben aufzuschließen, die höhere Bestimmung des Menschen und zunächst des Weibes zum Bewußtseyn zu bringen, das innere Leben mit allem Guten und Schönen zu bereichern, damit auch das äussere veredelt und gehoben werde. Das Weib soll nie etwas wissen und verstehen, bloß um es zu wissen und zu verstehen, sondern Alles sogleich mit dem Gemüthe fassen und es in sein lebendig gefühltes Eigenthum verwandeln. Und so wird Cölestine von ihrem Oheim gebildet. Daß er sie ihrer Schwester Unterricht geben läßt, thut er theils darum, daß sie ihre eigenen Kenntnisse dadurch klarer ordnen und fester begründen soll, theils betrachtet er es als eine Vorübung zu ihrer künftigen mütterlichen Bestimmung, die er vorzüglich auch darein setzt, daß die Mutter die Lehrerin ihrer Töchter seyn soll.““

„Aber ist es nicht die erste Pflicht des Weibes, die Pflegerin ihres Mannes und ihrer Kinder und die Ordnerin des Hauswesens zu seyn?“

„„Ja, aber glauben Sie denn, daß sich dieses nicht mit einer gewissen Bildung vereinigen lasse? Cölestine wird auch dazu erzogen. Ihre schwächliche Mutter muß ihr Manches im Hauswesen überlassen; und wäre es nicht dadurch nothwendig, so würde der Oheim aus Grundsatz darauf dringen. Ein verständiges Weib wird nie über dem, was der edleren Zierde des Lebens angehört, das Nothwendige und Nützliche versäumen; und es bleibt zu jenem immer viele Zeit übrig, welche die gemeinen, ungebildeten Frauen in unbedeutender Geselligkeit zu vergeuden pflegen.““

Heinrich trennte sich von diesem Manne, indem er ihm für seine wohlmeinenden Mittheilungen dankte, die ihm so viel Stoff zum Nachdenken boten, ohne ihn jedoch ganz aufgeklärt und überzeugt zu haben.

Das Leben im Neußischen Hause, die Persönlichkeit des Oheims und der Nichte hatten auf sein Gemüth einen wohlthuenden Eindruck gemacht, und ihm war dadurch ein höherer Blick ins Leben aufgegangen; aber eines Theils hing sein Herz mit sehnsüchtiger Liebe an dem Bilde des einfachen Lebens in seines Vaters Hause, an der

stillen Gestalt seiner Mutter und der lieblichen Unschuld seiner Gertrud; andern Theils war sein Verstand noch fest von dem Grundsatze überzeugt, daß der Mann zunächst für das Nützliche und Brauchbare wirken, und sich selbst die Grundlage seines Glückes schaffen müsse. Ich treibe, sagte er zu sich selbst, die Musik auch nicht um des Nutzens willen; aber erst dann macht mir die Beschäftigung damit Vergnügen, erst dann genieße ich die Freuden derselben mit gutem Gewissen, wenn ich mein Tagewerk vollbracht habe.

Viertes Kapitel.

Wir begegnen unserm Freunde wieder bei seinem Austritte aus der Schweiz bei Lindau, wie er am Ufer des Bodensees sitzend, Briefe von Hause, die er vorgefunden, nochmals überliest.

Gertrud hatte ihm geschrieben, daß sie zwar ruhig sei, und ihre trüben Ahnungen durch das Gebet und das Andenken an seine Ermahnungen niedergekämpft habe; aber sie drückte eine sehr wehmüthige Sehnsucht aus, welche das harmlose Mädchen sonst nicht gekannt hatte.

„Ich besuchte gestern, schrieb sie, deine Mutter auf dem Gute: wie einsam und verwaist kam mir Alles vor! Ich besuchte unser Lieblingsplätzchen unter der Linde, von wo wir so gern in das liebliche Thal zu unsern Füßen blickten: es lag noch immer so still und heimlich da, aber es schien um dich mit mir zu trauern. Die Nachtigall im Gebüsch entlockte mir durch ihr sanftes Flöten Thränen, und das Säuseln der Bäume klang mir wie Seufzen.“ — „Was du mir rühmend von Cölestinen schreibst, will meiner Mutter

nicht recht gefallen; sie meint, das gebe ein gelehrtes Frauenzimmer; und daran solltest du keinen Geschmack finden. Ich gestehe, daß mich beinahe eine Regung von Eifersucht anwandelte; aber ich habe wohl Unrecht, da du so offen und unbefangen davon schreibst. Nur habe ich mir vorgenommen, recht fleißig auf dem Klaviere zu seyn, damit du mich einst auch auf der Flöte begleiten kannst. Ach! ohnehin macht mir nichts mehr Vergnügen, was mich sonst erfreute. Der Umgang mit meinen Gespielinnen kommt mir schaal und langweilig vor; ich bin zerstreut, und denke nur an dich. Mit dem Gedanken an dich lege ich mich nieder und stehe auf, und mein Gebet ist Fürbitte für dich. Mir scheint, als wenn ich dich erst jetzt liebe, und als sei mein sonstiges Gefühl für dich leer und kalt gewesen. Du hast mir mein Herz geraubt und mit fortgenommen, du lieber, ach nur zu lieber Flüchtling!"

So war die einfache Gertrud beinahe zur Schwärmerin geworden. Die Liebe erwacht erst zu ihrem rechten Leben durch Entbehrung, Verlust und Entsagung. Darum hadert nicht mit euerm Schicksal, ihr Liebenden, die ihr euer Glück aufgeschoben oder euch entrissen oder in unerreichbarer Ferne sehet! Ihr fühlt darum erst recht die Gewalt der Liebe, zwar ihren Schmerz, aber auch

ihre göttliche, das Gemüth durchdringende und erhebende Kraft.

Auch Heinrich fühlte ganz die Gewalt der Sehnsucht, der Sehnsucht nach der Geliebten, nach den Seinigen, nach der Heimath und dem Vaterlande, das er nun verlassen sollte. Die Sonne ging prachtvoll über dem fernen Constanz unter, und vergoldete den majestätischen Sentis, der vom jenseitigen Ufer her ihm gleichsam als der Abschiedsbote seines Vaterlandes erschien. Auf den Abendrosen, welche den Scheitel desselben bekränzten, ruheten die sehnsüchtigen Blicke des scheidenden Jünglinges, bis sie zu weißen Rosen erblichen: dann ergriff ihn schmerzliche Wehmuth, und Thränen entströmten seinen Augen. Aber er ermannete sich. Lebt wohl ihr Geliebten, lebe wohl, theures Vaterland! rief er. Ich verlasse euch, aber im treuen Herzen trage ich euer Andenken, und unerschütterlich, wie diese Berge, soll meine Treue seyn!

Er eilte in den Gasthof, um die angefangenen Briefe nach Hause zu vollenden. Dort fand er seinen Reisegefährten Franz beim Zechgelage mit Tübinger Studenten, die von einem Ausflug in die Schweiz zurückkehrten; und er mußte versprechen nach Vollendung seiner Briefe Gesellschaft zu leisten. Es war Franzens Gewohnheit, gern mit Fremden anzuknüpfen; und er kannte

das deutsche Studentenwesen genug, um leicht in den Ton zu stimmen, der in solcher Gesellschaft zu Hause ist.

Als Heinrich zurückkam, war das Gespräch im lebhaften Gange über das Burschenleben in Tübingen und Deutschland überhaupt. Die Musensöhne erzählten mit großem Wohlbehagen von dem dortigen lustigen, freien Leben und den Gesetzen und Zwecken ihrer Gemeinschaft. Die Tübinger Universität erfreute sich damals der zutrauensvollsten Begünstigung von Seiten der Regierung und der freisinnigsten Sittenzucht. Es bestand eine offene, anerkannte Verbindung der Studierenden, und es war ihnen gestattet, ihre geselligen Angelegenheiten selbstständig zu ordnen. Der Wein machte unsre Musensöhne beredt und zutraulich, und sie verhehlten den jungen Schweizern nicht, daß es mit den Studenten-Verbindungen auf nichts weniger abgesehen sei, als den öffentlichen Geist und die Verfassung von Deutschland zu ändern.

Der lebhafteste und beredteste war ein Herr von * *, den wir Herrmann nennen wollen, da er diesen Helden sich zum Muster gewählt zu haben schien. Sein Aeusseres war auffallend, aber malerisch. Sein gescheiteltes schwarzes Haar wallete in Locken herab bis über die Schultern, er

trug einen Knebel- und Zwickel-Bart und sein schwarzes Kleid hatte einen altdeutschen Schnitt. Bei seinen Gefährten stand er in hohem Ansehen, und sie überließen ihm gern die Rede, obschon sie nicht in Allem mit ihm einverstanden waren.

Als man sich genug Wein hatte auftragen und den Kellner abtreten lassen, fing Herrmann an, unsern Freunden sein politisches Glaubensbekenntniß zu machen.

Deutschland, sagte er, muß aus der unglücklichen Zersplitterung in mehrere kleine Staaten wieder zur Einheit zurückgeführt werden, und wieder seine mächtige Stellung als Kaiserreich einnehmen. Die deutschen Völker müssen, wie durch eine Sprache, so auch durch dieselbe Verfassung vereinigt werden, und so einen allgemeinen, festen, volksthümlichen Charakter gewinnen, durch dessen Mangel wir jetzt so sehr gegen die Franzosen zurückstehen.

Die deutschen Fürsten, wandte Heinrich ein, werden dazu keine Hand bieten.

Sie werden dazu gezwungen werden, erwiederte jener. Ihre Stunde hat geschlagen; sie haben das Zutrauen der Völker verloren, und ihre Herrschaft hat keine Wurzel mehr im lebendigen Volksgeiste.

Franz, von Natur und Erziehung zur Ungebundenheit und zum hochfahrenden Absprechen geneigt, äusserte sehr verächtliche Urtheile über die deutschen Fürsten, und gewann dadurch den lauten Beifall der deutschen Jünglinge.

Recht so, rief Einer, so muß sich ein freier Schweizer aussprechen! Er ergriff das Glas, und stieß an auf die schweizerische und deutsche Freiheit.

Ich trinke mit, sagte Heinrich, und wünsche Ihrem Vaterland eine vernünftige Freiheit, hoffe aber nicht, daß sie auf dem Wege zu Stande kommt, den Sie eingeschlagen wissen wollen. Die deutschen Völker werden von ihren angestammten Fürsten nicht lassen wollen: das hat ihre Begeisterung im letzten Kriege gegen Napoleon bewiesen.

Aber war es wohl der jetzige Zustand der Dinge, rief Herrmann, zu dessen Herbeiführung unsre Jünglinge die Waffen ergriffen und ihr Blut versprützt haben? Eine freie Verfassung wollten sie, die Freiheit der Presse, ein öffentliches Leben, nicht die alte Willkür der Minister- und Kabinets-Regierung.

Alle Uebrigen bis auf Heinrich stimmten in die Aeusserung seines Unwillens ein, und es fielen manche wilde, trotzige Reden.

Um das Gespräch wieder in ein ruhigeres Geleis zu bringen, sagte Heinrich zu Herrmann: Sie wollen das alte Kaiserreich zurückführen; aber war dieser Zustand so glücklich, und wird er zu unsrer Zeit passen?

„Die Regierung muß durch eine freie Verfassung und Volksvertretung beschränkt seyn, so wie es das alte Kaiserreich gewissermaßen auch war. Wir müssen zwei Kammern haben, wie in England und Frankreich.“

Lieber Bruder, erwiederte ein Anderer, schweig mir von zwei Kammern! Diese Einrichtung dient nur dazu, Verbesserungen aufzuhalten und zu verhindern. Der hohe Adel wird gewöhnlich gegen die Volksvertreter stimmen, und das Ganze sich nicht von der Stelle rühren.

Ich kann, fiel ein Dritter ein, keine Verfassung für dem deutschen Volke angemessener halten, als die einer Verbindung von kleinen Republiken, wie eine solche die Schweiz bildet. Diese hat die uralte deutsche Freiheit bewahrt, und wir müssen sie zum Muster nehmen. Auf jeden Fall muß sie wieder mit Deutschland vereinigt werden, von welchem sie ehedem einen Bestandtheil ausmachte, und dem sie innerlich noch angehört.

Bei uns, versetzte Heinrich, werden Sie zu dieser Vereinigung keine Neigung finden. Durch unsre Losreißung vom deutschen Reiche haben wir unsre Freiheit bewahrt und befestigt, und fürchten den alten gefährlichen Verband.

Ja wohl, sagte Herrmann, fehlt es euch Schweizern gänzlich am deutschen Sinn, und zumal eure Studenten sind rechte Philister. Wir haben etliche auf unsrer Reise gesehen; aber sie waren schlechterdings unempfänglich für unsre Ideen, und verschanzten sich ganz in ihr Schweizerthum, das doch, vom deutschen Wesen abgesondert, ersterben und verkümmern muß.

Franz, der wenig Liebe zum Einheimischen hatte, wie seine ganze Familie, gab ihm hierin Recht; aber Heinrich fühlte sich verletzt, und schwieg.

Nachdem man sich noch eine Zeitlang in dieser Art von Gespräch ergangen hatte, wagte es unser Freund, seinen Reisegefährten an das Schlafengehen zu erinnern, indem sie am frühen Morgen ihre Reise fortsetzen wollten.

Als Herrmann hörte, daß diese über München nach Wien gehen sollte, sagte er: Nach Wien habe ich längst einmal reisen wollen. Ich habe einen Oheim dort, und es thäte wohl noth, daß ich mich ihm einmal zeigte, um seinem Beutel

zuzusprechen: er hat sich seit einiger Zeit etwas karg finden lassen.

Sie könnten mit uns reisen, sagte vorschnell Franz: wir haben noch einen Platz im Wagen.

Das wäre ein Geniestreich, rief einer von Herrmanns Gefährten: reise mit! Nur mußt du den deutschen Rock ablegen, den man dort nicht duldet.

Wenn ich nicht lästig fiele — sagte Herrmann mit einem Blicke auf Heinrich, der, obschon mit einem Widerstreben, seine Einwilligung gab. Und so wurde der abenteuerliche Entschluß wirklich gefaßt und ausgeführt. Am andern Morgen verließen unsre Reisenden zu drei die Stadt Lindau, und schlugen den Weg nach München ein.

Fünftes Kapitel.

Herrmann war ein lebhafter, unterhaltender Gesellschafter, und wurde bald sehr zutraulich. Heinrich bereuete es nicht, ihn mitgenommen zu haben, und benutzte seine Gesellschaft, um einen tiefern Blick in das Treiben der deutschen studierenden Jugend zu thun, das ihm bisher ziemlich fremd geblieben war.

Das Gespräch drehete sich noch immer meist um Politik und Staatsveränderung, und Herrmann kramte darüber alle seine Ideen aus. Heinrich äusserte nur sehr bescheiden seine Bedenklichkeiten gegen das Gewagte und Unreife derselben, aber seine stillen Betrachtungen darüber waren sehr ungünstig.

Er hatte keine sehr ausgebreiteten Geschichtskenntnisse; aber so viel wußte er doch, daß durch junge Leute nie eine Staatsumwälzung zu Stande gebracht worden sei. Was wollen, dachte er, diese Studenten ohne Geld, ohne Waffen, ohne Verbindungen und ohne einen Stützpunkt in der Meinung des Volkes mit ihren Neuerungsideen? Es

sind Seifenblasen, die sie in die Luft schicken, und an deren bunten Farben sie sich ergötzen. Ohnehin sind sie unter sich uneins, und wissen nicht recht, was sie wollen. Aber selbst wenn sie im Stande wären, eine Umwälzung zu bewirken, so ist die Frage, ob sie ihre Absichten erreichen und eine freie Verfassung gründen würden? Er hatte sich nach dem innern Zustande des bürgerlichen Lebens in Deutschland erkundigt, und aus dem, was er erfuhr, zu ersehen geglaubt, daß es den Deutschen noch sehr an städtischen und gemeinheitlichen Einrichtungen und an Bürgersinn fehle, und daß sie mithin einer republikanischen Verfassung unfähig seien. Warum, dachte er, gelang die Befreiung der Schweiz und die Gründung unabhängiger Freistaaten in ihr? Weil die bürgerliche Freiheit schon vorher bestand, weil die Urorte schon vorher ländliche Gemeinheiten bildeten, und die Städte eine bürgerliche Verfassung hatten. Das Verhältniß nach aussen wurde geändert, die innern Verhältnisse aber blieben im Wesentlichen, was sie waren. In Deutschland hingegen würde die republikanische Verfassung in der Luft schweben, und Mühe haben sich einzuwurzeln.

Unser Freund forschte den Ursachen dieser politischen Unruhe und Projektmacherei der deutschen Jugend nach. Eine Hauptursache schien ihm

darin zu liegen, daß im Volke selbst, theils mit, theils ohne Grund, sehr viel Unzufriedenheit herrschte, und es ihm doch an Einsicht und Macht fehlte, bestimmte und zweckdienliche Mittel der Abhülfe zu finden. Dieser Gährungsstoff warf sich nun in die von allerlei Ideen erfüllten Köpfe der studierenden Jugend, und gebar darin abenteuerliche Entwürfe. Er hatte oft die Bemerkung gehört, daß die deutschen Gelehrten zu sehr zu Theorieen geneigt und zu wenig mit der Erfahrung vertraut seien: was Wunder, wenn die in die Theorie eingeweihte Jugend, vom Geiste der Unzufriedenheit angeregt, mit erhitzter Einbildungskraft gegen die Wirklichkeit anstrebte und sich die Köpfe zerstieß? Warum sind die schweizerischen Jünglinge so ruhig, da sie doch auch wohl mit denselben geschichtlichen und philosophischen Ideen bekannt werden? Unstreitig darum, weil sie ihre ältern Mitbürger zufrieden sehen, und überall einer politischen und bürgerlichen Erfahrung begegnen, an welcher die Ideen sich stets berichtigen und die gehörigen Schranken finden müssen.

Da Franz mit Lebhaftigkeit in Herrmanns Ansichten und Entwürfe einzugehen schien, und dieser in seinem Eifer Heinrichs Abneigung nicht bemerkte: so währte es nicht lange, bis er mit

einer wichtigen Entdeckung und Aufforderung hervortrat. Er vertraute ihnen, daß ein Jugendbund bestehe, der den Zweck habe, die Gesinnungen und die Kräfte von Deutschlands edler Jugend für die Unternehmungen eines im Hintergrunde stehenden Männerbundes zu gewinnen, der vielleicht bald mit einem großen Schlage hervortreten werde, und lud sie ein, sich an jenen Bund anzuschließen, indem es für ihn sehr wichtig sei, in der Schweiz Stützpunkte zu gewinnen.

Heinrich wußte nicht, ob er zu dieser Einladung lachen, oder die Verirrung des Jünglings bedauern sollte. Indeß hielt er es für räthlich, seine Abneigung nicht geradezu auszusprechen, sondern stellte sich, als wollte er die Sache in Ueberlegung nehmen. Franz spielte gern mit der Idee eines solchen Bundes, die seine Einbildungskraft beschäftigte; doch hielt ihn Feigheit oder Bequemlichkeit ab, seine Zusage zu geben.

Desto entschiedener schloß er sich im Umgange an den lebenslustigen und unruhigen Herrmann an, wenn man sich in den größeren Städten aufhielt, besonders in Wien, wo er bekannt war und alle Gänge und Schliche wußte. Während Heinrich die Merkwürdigkeiten besah, Fabriken und öffentliche Anstalten besuchte, trieben sich jene beiden in Theatern und Vergnügungsörtern um-

her und kamen oft Nachts spät zu Hause. Einmal, als er zufälliger Weise dasselbe Theater besuchte, wo sich Franz gerade befand, sah er ihn beim Herausgehen in einer weiblichen Gesellschaft, die höchst verdächtig schien. Er stellte ihn nachher deßwegen zur Rede, erhielt aber eine ausweichende und empfindliche Antwort. Je länger er beide beobachtete, desto mehr überzeugte er sich, daß sie auf falschen Wegen gingen; und um seinen Landsmann that es ihm herzlich leid. Er machte noch einen bescheidenen Versuch, ihn zu warnen; aber der empfindliche, eigenwillige Jüngling wies seine wohlgemeinten Aeusserungen mit schnöder Verachtung zurück. Was Herrmann betraf, so mußte er er jetzt nur um so mehr die Verblendung, in der er sich befand, bedauern. Er, der die Welt verbessern wollte, und die Fehler der Regenten und Minister so bitter zu tadeln pflegte, wandelte selbst auf dem Wege des Lasters, und machte sogar den Verführer. Er hatte die einfache Wahrheit nicht erfaßt, daß die öffentliche Gerechtigkeit und Freiheit auf keiner festeren Grundlage ruhet, als auf der Unschuld und Einfachheit der Sitten. Heinrich war froh, als die Zeit der Abreise von Wien herankam, und er der Gesellschaft dieses jungen Menschen los ward. Er erkaufte die Trennung von ihm gern durch den

Verlust eines Theiles der ausgelegten Reisekosten, die jener bei seinen zerrütteten Geldumständen nicht erstatten konnte.

Unser Freund machte keineswegs von den verderbten Sitten Herrmanns einen voreiligen und ungerechten Schluß auf die Sittlichkeit aller der Studierenden, welche dessen politische Ansicht und Richtung theilten. Er wußte aus den Mittheilungen Herrmanns selbst und seiner Gefährten, welche besser geartet zu seyn schienen, daß die studierende Jugend Deutschlands in neuerer Zeit sich einer bessern, gesunderen Sitte befleißigte, und keine öffentlichen Laster unter sich duldete. Er konnte es aber auch wohl begreifen, daß sich mancher verderbte Jüngling unter ihr befinden mochte, der, um sich Achtung und Ansehen zu verschaffen, ein gutes Betragen heuchelte, sich aber dann bei schicklicher Gelegenheit dafür schadlos hielt. Und vielleicht waren oft gerade solche die lautesten Schreier und Aufwiegler.

Sechstes Kapitel.

Heinrich und Franz durchreisten nun das mittlere und einen Theil des nördlichen Deutschlands, ohne andere Erfahrungen zu machen, als die sich den Reisenden gewöhnlich darbieten.

Da sie mit guten Empfehlungen versehen waren, so kamen sie meistens in gute Gesellschaft, und Heinrich fand die Bemerkung bestätigt, daß das gesellige Leben in Deutschland im Allgemeinen freier, belebter und gehaltvoller sei, als in der Schweiz. Besonders fiel ihm die edle, unbefangene Freiheit auf, mit welcher sich die Frauen benahmen, so daß man sich ihnen viel leichter nähern konnte, als er es gewohnt war. Er fand es besonders für den geselligen Ton zuträglich, daß sich Personen verschiedenen Alters vereinigten, und die Spiele uud Unterhaltungen der jungen Leute unter den Augen der Aelteren vorgingen, ja, daß sich diese nicht selten hinein mischten. Er machte aber auch die Bemerkung, daß die Frauen zuweilen die Gefallsüchtigen spielten,

zu gern die Huldigung der Männer annahmen, und daß Gott Amor, nicht mit der Binde der Unschuld vor den Augen, sondern mit leichtfertigen, schelmischen Blicken, unter der Maskenfreiheit der geistreichen Unterhaltung sein Spiel trieb. Wo es leichtfertige, gefallsüchtige Frauen gab, da wußte sich Franz sehr geltend zu machen, und mit einigen schien er sogar anzuknüpfen, ohne daß jedoch Heinrich weiter auf die Spur kam. Dieser gefiel dagegen mehr in den *edleren Zirkeln*, und Franz *bemerkte es nicht ohne geheimen* Aerger. Ueberhaupt kamen die beiden Jünglinge immer weiter auseinander, und der Abstand ihrer Gesinnungen und Meinungen wurde größer.

Heinrich erntete ziemlich viele Kenntnisse ein, besonders in seinem Fache, das er nie aus den Augen ließ. Er versäumte dabei nicht, Gemälde- und andere Kunst-Sammlungen zu sehen, ohne daß es ihm jedoch einen bestimmten Gewinn brachte. Noch war sein Sinn für die bildende Kunst nicht aufgeschlossen, und ihre Bedeutung blieb ihm noch verhüllt. Das Schauspiel unterhielt ihn sehr, aber es ging ihm damit beinahe eben so, wie mit der Kunstbetrachtung. Er empfand viel Vergnügen dabei, und noch mehr, als bei der Betrachtung von Gemälden; besonders erfreuete ihn ein ausdruckvolles, charakteristisches

Spiel; aber der Silberblick der Begeisterung war ihm noch nicht erschienen.

Den meisten Eindruck machte die Musik auf ihn, weil er durch seine Beschäftigung damit mehr für ihre Schönheit empfänglich war. Er hatte bisher meistens nur kleinere Musikstücke und besonders Instrumental-Musik kennen gelernt: und nun drang die Gewalt großer, mannigfaltiger Tonmassen und der Zauber des Gesangs in sein Ohr, so daß er sich oft wie im Zustande des Rausches befand, und von der gewaltigen Fülle, wie von einem Strome, fortgerissen wurde. Vermöge seiner technischen Vorbildung hörte er aber auch mit vieler Einsicht und Klarheit zu, und fällte nicht selten Urtheile, die eines Musikkenners würdig waren. Aber er verstand vorzüglich nur das Technische, die Form, die Verhältnisse: er faßte leicht die Haupt- und wiederkehrenden Gedanken auf, unterschied klar die Melodie von der Harmonie, und die Mit- und Einwirkung der verschiedenen Instrumente hörte er nicht nur deutlich, sondern auch mit Verstand und Geschmack, so daß er das Richtige und Geistreiche darin wohl erkannte. Hingegen die Beziehung der Musik auf Zustände und Bewegungen des Gemüths war ihm noch sehr unklar; weßwegen er auch an der Oper, als solcher, wenig Geschmack fand. Er liebte noch, wie alle

jungen Leute, die Täuschung im Schauspiel, und diese sah er in der Oper gestört; er liebte das Natürliche, und es kam ihm unnatürlich vor, daß man seine Gesinnungen und Gefühle singend aussprach, besonders, daß man bald sang, bald sprach. Noch mehr, als der Gefühlsausdruck in der Musik, war ihm der letzte, höhere Zweck der Schönheit und Erhabenheit verborgen, und er ahnete einen solchen noch gar nicht. Eine Musik befriedigte ihn, sobald er in ihr Richtigkeit, Mannichfaltigkeit und Geist fand, aber von der Schönheit hatte er noch keine bestimmte Idee. Das Einfache und Großartige gefiel ihm vielleicht mehr, als das Bunte und Rauschende; aber er bewunderte in jenem nur den Geist des Tonsetzers, der mit Wenigem so klug haushalten und große Wirkungen hervorbringen konnte. Und doch glauben wir, daß er durch das Anhören so vieler herrlicher Musik eine Menge fruchtbaren Stoffes in sein Gemüth aufnahm, der nur eines erweckenden Lichtstrahls bedurfte, um sich zu entwickeln und zu gestalten.

Die Musik ist diejenige Kunst, welche am meisten mit Unbewußtheit geübt und genossen werden kann. Ihren Stoff bilden die Töne, welche durch sinnliche Erregung des Ohres sich unmittelbar des Gefühls bemächtigen, ohne gerade des klar bewußten Gedankens zu bedürfen; sie sind

ihrer Natur nach dunkel, und können sich wohl an Gedanken anschließen, erregen sie aber nicht unmittelbar. Die Form der Musik liegt in der Bewegung und dem Verhältnisse, welche ebenfalls ihrer Natur nach sinnlich sind, und von der Einbildungskraft hervorgebracht und aufgefaßt werden. Es waltet darin ein gewisser Verstand, aber es ist der mathematische oder messende, gleichsam ein inneres Augenmaß, eine Anschauung, welche das Verhältniß- und Ebenmäßige erkennt und beurtheilt. Dieser Verstand hat nun wohl auch sein Bewußtseyn und seine Regeln, erreicht aber noch lange nicht das Bewußtseyn des Denkens und Dichtens.

Daraus läßt sich erklären, warum in der Musik schon Kinder, welche die Gabe dazu haben, so sehr viel leisten können, warum Musiker in anderer Hinsicht sehr unausgebildet und roh, und doch in der Ausübung der Kunst und im Komponiren ausgezeichnet seyn können. Ihre Thätigkeit berührt nicht den denkenden Verstand, nicht das sittliche Gefühl. Daraus erklärt sich ferner, daß so viele Kompositionen in technischer Hinsicht und in Ansehung des Reichthums der Erfindung und der Gewalt des Eindrucks vortrefflich seyn können, ohne eine Wirkung hervorzubringen, welche den reinen Geschmack befriedigt. Solche Komponisten

sind in der Unbewußtheit des Erfindens und Gestaltens befangen, und treiben sich im Kreise umher, ohne eigentlich zu wissen, was sie wollen. Denn allerdings muß der wahre Tondichter sich über den dunkeln Tonstoff und die bloß sinnlich-mathematische Form erheben, und jenem eine gemüthliche Beziehung und Bedeutung geben, und diese zur freibewußten Form der Schönheit gestalten; es muß ihm ein Zweck vorschweben, den er zu erreichen sucht, und dieser ist: eine Gemüthsstimmung hervorzubringen, die das Gepräge der Vollendung, des Ebenmaßes und Einklangs trägt, ein Bild des innern Lebens darzustellen, das sich vollkommen ausspricht, das erfreut, begeistert und befriedigt. Zu dieser Höhe erheben sich aber nur die wahren Meister, die vom großen Haufen wenig geschätzt, oft kaum gekannt sind.

Auf jenem niedern Gebiete des musikalischen Kunstgenusses befand sich noch unser Freund; es ist aber zu hoffen, daß ihm noch das Licht der wahren Kunstschönheit aufgehen wird, da er so innig und verständig ist.

Von Franzens Reise-Früchten ist wenig Erfreuliches zu sagen. Wer sich mit ihm unterhielt und sich durch eine lebhafte, gewandte Oberflächlichkeit blenden ließ, konnte meinen, der Jüngling habe vielen Nutzen von seiner Reise gehabt.

Denn er hatte viel gesehen und gehört, und sich aufmerksam die Urtheile gemerkt, die er für die verständigsten und geschmackvollsten hielt; und so konnte er sehr geistreich über das Gesehene sprechen, wenigstens so scheinen. Aber bei der Zerstreuung, in der er lebte, und seinem Jagen nach Vergnügungen hatte er eigentlich nichts gelernt, nichts innerlich erfahren und sich wahrhaft angeeignet. Nur im Aeusseren hatte er viel gewonnen, sich der hochdeutschen Sprache ganz bemächtigt, und sich in die Art der deutschen Unterhaltung zu werfen gewußt, so daß er sich sehr gefällig darstellte, während Heinrich seine Schüchternheit noch nicht ganz abgelegt hatte.

So kamen beide in der Seestadt an, wo Heinrich erwartet wurde.

Siebentes Kapitel.

Er fand bei dem Freunde seines Vaters, den wir Adelbert nennen wollen, einen sehr wohlwollenden Empfang. Sie sehen, sagte dieser, Ihrem Vater sehr ähnlich, und ich erinnere mich seiner jetzt sehr lebhaft. Wir haben uns nicht wieder gesehen, und aus meiner vorgehabten Reise in die Schweiz ist bisher nichts geworden. Was macht mein alter Freund? Er hat den Handel aufgegeben, und sich in Ruhe gesetzt?

„Ja, er widmet seine Zeit den Staatsgeschäften."

„„Nun, er thut wohl daran. Mit dem Handel bei euch ist es ohnehin nicht viel; die gute Zeit ist dafür vorüber. Ich würde an der Stelle so mancher Ihrer Mitbürger lieber von meinen Zinsen leben, als mich mit einem unbedeutenden Handel abmühen.""

„Aus Ihnen spricht der Stolz eines Kaufmannes, der Schiffe auf der See hat. Wir glauben recht zu thun, wenn wir thätig und fleißig sind, sei es auch für einen mäßigen Gewinn."

Das Gespräch fiel nun auf Handels-Angelegenheiten, und Heinrich war sehr erfreut, an seinem künftigen Prinzipal einen sehr unterrichteten und umfassenden Mann zu finden, unter welchem zu arbeiten für einen jungen Kaufmann höchst erwünscht seyn mußte.

Abends wurde er der Gattin desselben vorgestellt.

Euphrosyne saß, als Heinrich mit Adelbert ins Zimmer trat, am Flügel und spielte. Sie stand auf, und trat ihnen entgegen. Ein junges Weib in dem Alter, wo die weibliche Schönheit zwar den jungfräulichen Reiz verloren hat, aber durch den reiferen Geist verklärt ist. Eine hohe, schlanke Gestalt, fast zu schlank; ein zierlicher Kopf mit den schönsten kastanienbraunen Haaren, die Gesichtszüge regelmäßig und geistreich, nur etwas scharf gezeichnet; blaue Augen, von den zartesten Augenbrauen überwölbt; ein heiteres Wohlwollen im Ausdrucke des Gesichts und eine anmuthvolle, leichte Würde in ihrem ganzen Wesen. Heinrich war von ihrem Anblicke ganz betroffen; ein solches Weib war ihm noch nicht erschienen.

Er übergab ihr die Briefe aus dem Neußtischen Hause, und meldete die Grüße von Cölestinen.

Was macht das treffliche Mädchen? rief sie. Es ist mir ungemein lieb, etwas von ihr zu lesen und zu hören. Erzählen Sie mir: wie haben Sie sie gefunden? was treibt sie? sie ist wohl recht fleißig?

Heinrich erzählte alles, was er von ihr wußte.

„Ja, sie wird ein ausgezeichnetes Wesen werden. Noch nie ist mir ein junges Mädchen von diesem Ernst und dieser Tiefe bei so vieler Kindlichkeit vorgekommen. Und welche Liebe und Hingebung ist in ihr! Sie wissen, daß ich sie im Bade kennen gelernt habe. Ich sah sie da zuerst in einer größern Gesellschaft, und sie gewann mich lieb, ich weiß nicht, warum. Ich bemerkte, daß sie oft mit jenem rührenden Ausdrucke von Hinneigung und Zutrauen ihre Augen auf mich heftete; und doch fand ich keine Zeit mich mit ihr näher bekannt zu machen.“

Das Edle zieht das Edle an, dachte Heinrich.

„In dieser Gesellschaft war von den Alpenrosen die Rede gewesen, und ich hatte den Wunsch geäussert, diese Kinder des Hochgebirgs kennen zu lernen. Nach einigen Tagen kam sie mit ihrer Mutter zu mir, und brachte mir einen niedlichen Strauß von diesen Blumen nebst einigen sehr schön eingelegten trocknen Exemplaren. Sie hatte sogleich an ihren Oheim geschrieben, und ihn be-

schworen, ihr in der Erfüllung dieses meines Wunsches beizustehen. Wie innig schloß sie sich dann an mich an, wie wißbegierig hing sie an meinem Munde, wie bereitwillig war sie mir zu dienen! Ich hatte lange kein so reines Vergnügen genossen, als mir der Umgang mit diesem Kinde gewährte.“

Nach dem Thee, als Adelbert wegging, hieß Euphrosyne unsern Freund bleiben, und erkundigte sich mit einem Wohlwollen, wie es ihm noch nie begegnet war, nach seinen Verhältnissen. Er mußte ihr von seiner Familie und ihrer Lebensweise, von dem Landgute, das sie bewohnte, und allem, was sie betraf, erzählen; und er willfahrte ihr gern, denn sie hatte ihm ein wahrhaft brüderliches Zutrauen eingeflößt.

Ich denke mir, sagte sie, als er seine Erzählung geendigt hatte, Ihr heimathliches Leben recht lieblich; einfach, aber gemüthlich; still, aber heimlich; und Sie werden Mühe haben sich hier zu gewöhnen. Ach! und die schöne Natur Ihres Vaterlandes! Ihre herrlichen Berge, ihre schönen Ströme und Seen! Mit Sehnsucht denke ich an meine Reise den Rhein hinauf und meinen Aufenthalt in Baden. Wie fühlt man sich dort so warm und lebendig von der Natur umfangen, wie spiegelt sich in ihren schönen Bildern alles das,

wornach sich ein edles Herz in bessern Stunden sehnt, und was man im Leben vergebens sucht!

Ihr Gesicht war bei dieser Rede wie verklärt, und unserm Freunde ging zum ersten Mal der Blick in ein für die schöne Natur zart und wahrhaft fühlendes weibliches Gemüth auf. Durch einen in der Schweiz viel gelesenen launig satyrischen Roman war ihm das gefühlvolle Bemerken und Bewundern der schönen Natur, das dort sogenannte *Aussichteln*, als Ziererei verdächtig geworden; jetzt aber erkannte er, daß darin eine tiefe Wahrheit seyn könne. Die Sehnsucht nach seiner geliebten Heimath ergriff ihn bei Euphrosynens Rede, und in ihrem verklärten Gesichte spiegelte sich alle die landschaftliche Schönheit, die er sonst nur mit unbewußtem Gefühle betrachtet hatte.

Auch von Gertrud, deren er als seiner Braut Erwähnung gethan, mußte er ihr erzählen. Er that es nur mit schüchternem Erröthen, wurde jedoch durch ihre aufrichtige Theilnahme bald ermuthigt. Er mußte ihr das Bildniß der Geliebten zeigen, das er bei sich trug; ihr schönes Auge ruhete mit Wohlgefallen darauf, und sie pries die Schönheit, Unschuld und Anmuth der Jungfrau. Wie wohl that dem Liebenden ein solches aufrichtiges Lob aus einem solchen Munde!

Sie ist, sagte er, nur ein einfaches Mädchen, und würde gegen die gebildeten deutschen Jungfrauen sehr im Schatten stehen. Aber sie ist so gut, innig und treu!

O unsre Bildung, erwiederte sie, ist oft nur ein leerer, erkünstelter Schein. Ja, die wahre Bildung ist etwas Herrliches; aber die Natur, das angeborne, durch eine gute Erziehung gepflegte Gemüth, ist das Erste und Wichtigste, und läßt den Mangel an Bildung leicht vermissen. Unsern Frauen fehlt es nur zu oft an Natur. Im Süden hingegen, wo die äussere Natur reicher und bedeutender ist, scheint auch die Menschennatur kräftiger und tiefer zu seyn.

Unser Freund ging sehr erquickt und voll Bewunderung für Euphrosynen hinweg. Welche Anmuth und Lieblichkeit in ihrem ganzen Wesen! sagte er zu sich selbst. Welche zierliche Haltung und Bewegung ihres Körpers, welches liebliche Spiel ihrer Mienen, und welche gebildete Schönheit der Rede! Unsre Frauen haben doch sehr Unrecht, wenn sie auf die Muttersprache so gar keinen Fleiß wenden, und nur so hinreden, wie es ihnen in den Mund kommt. Durch nichts spricht sich Geist und Gemüth so deutlich, wie durch die Sprache aus; sie ist der Spiegel des Innern. Wie wohlthuend ist es, wenn sich ein

schönes Bild in einem reinen und wohlgefaßten Spiegel darstellt: uud den Spiegel unseres Geistes sollten wir nicht so sorgfältig als möglich reinigen und schmücken? Man hält es bei uns für Ziererei und Erkünstelung, wenn man auf die Sprache achtet. Aber ist die Sprache nicht durchaus etwas Künstliches? Warum soll nun nicht auch der Erwachsene fortwährend darin lernen, eine verständige Aufmerksamkeit darauf richten, das Gemeine aussondern und das Edle auswählen?

Am andern Morgen wurde Heinrich in sein Geschäft eingewiesen. Adelbert überließ ihm einen wichtigen und ehrenvollen Theil der Arbeit, nämlich die Führung des französischen Briefwechsels, da er in dieser Sprache ziemlich geübt war; und er versprach sich davon viel Unterhaltung und Belehrung. Denn das Haus trieb einen starken Handel mit Fraukreich, und die Verhältnisse desselben mußten unserm Freunde bei der Führung des Briefwechsels ganz bekannt werden.

Mit Behaglichkeit richtete er sich auf seinem Zimmer ein, dessen Fenster auf den mit Schiffen bedeckten Strom gingen. Ungemein wohl that es ihm, daß er wieder ruhige Stunden auf seinem Zimmer allein zubringen konnte, mit seiner Flöte, am Klavier, am Schreibtische. Für die Abende war er ein für alle Mal von Euphrosynen zum Thee

eingeladen, wenn sie nicht in Gesellschaft ging; und er versäumte nicht gern die Gelegenheit, ihre Gesellschaft zu genießen. An einem Abend in der Woche hatten alle, die ins Haus eingeführt waren, Zutritt, und es versammelte sich da gewöhnlich ein sehr anziehender Kreis. Heinrich fand diese Art von Geselligkeit, wo man ohne Zwang und Zurüstung sich oft sehen kann, sehr zweckmässig, und bedauerte, daß man diese Gewohnheit in seiner Vaterstadt nicht kannte. Die Gesellschaften waren dort immer nur eingeladen, und wurden sorgfältig und reichlich bewirthet. Dabei fand keine freie Mischung Statt, und niemals zeigte sich, daß Einer des Andern Umgang suchte, nicht zu gedenken, daß die Gesellschaften seltener und nicht sehr zahlreich waren. Unserm Freunde eröffnete sich die Aussicht, eine sehr angenehme Lebensweise zu führen, und mannichfache Gelegenheit zur bildenden Unterhaltung zu finden.

Auch Franz erhielt Zutritt in Adelberts Haus, und es zeigte sich bald, daß die Schönheit und Liebenswürdigkeit Euphrosynens einen großen Eindruck auf sein Herz oder wohl mehr auf seine Einbildungskraft gemacht hatte. Sie behandelte ihn sehr artig und freundlich, aber bei weitem nicht mit dem Wohlwollen, welches sie Heinrichen bewies. Sie gebot ihm anständige Scheu und

Ehrerbietung, so daß er sich gut betrug und sein vorlautes, eitles Wesen in Schranken zu halten wußte. Er kehrte alle guten Seiten seines Innern hervor, um ihr zu gefallen und ihr nahe zu kommen; aber es gelang ihm nicht, und er mußte, ohne irgend etwas erreicht zu haben, abreisen. Noch nie hatte seine Eitelkeit eine solche Demüthigung erlitten. Er hatte die Gunst mancher Frauen in viel kürzerer Zeit gewonnen, und keiner hatte er bisher so viel Aufmerksamkeit und Bemühung, wie dieser, gewidmet.

Achtes Kapitel.

Heinrich hatte hinreichende Gelegenheit und Muße, Euphrosynens Charakter nebst ihren häuslichen und geselligen Verhältnissen kennen zu lernen.

Sie lebte nicht sehr glücklich mit ihrem Manne. Aus willigem Gehorsam gegen ihre Eltern und ohne Abneigung, aber auch ohne eigentliche Liebe, hatte sie ihm nach dem Verluste seiner ersten Frau ihre Hand gegeben. Der Unterschied des Alters war nicht so groß, daß er nicht im Stande gewesen wäre, sie bei ihrem ernsten, liebevollen Wesen durch jenes zarte Freundschafts-Band an sich zu knüpfen, welches allein das eheliche Glück ausmacht. Er liebte sie, aber, wie so viele Männer lieben, ohne alle Hingebung, ohne ihr auch nur ein Theilchen seines Selbst zu opfern. Er war verständig, und wollte überall das Rechte und Vernünftige: und so forderte er von ihr auch nichts, was nicht recht und vernünftig gewesen wäre; aber er machte nicht selten den lästigen Hofmeister. Sie wußte als eine kluge Frau sich seinem Willen zu unterwerfen, sah auch

ein, daß er meistens Recht hatte, und doch fühlte sie sich in der Abhängigkeit von ihm etwas gedrückt. Denn der Mensch will immer seinem Willen folgen, will das Rechte frei aus Ueberzeugung wählen, und in dem, was gleichgültig oder doch unwichtig ist, seiner Neigung Lauf lassen. Adelbert hatte eine hohe Achtung für Euphrosynens Herz und Geschmack, und fühlte sich sehr gehoben, wenn er sie bewundert und verehrt sah; aber in den Dingen, *worin er Einsicht und Erfahrung hatte, trauete er ihr zu wenig zu*, und schüchterte sie durch seinen scharfen Tadel ein. Worin er am meisten fehlte, was aber auch ein gewöhnlicher Fehler der Männer ist, war, daß er keinen Geistes- und Herzens-Umgang mit ihr hatte. Nur dadurch, daß der Gatte mit der Gattin etwas gemeinschaftlich treibt, etwas mit ihr lieset oder sonst etwas vornimmt, wodurch Mittheilung und Gedankentausch herbeigeführt wird, *worin sich Geist und Gemüth befreundet begegnen, können beide sich in einander* einleben und geistig zusammenwachsen; und ohne eine solche Gemeinschaft ist selbst zwischen Gatten gleiches Alters keine wahre Liebe möglich, wenigstens kann sie nicht der mit den Jahren fortgehenden Aenderung der Ansichten und Neigungen das Gleichgewicht halten, und muß nach und nach erleschen.

Adelbert, in Gesellschaft lebhaft und gesprächig, war, wenn er sich mit seiner Gattin allein befand, meistens wortkarg und unmittheilsam. Er blätterte in den Büchern, die er bei ihr fand, und las, was ihn anzog; aber er theilte sich darüber eben so sparsam mit, als über seine Geschäfts-Angelegenheiten oder andere Vorgänge. Trat hingegen in demselben Augenblicke ein Fremder ein, so verwandelte sich der stumme Gesellschafter auf einmal in den beredtesten Unterhalter.

Hierbei erlauben wir uns, allen Ehemännern, Vätern, Brüdern an das Gewissen zu klopfen, und sie zu fragen, ob sie sich nicht auch, wenigstens oft, dieses Fehlers gegen die Ihrigen schuldig machen. Der Grund dieser Unart liegt in der Liebe zur Bequemlichkeit, deren man sich gern zwischen seinen vier Wänden überlassen will, und deren Trägheitskraft nur durch den Reiz überwunden wird, den die Gesellschaft eines Fremden mit sich führt. Einem Fremden will man nicht mißfallen, und so strengt man sich an, unterhaltend zu seyn. Aber ist das nicht eben ein großer Fehler, daß wir uns nicht fürchten, den Unsrigen zu mißfallen, und daß wir ihnen zu Liebe auch nicht die kleinste Anstrengung machen wollen?

Für das eheliche Glück Euphrosynens wäre ein inniger Umgang mit ihrem Gemahl um so mehr Bedürfniß gewesen, da sie ihr erstes Kind verloren hatte, und auf die Hoffnung, wieder Mutter zu werden, Verzicht geleistet zu haben schien. Ein Sohn von der ersten Ehe, der schon ziemlich erwachsen war, als sie Adelberts Gattin wurde, befand sich beinahe die ganze Zeit ihrer Ehe in der Fremde, zuerst in einer auswärtigen Erziehungsanstalt, dann in einem fremden Handlungshause; und dessen Erziehung konnte keinen Vereinigungspunkt für die beiden Gatten abgeben.

Ach! ein edles, gefühlvolles weibliches Wesen steht nur gar zu oft allein. Wer Euphrosynen in Gesellschaft sah, geehrt von ihrem Gemahl, umgeben von einem Zirkel, dessen Unterhaltung sie mit ihrem lebhaften Geiste beseelte, dessen Bewunderung sie war, mußte sie für sehr glücklich halten. Sie verstand es so sehr, aus Allem das Gute und Schöne herauszufinden und sich dessen zu freuen; sie konnte sich einem wohlthuenden Eindrucke hingeben und sich selbst darin vergessen: mußte sie nicht glücklich seyn in diesem innern Reichthum, mit dieser edeln Fähigkeit zu genießen?

Ach sie war es nicht! Ein gefühlvolles weibliches Herz bedarf der Mittheilung, des Mitgefühls, und zwar von einem männlichen Herzen. Die zarte Rebe kann sich nicht aufrecht halten, wenn sie sich nicht um den Ulmbaum windet. Eine weibliche Freundin ersetzt diese Lücke nicht. Im Umgange mit einer solchen schließt das Weib gleichsam nur die weibliche Seite des Herzens auf; man theilt sich gegenseitig persönliche Erfahrungen, Urtheile über Menschen und Vorgänge u. dgl. mit; aber weiter geht der Austausch selten, wie vertraulich und herzlich er seyn mag. Das allgemein Menschliche, was das Weib über den engen Kreis des Daseyns erhebt und es für die großen Angelegenheiten der Menschheit aufschließt, findet selten in einen solchen Verkehr Eingang, wenigstens wird es nicht tief und gründlich behandelt.

Indessen würde Euphrosyne sich glücklich geschätzt haben, eine Freundin zu besitzen; aber sie hatte keine. Weibliche Freundschaften schließen sich am besten in der Jugend; aber Euphrosyne war nicht an dem Orte, wo sie verheurathet war, geboren und fand sich fern von ihrer Mutter, ihrer Schwester und einer sehr geliebten Jugendfreundin, mit denen allen sie in Briefwechsel stand, aber doch ihren Umgang schmerzlich vermißte. In ihrem geselligen Kreise fanden sich

mehrere Frauen, die für ausgezeichnet gelten konnten; aber keine stand ihr so nahe, um den Namen einer Freundin zu verdienen. Aus eigener Beobachtung und aus flüchtigen Aeusserungen Euphrosynens, späterhin aus vertraulichen Mittheilungen derselben, erforschte Heinrich ziemlich genau die Eigenthümlichkeit der vorzüglichsten Frauen, mit welchen sie umging; und wir wollen sie vor den Augen der Leser die Musterung durchgehen lassen, indem wir uns dabei der Schilderung bedienen, welche Euphrosyne selbst unserm Freunde von ihnen machte.

„Frau F. ist eine treffliche Frau von sehr viel Gemüth und Charakterstärke. Sie hat als schöne, reiche, adelige Jungfrau aus freier Wahl einen bürgerlichen Mann von geringen Vermögens-Umständen geheurathet, weil sie ihn verehrte; und lebt mit ihm musterhaft. Sie hat mit vieler Fassung manches Unglück ertragen, ihren Mann standhaft in einer langwierigen Krankheit gepflegt, und ihm einen großen Theil ihres Vermögens geopfert; sie hat mehrere Kinder verloren, und erzieht eine Tochter, die ihr geblieben, mit der größten Sorgfalt. Aber sie ist mir — wie soll ich sagen? — zu vernünftig, zu ernst und praktisch. Sie ist nicht ohne Gefühl und Sinn für das Schöne, auch nicht ungebildet; aber

sie nimmt Alles zu streng, und bezieht Alles unmittelbar auf das Leben. Besonders ist sie unduldsam gegen alles weibliche Treiben, was nicht unmittelbar in den weiblichen Kreis gehört. Es fehlt ihr, mit einem Worte, an Einbildungskraft; und wie sehr ich sie achte, so findet doch zwischen uns beiden keine innige Berührung Statt."

„Frau v. T. lebt von ihrem Manne geschieden, an den man sie verhandelt hatte, und der ihrer durchaus unwürdig war. Entfernt von ihren Verwandten, an der Seite eines herzlosen Gemahls, in kalter, zum Theil feindseliger Berührung mit den Verwandten desselben, lernte sie das Gefühl ihres von Natur weichen und warmen Herzens in sich zurückdrängen; und da sie in der Beschäftigung mit der Litteratur Nahrung suchte, zugleich aber auch die vorstellende Dame von Welt spielen mußte: so gewöhnte sie sich, Alles in den Spiegel der Betrachtung zu fassen, und geistreich und gefühlvoll im Gespräche, im Leben aber kalt zu seyn. So gewinnt sie über Alle und auch über mich eine Ueberlegenheit, die mich abstößt; ich fühle, daß ich, wenn ich mit ihr rede, vor einem Spiegel stehe, der mein Bild in ihr beobachtendes, inneres Auge zurückwirft; sie durchschaut mich, aber ich sie nicht; denn sie steht in jedem Augenblicke erhaben über ihrer eigenen Ge-

fühlsstimmung, und ist nie von etwas fortgerissen. Sie ist eine vollendete Erscheinung in der Gesellschaft, aber für den vertraulichen Umgang taugt sie nicht.“

„Die Frau des Kaufmanns L. ist schön, liebenswürdig und von zartem, leicht ansprechendem Gefühl; aber ungeachtet sie mit ihrem Manne ziemlich glücklich lebt, ist sie doch von einer Gefallsucht beherrscht, die sie zwar nie über die Grenzen der Treue und der feinen Sitte *hinwegreißt*, aber doch *unverträglich mit allen Frauen macht*, die *einigermaßen* in der Gesellschaft gefallen. Sie ist gegen mich schmeichlerisch-artig, aber ihre geheime Eifersucht zieht eine Schranke zwischen uns.“

Frau D. ist eine Gelehrte, und hat mehr Kenntnisse und Urtheil, als mancher Gelehrte von Fach, namentlich als ihr Mann. Sie hat auch Geschmack, und nicht leicht habe ich treffendere Urtheile über die neuesten Erscheinungen im Gebiete der poetischen und Unterhaltungs-Litteratur, als von ihr, vernommen. Auch im Leben weiß sie das Eigenthümliche und Ausgezeichnete an Personen mit scharfem Blicke aufzufassen, und sich dem, was ihr zusagt, mit Liebe hinzugeben, so daß ihr Umgang sehr unterhaltend ist. Aber ihr Gemüth ist innerlich zerrissen durch eine alte unglückliche Liebe, und

sie weiß ihren Schmerz über das verfehlte Lebensglück nicht zu beherrschen, weßwegen mich ihr Umgang verletzt und quält. Wäre es eine stille weibliche Sehnsucht, die sie nährte, so könnte ich ihr Mitgefühl beweisen; aber es ist eine absichtlich genährte, heftige Leidenschaft, die mich beunruhigt und abstößt."

Von den weniger bedeutenden Frauen, die Euphrosynens Haus besuchten, wollen wir unsre Leser nicht unterhalten.

Neuntes Kapitel.

Adelbert war von aller Eifersucht frei, und ließ, im festen Vertrauen auf die Vernunft und das Ehrgefühl seiner Frau, sie ganz frei gehen im Umgange mit Männern. Er würde es nicht gehindert haben, daß sich ihr einer seiner Bekannten etwas mehr genähert hätte, als der gewöhnliche Umgang in größern Gesellschaften mit sich brachte. Auch sie würde gern einem Manne, von dessen Umgange sie sich Nahrung für Geist und Herz versprochen hätte, näheren Zutritt gestattet haben. Es würde ihr wohl gethan haben, ihre Ansichten und Gefühle in dem Geiste und Herzen eines gebildeten Mannes wieder zu finden, und sie durch ihn erweitert, gehoben und geläutert zu sehen; obschon es gefährlich gewesen wäre. Denn nichts verleitet ein weibliches Herz so leicht zur Liebe, als von einem Manne verstanden und gehoben zu werden; die Liebe des edlen Weibes will nichts anderes, als dieses. Euphrosyne war das Weib, das eine solche Gefahr bestehen konnte; aber sie war ihr bis jetzt noch nicht

begegnet. Allen Männern, die sie umgaben, fehlte das, was sie ächte Bildung nannte.

Wir lassen sie nun auch die Schilderung von den Männern ihrer Bekanntschaft machen.

„Haben sie den Herrn v. M. genauer beobachtet? Das ist eine diplomatische Seele, das heißt, ein Mann ohne Seele, ohne Grundsätze, ohne Gefühl, ohne Charakter. Er ist so legitim gesinnt, daß, wenn er wüßte, man finde an seinem Hofe in Schiller demagogisches Gift, er sich hüten würde, in unsre Bewunderung dieses Dichters einzustimmen. Er ist jetzt ein Feind alles Verfassungswesens; aber lassen sie morgen seinen König eine Verfassung geben, so wird er ganz umgestimmt seyn. Diese Glattheit, diese erkünstelte Wärme, womit er, bei innerer eisiger Kälte, einem Jeden entgegen kommt, dieses Schillern in allen Farben ist mir in der Seele zuwider; und ich muß alles, was ich von Weltton an mir habe, zusammennehmen, um ihm nicht meinen Widerwillen zu zeigen.“

„Der Kaufmann P. ist gewiß ein angenehmer Gesellschafter, und weiß, zumal von seinen Reisen, sehr viel Anziehendes und Merkwürdiges zu erzählen. Wer ihn nicht genau kennt, wird ihm eine gewisse Vielseitigkeit zuschreiben. Aber im Grunde bezieht er Alles auf den Handel; nichts

liebt und achtet er ernstlich, als was darauf Einfluß haben kann; und ausserdem befleißigt er sich nur noch dessen, was zur gesellschaftlichen Vorstellung gehört, indem er meint, der Kaufmann müsse ein Mann von Welt seyn. Ehrlichkeit und Rechtlichkeit achtet er nur, weil man sich dadurch in der Gesellschaft geltend machen kann. Nur zuweilen reißt ihn sein von Natur gutes Herz fort, demjenigen Theilnahme zu schenken, was ausser dem Kreise seiner Berechnung liegt."

„Der Prediger, der zuweilen unser Haus besucht, verdient gewiß viele Achtung. Ich höre seine Vorträge gern wegen ihrer Klarheit und Wärme. Er mag im religiösen Gebiet und im Erziehungsfache gründliche Kenntnisse und Erfahrungen haben; aber in andern Gebieten, in dem der Kunst und Dichtung, und in Sachen des Lebens ist er fremd, unbeholfen und flach: und doch meine ich, der Geist der Religion müsse sich auf Alles verbreiten, und der ächte Geistliche alle Beziehungen derselben kennen und aufzufassen verstehen. Niemand weniger, als ein Geistlicher, sollte einseitig seyn; nur dadurch, daß er Allen Alles wird, kann er in die Gemüther Eingang finden."

„Unser Arzt ist ein Mann, wie es wenige gibt, von tiefem, kräftigem Geiste, voll natürlichen Gefühls, das nur oft in den Farben des

Witzes und der Laune hervorbricht, so daß er denen, die ihn nicht kennen, als herzlos erscheint, und das ganz unausgebildet, und daher nicht selten roh und hart ist. Seine ganze Geisteskraft hat er seiner Wissenschaft gewidmet, und dieser opfert er auch leicht die Regungen von Theilnahme und Mitleid, die an einem Arzte so wohl thun, indem er das Vergnügen nicht bergen kann, das ihm ein merkwürdiger Krankheitsfall verursacht. Ausserdem besitzt er wenig Bildung; und da er unverheurathet ist, so fehlt ihm auch das zartere menschliche Gefühl, welches der Mann durch das eheliche Leben gewinnt. Ich vertraue ihm als Arzt unbedingt, aber als Mensch steht er mir fern; er versteht meine körperliche Natur, aber mein geistiges Wesen ist ihm verschlossen."

„Der Professor N. ist unstreitig ein geistreicher und geschmackvoller Kenner der Litteratur und Kunst, und weiß die Schönheiten eines Gedichts trefflich zu entwickeln und zu erläutern. Aber nichts von Schönheit ist in sein eigenes Wesen übergegangen. Er lebt in gemeiner, unreinlicher Umgebung, ist heftig und roh in seinem Betragen, obgleich er sich in der Gesellschaft leidlich zu benehmen weiß, und das Schöne, das nicht gedruckt, oder gemalt, oder in Stein gehauen ist, weiß er nicht zu bemerken."

So ließ Euphrosyne in vertraulichen Mittheilungen gegen Heinrich noch mehrere Männer ihrer Bekanntschaft vor ihrem prüfenden Blicke vorüber gehen, und alle wußte sie in ihrer innern Blöße oder in ihrer Rohheit und Einseitigkeit darzustellen. Sie besaß im hohen Grade die weibliche Gabe, die Männer zu beurtheilen und zu durchschauen. Nur that sie es ohne alle Bosheit und Schadenfreude, sondern mit der Sehnsucht eines edlen Herzens, das Gute zu suchen, und mit dem Schmerze, es nicht zu finden. Was sie fast an allen Männern vermißte, war das rein Menschliche, das über jede Berufs-Bildung und über alles, was Geschäft heißt, sei ein solches auch noch so wichtig und umfassend, erhaben ist. Nur wenige Männer, zumal in Deutschland, haben Sinn und Eifer für die öffentlichen Angelegenheiten, für Volks- und Bürger-Wohl: einen solchen Sinn wußte Euphrosyne an einem Manne sehr zu achten, obschon sie sich in solche Dinge gar nicht einließ. Aber sie zählte zu dem, was sie ächte menschliche Bildung nannte, noch viel mehr: Sinn und Geschmack und Begeisterung für alles Gute, Große und Schöne, für das, was Mann und Weib gleich anspricht, was Alt und Jung ziert, was in allen Ständen und Lebensverhältnissen gilt, was das Glück erhöhet, und

im Unglücke Trost und Erhebung gewährt. Ihr genügte es jedoch nicht, wenn der Mann für das Gute und Schöne ausser sich Sinn und Begeisterung hatte; sie verlangte, daß es in ihm persönlich geworden sei, in Herz und Gemüth wohne, und aus Rede, Betragen und Handlungsweise hervorleuchte.

So stand denn das edle Weib einsam da, die Fühlfäden ihres innern zarten, sehnsüchtigen Wesens hervorstreckend, um das Schöne und Liebenswürdige zu finden, aber sie oft scheu zurückziehend, wenn sie auf Rohes und Kaltes traf. Sie hauchte ihre Sehnsucht im Gesange aus, der gerade am seelenvollsten war, wenn sie allein für sich sang. Sie bezauberte mit ihrer Stimme alle, die sie hörten; aber in Gesellschaft hielt eine zarte Scheu sie ab, die innersten Anklänge ihres Gefühls laut werden zu lassen. Heinrich belauschte sie einige Mal, und war von ihrem Gesange so gerührt, daß er mit sichtbarer Bewegung in ihr Zimmer trat.

So überraschte er sie auch zuweilen, wenn sie ihren Lieblings-Dichter Jean Paul mit Thränen der Rührung in den schönen Augen las. Kein Dichter versteht es wohl mehr, die Sehnsucht eines reinen Herzens zu erregen und zugleich den süßen Trost dafür zu geben, als dieser. Zu ihm

flüchtete sich daher Euphrosyne, wenn sie die Leerheit ihres Daseyns fühlte. Sie versetzte sich in seine Welt, die vom Glanze der Abendröthe und dem sanften Schimmer des Mondes zauberisch beleuchtet ist; sie ließ sich von ihm auf Blumenwellen wiegen, die vom Thau der Thränen schimmern, und in welchen sanfte Zephyre mit leisen Seufzern der Sehnsucht wühlen. Sie war eine sanfte, stille Schwärmerin, aber nur für sich; für die Gesellschaft verschloß sie diese Seite ihres Gemüths, während sie jedoch immer warm und gefühlvoll erschien. Sie hatte den richtigen Takt, daß ein Weib, wenn es die Sehnsucht eines unbefriedigten Herzens verräth, die höhere Scham und Sittsamkeit verletzt, und den Schleier des ehelichen Geheimnisses vor ungeweiheten Augen weghebt. Selbst vor ihrem Gemahl verbarg sie dasjenige, was er weder verstand, noch zu befriedigen die Fähigkeit hatte, weil es nur ihren Schmerz vermehrt hätte, etwas von ihm zu fordern, was er nicht geben konnte. Ueberhaupt war ihre Sehnsucht halb unbewußt; sie fühlte wohl, daß man in der Ehe glücklicher leben könnte, als sie lebte, aber ihr Herz war mehr in dichterischer Schwärmerei auf das Ideale hingerichtet, als daß es den Wunsch nach einer glücklichen Wirklichkeit genährt hätte.

Noch niemand hatte sie von dieser Seite kennen gelernt; nur Heinrich Melchthal, dieser anfangs so unscheinbare Jüngling, übte nach und nach den Einfluß auf sie aus, daß ihre Wachsamkeit eingeschläfert wurde, und die zarte Psyche ihre schimmernden Flügel vor ihm entfaltete.

Doch wir wollen dem Gange der Geschichte nicht vorgreifen, und bemerken noch Einiges über Euphrosynens Lebensweise und Bildung. Sie vermißte schmerzlich die mütterliche Thätigkeit, und zum Ersatz dafür beschäftigte sie sich des Morgens mit einigen jungen Mädchen, die sie im Sticken und in der englischen Sprache unterrichtete. Da ihr nach der Sitte der reichen Häuser und nach dem Wunsche Adelberts, sich dieser Sitte zu fügen, von der Führung des Hauswesens nichts, als die allgemeinste Aufsicht, blieb; da sie aber die Gefahren kannte, welche einem sich selbst überlassenen weiblichen Herzen aus dem Mangel an Beschäftigung erwachsen, daß es sich nämlich gern den Träumen der Einbildung hingibt und sich in vergeblicher Sehnsucht verzehrt; da sie hingegen den Reiz und die Lust der Arbeit als eine der besten Würzen des Lebens zu schätzen wußte: so schrieb sie sich regelmäßige Arbeiten vor, hatte Lehrstunden in der Musik und im Italienischen, und

trieb weibliche Handarbeiten, deren Früchte sie der Freundschaft oder der Armuth widmete.

Nach allem, was wir bisher von ihr wissen, mußte ihr ein hoher Grad von Bildung eigen seyn; aber es war eine ächt weibliche Bildung. Sie verstand mehrere Sprachen, und hatte die besten Schriftsteller darin gelesen; aber sie hatte, wie eine Biene, nur den Honig aus diesen Blumen gesaugt, sich nur das Geist und Herz unmittelbar Ansprechende angeeignet; und was sie sonst noch dabei von Kenntnissen eingesammelt, das pflegte sie vor denen, die ihr darin nicht folgen konnten, sorgfältig zu verbergen, weil ihr nichts unweiblicher erschien, als das Prunken mit gelehrten Kenntnissen. Sie konnte eben so gut mit weniger gebildeten, einfachen Frauen, als mit den gebildetsten, umgehen, sobald sie bei jenen nur natürlichen Verstand und Gemüth fand. Sie konnte mit Kindern und jungen Mädchen sich unterhalten, und ganz in deren Gesichtskreis und Stimmung eingehen. Denn es zog sie ein natürliches, durch Bildung erhöhetes Wohlwollen zu Allen hin, die sie nicht durch Anmaßung und Kälte abstießen; und dieses Wohlwollen, verbunden mit einer großen Leichtigkeit und Beweglichkeit des Verstandes und der Einbildungskraft, ließ sie immer den geeigneten Weg der Unterhaltung treffen.

Wenn Euphrosynen etwas fehlte, so war es ein tiefer religiöser Sinn und eine gründliche, feste Ueberzeugung von den Wahrheiten des christlichen Glaubens. Sie war in ihrer Jugend von einem jener aufgeklärten Prediger unterrichtet worden, welche das Christenthum von allem Geheimnißvollen zu entkleiden und in eine bloße Sittenlehre zu verwandeln wissen. Auch in ihrer Familie herrschte eine solche Ansicht, und eine eigentliche fromme Richtung, so wie eine häusliche Andacht, fehlte dem sonst schönen Familienleben. An einen aufgeklärten Prediger hielt sie sich auch, als sie nach * * * * kam, obschon seine Persönlichkeit ihr nicht ganz zusagte.

In Mancher Augen wird es als ein Lob, in Anderer Augen als ein Tadel erscheinen, wenn wir bemerken, daß Euphrosyne sich in Ansehung der politischen Ideen, welche unsre Zeit bewegen, ziemlich gleichgültig verhielt. Gewöhnlich waren ihr die Männer verhaßt, welche die Sache der sogenannten Legitimität vertheidigten, weil sie sie kalt und herzlos fand; aber an den begeisterten Vertheidigern der Volksfreiheit war ihr die leidenschaftliche Partheilichkeit zuwider, und sie glaubte zu bemerken, daß diese Art von Männern nicht selten im Leben ungerecht und despotisch wären. Da es ihr ohnehin für Frauen unanstän-

dig schien, sich mit Männern in solche Dinge einzulassen, und sie als Walterin der geselligen Unterhaltung darauf hielt, daß kein Streit dieser Art die Gesellschaft entzweiete; da endlich durch Adelberts meisternde Zurechtweisungen ihr Urtheil über diesen Punkt eingeschüchtert war: so hatte sie sich auf das ruhige Gebiet der Gleichgültigkeit zurückgezogen, und sich darauf gestellt, die Männer hierin walten zu lassen.

Ueberhaupt war sie mehr gefühlvoll, als begeistert, mehr für die zarte, stille Schönheit, als die erhabene Größe empfänglich; sie füllte den häuslichen und geselligen Kreis mit geistreicher Anmuth aus, und war ganz dazu geschaffen, einen Privatmann zu beglücken; aber zur Heldengattin, zur begeisterten Gefährtin eines Mannes, der eine große Laufbahn betritt, war sie zu zart und zu wenig für hohe Gedanken und Plane empfänglich.

Zehntes Kapitel.

Heinrich Melchthal befand sich nicht lange in Euphrosynens Nähe und unter dem Einflusse ihres Umgangs, so gerieth er ganz in ihre Gewalt und fühlte sich von ihr beherrscht. Dabei war er aber seiner Gertrud noch eben so ergeben, wie am Tage, da er sie verließ, und sehnte sich innig nach der Vereinigung mit ihr; auch schrieb er ihr fleißig, und theilte ihr alles mit, was ihre Theilnahme auf sich ziehen konnte. Das Gefühl, das ihm Euphrosyne einflößte, war nicht Liebe; es war die uneigennützigste, reinste Anerkennung und Bewunderung ihres schönen Gemüths, ihrer geistigen Vollendung, ihrer harmonischen Erscheinung; es war die reine Hingebung an die auf ihn einwirkende Kraft eines edlen geistigen Lebens, das Angezogenseyn von dem, was seiner innersten, besten Natur gleichartig und verwandt war. Es ist wahr, es war die weibliche Natur in Euphrosynen, die diesen Eindruck auf Heinrich machte, und selbst ihre körperliche Schönheit mochte daran einigen Antheil haben, indem ein Mann von dem-

selben Grade geistiger Bildung nicht diesen Eindruck auf ihn gemacht haben würde. Aber es war nur die weibliche Innigkeit und Harmonie von Euphrosynens Seite, und von seiner Seite das Bedürfniß der männlichen Natur, nach dieser Innigkeit und Harmonie zu streben, was dem Geschlechtsverhältnisse angehörte. Vor einer eigentlichen Liebe zu ihr bewahrte ihn ausser dem tiefhaftenden Eindrucke, den Gertrud auf sein jugendliches treues Gemüth gemacht hatte, die Ueberlegenheit Euphrosynens über ihn an Bildung und Welterfahrung, und der Unterschied des Alters, indem wenige Jahre mehr bei einem Weibe schon viel ausmachen.

So leicht edle, hingebende männliche Gemüther von der Achtung und Bewunderung älterer hochgebildeter Frauen zur Liebe gegen sie übergehen, so unpassend ist ein solches Verhältniß. Der Mann soll dem Weibe, das er liebt, überlegen seyn, nicht das Weib dem Manne. Vielleicht darf man auch behaupten, daß Männern, die sich in ein solches untergeordnetes Verhältniß begeben, der ächt männliche Charakter fehlt, daß in ihnen wenigstens die weibliche Hingebung die männliche Selbstständigkeit überwiegt. Unser Freund aber, so unentwickelt er auch war, hatte diesen Fehler nicht, und bewahrte, trotz seiner Bewunderung

für Euphrosynen, die Kraft einer festen, männlichen Seele.

Es war aber sehr wohlthätig für ihn, daß er diesen Eindruck empfing, und unter einen solchen Einfluß zu stehen kam. In der Umgebung, in der er aufgewachsen war, durch die ihm zu Theil gewordene Erziehung, hatte er nur wenig Anregung für das in ihm schlummernde Streben nach dem Höhern des Lebens empfangen. Seine fromme Erziehung hatte ein Samenkorn in sein Gemüth gelegt, aus dem sich eine herrliche Frucht entwickeln konnte; aber es wartete noch auf den Sonnenstrahl, der es zur Entwickelung bringen sollte. Sein Gemüth war durch das häusliche Leben mit stillen, einfachen Gefühlen genährt, und in der Innigkeit erhalten worden; aber es fehlte die lebendige Schöpferkraft, um es für das ganze Leben und die höhern Güter desselben zu entzünden. Euphrosynens sanft strahlende Erscheinung war die Sonne, die in seinem Gemüthe die Liebe und Begeisterung für das Edle und Erhabene im menschlichen Leben anfachte; der reine, veredelte Gehalt desselben erschien ihm in ihr in einem schönen, lieblichen Bilde, faßlich für Geist und Herz, freundlich einladend zur Nachfolge und Nacheiferung. Und dieses anmuthige Bild neigte sich zu ihm mit einem so reinen Wohl-

wollen, daß es ihn schon dadurch angezogen und gefesselt haben würde.

Es ist ein allgemein anerkannter Erfahrungssatz, daß der Jüngling im Umgange mit edlen Frauen seine letzte Bildung erhalten müsse. Aber man versteht gewöhnlich unter dieser von den Frauen zu gewinnenden Bildung die äussere Feinheit und Anmuth des Betragens, höchstens die Milde der Gesinnung und des Urtheils und den Sinn für Adel und *Reinheit der Sitten*. Euphrosyne aber war für unsern Freund nicht bloß die Grazie, die ihn in den Reigen der Anmuth zog, sondern die begeisternde Göttin der geistigen Schönheit; sie war ihm eine Minerva mit dem der Venus entwandten Gürtel des Liebreizes und dem Saitenspiele Apollo's. Er hätte sie entbehren können, wenn er früh wäre mit der Milch des Alterthums gesäugt und durch Lehrer von höherem Geist und Sinn geweckt worden; wer weiß aber, ob er dann diesen mit Blumen gezierten Mittelweg zum Ziele wäre geführt worden, und ob ihm das Leben in dieser harmonischen Einheit aufgegangen wäre?

Er merkte auf alle Aeusserungen Euphrosynens, besonders auf ihre Urtheile über männlichen Werth und männliche Vollkommenheit, und nahm sie sich zur Lehre. Es war nicht eine eitle

Sucht, ihr zu gefallen, was ihn trieb, sich dasjenige anzueignen, was sie schätzte; er verbarg sogar die Vorzüge, die er sich auf ihren Wink zu eigen gemacht hatte, wenn sie sich verbergen ließen, mit einer Art von jungfräulicher Scham, um nicht den Schein zu haben, als strebe er nach ihrer Gunst und ihrem Lobe.

So war einmal bei Gelegenheit eines Unfalls, daß ein Kind im Wasser verunglückt war, weil sich niemand in der Nähe gefunden, der des Schwimmens kundig gewesen wäre, davon die Rede, daß ein jeder Mann, der etwas auf sich halte, schwimmen lernen müsse. Ist es nicht demüthigend für einen Mann, sagte Euphrosyne, wenn er aus Trägheit sich eine Fertigkeit anzueignen versäumt hat, wodurch er sich als Herrn eines treulosen Elements zum Besten seiner Mitmenschen erweisen kann? Fordert nicht die Würde des Mannes, überall seine Selbstständigkeit geltend zu machen? Soll der Mann nicht der Schöpfung gebieten zu seinen Zwecken, zu Zwecken des Menschenwohls?

Heinrich gestand, daß er leider auch in dem Falle sei, nicht schwimmen zu können, und entschuldigte sich mit dem Mangel an Gelegenheit, wodurch er verhindert worden, diese Uebung zu machen. Aber er zögerte nicht, Unterricht im

Schwimmen zu nehmen, schwieg jedoch davon. Als er nach einiger Zeit in Euphrosynens Gesellschaft eine Landparthie machte, traf es sich zufällig, daß in ihrer Nähe von mehreren da spielenden Kindern eins in den Strom fiel und fortgerissen wurde. Da warf er seine Kleider von sich, stürzte sich nach, und rettete es. Und sie sagten, rief ihm Euphrosyne staunend entgegen, daß sie nicht schwimmen könnten? Ich habe es erst kürzlich gelernt, erwiederte er mit Verwirrung. Auch sie erröthete, und ein Blick, in dem sich Bewunderung mit Dankbarkeit zu einem eigenen, rührenden Ausdrucke mischte, belohnte ihn.

Unser Freund befolgte Euphrosynens Winke zu seiner Ausbildung ohne alle eigennützige Absicht ausser der, sich dasjenige anzueignen, was in ihren Augen Werth hatte, weil er den Werth davon fühlte, ihrem Urtheile vertraute, und aus ihrem Munde die Stimme der edelsten Lebensweisheit zu vernehmen glaubte.

Schon aus Gehorsam gegen seinen Vater und aus Treue gegen einen fest gefaßten Vorsatz, dann aus Achtung für Adelbert, dessen Achtung er hinwiederum zu verdienen strebte, würde er seinem kaufmännischen Berufe allen Fleiß gewidmet, und die ihm dargebotene Gelegenheit, neue und umfassendere Kenntnisse in diesem Fache einzusam-

meln, gewissenhaft benutzt haben. Aber ein mächtiger Sporn seines Fleißes war die Aeusserung Euphrosynens, daß dem Manne vor allen Dingen eine gewiße Meisterschaft in seinem Berufe zieme.

Durch diese Meisterschaft, sagte sie einst, behauptet der Mann allein seine Stelle in der Gesellschaft auf eine würdige Weise. Denn er soll schaffen und wirken, ins Leben eingreifen, seine Familie erhalten und schützen, und sich selbst Ansehen und Geltung unter seines Gleichen verschaffen.

Heinrich war hoch erfreut, aus ihrem Munde seine eigene Ueberzeugung zu vernehmen, und führte das Beispiel des Herrn Reuß und die in Beziehung auf ihn ausgesprochene Ansicht des Hausfreundes desselben an, um zu hören, was sie dazu sagte.

„Es ist immer mißlich, wenn ein durch sein Vermögen unabhängiger Mann sich jedem Berufsgeschäfte entzieht. Ich beklage die Gattin eines solchen Mannes. Zwar genießt sie des Vortheils, daß (wenn er nämlich dazu Neigung hat) er sich mit ihr mehr beschäftigen und Umgang haben kann; aber sie wird auch in der Regel von seiner Langenweile, Laune und kleinlichen Einmischung in das Hauswesen zu leiden haben; denn eine unbestimmte, jeder äussern Verpflichtung entbun-

dene Beschäftigung wird diesem allen Raum lassen. Und was ist ein solcher Mann für die Gesellschaft? Er verzehrt bloß, bringt aber nichts hervor.“

„„Und er ist nicht auf den Fall gerüstet, daß er sein Vermögen verlieren kann.““

„Ganz richtig! Er kommt mir vor, wie einer, der in der Gesellschaft bloß hören, aber nicht reden wollte. Ein Reicher braucht ja keinen gerade sehr einträglichen Beruf zu treiben, oder kann die Früchte seines Erwerbs zu wohlthätigen Zwecken verwenden. Eher zu billigen ist es schon, wenn er nach einem getriebenen Berufe sich in die Muße zurückzieht. Dann hat er doch seine Thätigkeit und Tüchtigkeit bewiesen, und steht als brauchbares Glied der Gesellschaft da, das in jedem Augenblicke wieder eingreifen kann. — Mir scheint sogar die Berufs-Tüchtigkeit und Meisterschaft dem Manne einen innern Werth zu geben, ich meine ein Selbstgefühl, das er sonst durch nichts gewinnen kann, und eine bestimmte Richtung seines Wesens, die selbst in beschränkter Einseitigkeit einer charakterlosen Allgemeinheit vorzuziehen ist.“

„„Ich fühle, daß Sie Recht haben, und doch gestehe ich, daß die Persönlichkeit von Herrn Neuß auf mich einen sehr wohlthuenden Eindruck gemacht hat; aber er treibt auch gewis-

sermaßen den Beruf eines Gelehrten und Künstlers.““

„Ich habe viel Gutes von ihm gehört; aber demungeachtet glaube ich, daß, wenn er seine Gaben zur Treibung eines bürgerlichen Berufes oder zur Hervorbringung von Werken verwendete, die er zum allgemeinen Nutzen und zur öffentlichen Beurtheilung hinstellte, er sich männlicher fühlen würde, und sich bestimmter ausgebildet hätte.“

Auf der andern Seite aber pflegte sich Euphrosyne auch sehr stark gegen Berufs-Einseitigkeit und Befangenheit auszusprechen.

Die meisten Männer, sagte sie, sind in ihrer Berufsthätigkeit nichts als Maschinen oder vielmehr nur einzelne Räder in der großen Maschine des allgemeinen Wirkens. Sie lassen sich entweder vom Zufalle oder vom Drange des Bedürfnisses oder vom Gebote der Obern nach Zwecken hintreiben, die sie nicht kennen. Der Kaufmann meint, er arbeite, um zu erwerben, und unternimmt seine Geschäfte, wie sie ihm die Gelegenheit darbietet; er kennt aber nicht die Beziehung seiner Wirksamkeit auf das menschliche Leben, nicht den Werth, den sie für das allgemeine Wohl hat. Der Diplomat sollte am ersten wissen, für welche menschlichen Zwecke er arbeitet; aber die meisten dieses Fachs, die ich kenne, haben entweder aus

Eigennutz oder Ehrgeiz diese Laufbahn gewählt, sich zu einem blinden, unbedingten Gehorsam gegen ihre Obern und ihren Hof verpflichtet, und lassen sich fortschieben, wohin es diesen gefällt. Selbst viele Gelehrte und Künstler wissen nicht recht, wofür sie arbeiten; und wenn sie nicht ihrem Eigennutze dienen, so treibt sie eine blinde, einseitige Liebhaberei.

O nennen Sie mir, rief Heinrich, die höheren Zwecke meines Berufs!

Mein Freund, erwiederte sie, ich habe mich mit dem Kaufmannswesen nicht so genau bekannt gemacht, daß ich dieß auf eine bestimmte Weise könnte. Ich meine nur, der Kaufmann müsse nicht nur ausser seinem Berufe Mensch seyn, für Menschliches Sinn haben und sich in der Familie, im bürgerlichen Leben, im geselligen Kreise als Menschen kund geben, sondern er müsse dieß auch in seinem Berufe seyn, und nichts treiben, worin er sich nicht als Menschen, als Glied der menschlichen Gesellschaft, fühlen könne. Wir Frauen stehen freilich überall in unserer Wirksamkeit dem Menschlichen näher, als die Männer; aber ich darf doch wohl Beispiele daraus hernehmen, um meinen Gedanken zu erläutern. Wenn ich für meinen Mann Kleidungsstücke verfertige oder verfertigen lasse, wenn ich ihm ein Lieblingsge-

richt besorge, oder im Hauswesen eine erspa=rende oder erleichternde Einrichtung treffe: so habe ich überall den Zweck im Auge, ihm Ver=gnügen zu machen, seine Zufriedenheit zu erhö=hen. Kann und soll nicht auch so der Kauf=mann seinen Nebenmenschen dienen? Er will zwar seinen Gewinn haben, aber ich nehme von mei=nen Arbeiten auch meinen Lohn, einen Theil der Zufriedenheit, die ich meinem Manne be=reite. Doch diese Vergleichung mag freilich sehr hinken.

Eilftes Kapitel.

Diese Aeusserungen beschäftigten Heinrichs Nachdenken sehr. Ausserdem machten ihn einige Worte, welche Adelbert von der Geschichte des Handels fallen ließ, aufmerksam, und er beschloß, diese Geschichte zu studiren, um daraus die Bedeutung seines Berufs für die menschliche Gesellschaft im Ganzen kennen zu lernen. Dieses Studium gab ihm so viel Aufschluß, und stellte den Handel in so wichtigen, bedeutenden Verhältnissen dar, daß er dadurch sehr erfreut und begeistert wurde.

Wir wollen hier einige Bemerkungen und Ansichten, die er durch dieses Studium gewann, mittheilen, um dadurch die Geistesrichtung, die er nahm, zu bezeichnen.

Die erste friedliche Berührung der Völker unter einander geschah durch den Handel. Es gab sonst kein anderes Mittel sie einander näher zu bringen. Der Krieg trug auch viel dazu bei, daß sie sich einander kennen lernten; aber seine Spuren waren mit Blut und Zerstörung bezeichnet, und

er säete Haß anstatt Freundschaft. Das Reisen war nicht wohl anders möglich, als auf dem Wege des Handels, im Schutze der Karavanen. Die Handelsleute waren die freundlichen Boten, welche Völker zu Völkern sandten. Sonst war jeder Fremdling, der erschien, als Feind geachtet; aber die Handelsleute, welche mit den Erzeugnissen eines fremden Bodens und Himmels erschienen, um sie auszutauschen, reizten die Neugierde und das Verlangen des Genusses und Besitzes, und so wurden sie freundlich aufgenommen. Man denke sich das anziehende Schauspiel, wenn eine Karavane ankam, und ihre Waaren auslegte. Erst wurden die Waaren beschaut und ihr Werth und Nutzen erwogen: dadurch erweiterte sich der Kreis des Wünschens- und Besitzenswerthen; das eigene beschränkte, dürftige Daseyn bereicherte sich; die Bedürfnisse vermehrten sich, aber damit auch der Fleiß, um sie zu befriedigen, um angemessene Tauschmittel anbieten zu können. Nur durch Bedürfniß und Genuß wird der Mensch aus seiner rohen Trägheit geweckt, und zur menschlichen Thätigkeit angeregt. Sodann zogen auch die Handelsleute selbst die Aufmerksamkeit auf sich. Man mußte ihre Sprache lernen um des Handels willen; man lernte sie aber auch, um sich von ihnen erzählen zu lassen von den Eigenheiten ihres Landes

und Himmelsstriches, von den Sitten ihres Volkes, von ihren Reise-Erfahrungen. Wie mußte sich dadurch der Gesichtskreis erweitern, die Wißbegierde erregt und befriedigt und zu neuen Forschungen erregt werden! Nun wagte man wohl auch das Unternehmen eigener Handelszüge, und der Verkehr erweiterte und durchkreuzte sich immer mehr.

Wie viel haben die Phönizier durch ihre Schiffahrt und ihre Pflanzungen zur Gesittung der alten Welt beigetragen! Wie manche Insekten, welche Nahrung aus den Blumen saugen, dazu dienen, den Saamenstaub der männlichen Blüthen in die weiblichen zu tragen und so die Vermittler der Befruchtung zu werden: so dieses merkwürdigste aller alten Völker, ohne welches es keine griechische und römische Bildung gegeben hätte. Es regte überall Gesittung, Land- und Städtebau an, verbreitete die Schrift, und lehrte die Völker sich gegenseitig und die Erde kennen.

Im Mittelalter hat der Handel in die Rohheit der durch einen ewigen Kriegs- und Fehde-Zustand zerütteten Völker Gesittung gebracht. Das italienische und deutsche Städtewesen, der mächtige Bund der Hansa, bieten in diesen rohen Zeiten die erfreulichsten Bilder dar; und vorzüglich aus dem Gewerbe und Handel der Städte hat

Bayerische
Staatsbibliothek
München

sich das geordnete, friedliche Staats- und Bürgerleben der neuesten Zeit entwickelt.

Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerikas und der dadurch eingeleitete Welthandel hat die größten und wohlthätigsten Veränderungen im Staats- und Völkerwesen, in der Wissenschaft und Weltansicht herbeigeführt. Der Blick des Menschen umfaßt jetzt die ganze Erde, so wie seine Schiffe diesen Ball umfahren; er kennt die Größe, so wie die verhältnißmäßige Kleinheit, desselben: und daher ist die Politik großartiger und umfassender geworden, die Ansicht des Weltgebäudes hat an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen, und der Blick des geistigen Auges erhebt sich leichter zum Unendlichen. Welchen wichtigen Einfluß haben die amerikanischen Kolonien gehabt und welchen werden sie noch haben! An ihrem jugendlich frischen Leben verjüngt sich das alternde Europa, das ohne dieselben wahrscheinlich in Verderbniß versunken wäre.

Noch immer dienen die Handels-Angelegenheiten als vielfach einwirkendes Reiz- und Bindemittel des Völkerlebens. Ein Staat kann nicht lange eine politische Stellung behaupten, die dem Handels-Vortheile seines Volkes zuwider ist; dieser, der auf natürlichen Verhältnissen beruht, wird immer auf die Natur zurückführen, und die

Folgsamkeit gegen die Forderungen derselben ist wenigstens immer besser, als ein auf Vorurtheile und Parthei-Ansichten gegründetes System.

Eben so wirkt der Handel vortheilhaft auf die Beförderung des Gewerbfleißes, indem er dessen Erzeugnisse verführt und ihnen immer neue Abzugs-Wege eröffnet; der Gewerbfleiß aber wirkt wieder vortheilhaft auf die Gesittung des Volkes, indem er es unabhängiger von der Natur, reicher an Besitz und Genuß, dadurch aber auch betriebsamer, erfinderischer und freisinniger macht.

Ueber das Verhältniß des Eigennutzes, der allerdings die Triebkraft der Handelswelt ausmacht, dachte Heinrich folgendermaßen. Es wäre unnatürlich, vom Kaufmanne zu fordern, daß er etwas ohne Eigennutz unternehmen und fortführen sollte. Der Trieb, die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, die eigene Habe zu vermehren, hat den Handel begonnen und wird ihn immerfort erhalten und beleben. Aber der denkende Kaufmann fühlt sich dadurch über diesen Trieb erhaben, und gewinnt ein adelndes Selbstgefühl, daß er erkennt, wie er der Vermittler eines Verkehrs ist, der für zwei oder noch mehr Völker nothwendig und in mancherlei Hinsicht nützlich ist. Er ist darin nicht mehr dem bewußtlosen Insekte zu vergleichen, das, indem es in den Blüthen Nahrung sucht, ohne es zu

wissen und zu wollen, den Saamenstaub mit fortnimmt; sondern seine befruchtende Thätigkeit ist bewußt und somit menschlich-würdig.

Für den großen, durch sein gewonnenes Vermögen unabhängigen Kaufmann hielt es Heinrich sogar für möglich, daß er dem Verkehr eine für sein Vaterland vortheilhaftere Richtung geben und neue Handelswege eröffnen, mithin frei und selbstständig wirken könnte. Ausser allem Zweifel schien ihm zu seyn, und er fand es durch viele Beispiele bestätigt, daß der Gewerbsherr seinen Vortheil mit dem gemeinen Nutzen verbinden, und für einen großen Theil seiner Mitbürger der Versorger, und somit ein Beförderer des Volks-Reichthums werden kann.

Eine andere menschlich-würdige Seite des Handels fand er in den Verbindungen des Vertrauens und der Treue, die er stiftet und unterhält, und in deren Heilighaltung sich der edle Sinn des Kaufmanns beweisen kann. Der Handels- und Gewerbsherr haben eine Menge Diener und Arbeiter, die ihrem Glücksstern ihr und ihrer Familien Lebensglück anvertrauen, und zu ihnen in das Verhältniß der Abhängigkeit treten; um sie nun nicht zu täuschen, wird es jenen zur Pflicht, auf Gewinn bedacht zu seyn, und ihren Handel und Vertrieb im Schwunge zu erhalten: so daß

durch diese Rücksicht ihre Begierde nach Gewinn pflichtmäßig und veredelt wird. Aehnliche Verpflichtungen der Treue haben sie gegen fremde Handels- und Gewerbshäuser, mit denen sie in Verbindung stehen, und deren Bestand und Gedeihen von dem Fortgange ihres Geschäftes abhängt. Dazu treten so viele besondere Verbindlichkeiten ein, in deren Erfüllung sich eine sittliche Gesinnung und ein ächtes Ehrgefühl beweisen kann. Oft geschieht es, daß von auswärtigen Handelshäusern ertheilte Einkaufs-Aufträge betrügerisch ausgerichtet werden, indem man bei eintretenden höheren Preisen diese anrechnet, da man doch zu den frühern niedrigern eingekauft hat. Eine solche Treulosigkeit verabscheute unser Freund aufrichtig; er hielt es für die einfachste, aber auch strengste Pflicht, den Handelsfreund redlich zu behandeln; und das Band der Treue, das durch den Handel sich über verschiedene Völker ausbreitet, ohne durch den Zwang der Gesetze und Gerichte geschützt zu seyn (denn selten wird man zu diesen seine Zuflucht nehmen), schien ihm noch ehrwürdiger und sittlich-freier, als der bürgerliche Rechts-Verband selber zu seyn.

Nicht weniger wichtig und großartig erschien ihm der Handel, wenn er auf die Geistesthätigkeit sah, welche die Führung desselben ins Große

erfordert. Der große Kaufmann muß seinen Blick über die ganze Erde richten, den Gang des Welthandels kennen, durch einen ausgedehnten Briefwechsel von dem Stande der Preise, der Waaren-Vorräthe, dem Geldkurse und ähnlichen Dingen auf den wichtigsten Handelsplätzen unterrichtet seyn, die politischen Verhältnisse der Staaten zu beurtheilen und Krieg und Frieden vorauszusehen wissen; und auf diese Kenntnisse der Verhältnisse muß er mit freier Urtheils- und Errathungskraft seine Berechnungen gründen, die möglichen Wechselfälle berücksichtigen, die Wahrscheinlichkeitsgründe abwägen, und so eine Geistesthätigkeit üben, die selbst die der Gelehrten und Denker an Freiheit und Beweglichkeit übertrifft. Diese überlassen sich oft Lieblings-Meinungen und Hypothesen, und können es, ohne geradezu widerlegt und dafür bestraft zu werden. Aber wehe dem Kaufmann, der sich von Vorurtheil und Wahn leiten läßt, der sich nicht über jede Befangenheit zu erheben weiß! Er muß dafür schwer büßen.

Daher übertreffen auch die großen Kaufleute so oft die Gelehrten an Weltverstand, schnellem Ueberblick und Gewandtheit des Geistes. Und könnten jene bei ihrem Geschäfte auch die höhern Seelenkräfte üben und nähren, könnten sie die Richtung auf die großen, heiligen Angelegenheiten

der Menschheit, die Liebe für Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit, die gemüthliche Wärme und Tiefe, die Würde des Charakters sich aneignen und bewahren: so würden sie auf der Leiter der menschlichen Vollkommenheit eine der höchsten Sprossen einnehmen.

Unser Heinrich gelobte sich und seinem Freunde Dietrich, dem er diese seine Ansichten von der Würde des Handels mittheilte, und im Herzen auch Euphrosynen, nach deren Achtung und Beifall er strebte (die er aber nicht nannte), daß er diese reine, edle und begeisterte menschliche Gesinnung mit der Ausübung seines Berufes zu vereinbaren sich befleißigen wollte.

„Ob ich es je zu einer großartigen und umfassenden Handels-Wirksamkeit bringen werde, weiß ich nicht, und muß sowohl meiner Fähigkeiten als der Lage und Verhältnisse meiner Vaterstadt wegen daran zweifeln; aber nie soll engherzige Gewinnsucht mich zu niedrigen Kunstgriffen und Ungerechtigkeiten verleiten und mein Gewissen beflecken; nie soll befangene, selbstische Einseitigkeit mich vergessen lassen, was ich als Bürger und Mensch dem Ganzen schuldig bin; nie sollen mir die großen Angelegenheiten der Menschheit fremd werden; ich will Geist und Herz dafür offen zu erhalten, und ihnen stets die Nahrung

begeisternder Ideen und erhebender Anregungen zuzuführen suchen. Halte mir, Freund, einst diese Zeilen vor Augen, wenn du mich auf einer falschen Richtung siehst, wenn du glaubst, daß ich auf die Linie der Gemeinheit herabzusinken geneigt bin! Wache über mich, wir wollen beide über einander wachen; denn das ist der edelste Dienst der Freundschaft!"

Als unser Freund dieses schrieb, hatte er von Euphrosynen schon mannichfaltige Anregungen zum Streben nach persönlicher Ausbildung erhalten, auch in derselben schon bedeutende Fortschritte gemacht; und diesen verdankte er es eben so sehr, als seinem Studium der Handelsgeschichte und der zu seinem Fache gehörigen Wissenschaften, daß er solche Ansichten vom Handel fassen konnte. Denn eine edle menschliche Ansicht vom Berufsleben ist nur bei persönlicher, allgemein menschlicher Bildung möglich. Wir wollen nun berichten, wie er zu dieser geführt wurde, und welchen Gang er in derselben einschlug.

Zwölftes Kapitel.

Euphrosyne tadelte an den meisten Männern eben so sehr, daß sie in ihrem Berufe nicht Menschen zu seyn verstünden, als daß sie ausser demselben, im menschlichen Leben und in der Gesellschaft, von der Würde und dem Adel ächter Menschlichkeit mehr oder weniger entblößt erschienen.

Bei mehreren Gelegenheiten tadelte sie es, daß so Wenige sich einer kräftigen und schönen Ausbildung des Körpers beflissen hätten, und sich entweder linkisch oder mit einer unmännlichen Zierlichkeit oder steifen Förmlichkeit benähmen.

Kraft und Anmuth vereinigt selten Einer, sagte sie. Haben Sie in der letzten Gesellschaft den jungen Kaufmann bemerkt, der kürzlich von Bordeaux zurückgekehrt ist? Man meint, er komme eben frisch gedrechselt und geschniegelt aus der Hand des französischen Tanzmeisters. Vergleichen Sie dagegen mit ihm den Hauptmann v. Z., der wie auf dem Fechtboden einhertritt, und sich mit so plumper Kraft darstellt, daß einem Frauenzimmer angst und bange wird.

Aber fordern Sie nicht vielleicht zu viel? wandte Heinrich ein.

„Das Vollendete erreichen nur Wenige, denen gleich viel Naturgabe und Gelegenheit zur Ausbildung zu Gebote steht; wer aber die Stärke und Gewandtheit des Körpers übt, und sonst persönliche und gesellige Bildung hat, wird sich gewiß immer gefällig darstellen.“

Heinrich hatte schon im Tanzen, Fechten und Reiten Uebung gehabt: er nahm nun von neuem in ersterem Unterricht, und benutzte die Turnübungen, welche in einer Erziehungs-Anstalt der Stadt getrieben wurden, indem ihm der Vorsteher derselben gern den Zutritt verstattete; und er fand, daß die letztere Art von Leibesübungen einen sehr wohlthätigen Einfluß auf seine Gesundheit hatte, und besonders seine Brust, die an Vollblütigkeit zu leiden schien, erleichterte.

Einst hatten Adelbert und Euphrosyne ein Ehepaar von hohem Range bewirthet, das ein sehr vornehmes Betragen hatte; und dieß gab Veranlassung, in Beziehung auf eine bekannte Stelle in Wilhelm Meisters Lehrjahren, über die Eigenthümlichkeit und den Werth eines solchen Betragens zu sprechen. Man fand es richtig, daß Göthe demselben einen negativen Charakter zuschreibt. Es besteht in einem gewissen Vermeiden, in der

Behauptung einer gewissen Gleichmäßigkeit, darin, daß Wichtiges und Ernstes mit einer Art von Leichtigkeit, Unwichtiges dagegen mit Feierlichkeit und Würde behandelt wird, daß Rede, Ausdruck und Bewegung eine gewisse Linie nicht überschreiten, daß die Person nie als fortgerissen und aus dem Gleichgewichte gebracht erscheint.

Ich fühle wohl, sagte Heinrich, daß das vornehme Betragen nur für Vornehme paßt, und so gut es sich an diesen ausnehmen mag, an Personen niederen Ranges mißfallen würde, ja, daß es wohl nicht einmal die rein menschliche Schönheit und Würde in sich trägt; aber worin liegt der Unterschied des vornehmen und des edlen Betragens?

Auch das letztere, erwiederte Euphrosyne, besteht in der Vermeidung alles dessen, was hart, eckig, heftig, leidenschaftlich und wild, was ausser der Linie der Schönheit und Würde liegt. So wie der edle Mensch innerlich seine Gemüthsbewegungen mäßigen und im Gleichgewichte erhalten soll: so soll auch sein äusseres Betragen diese Mäßigung abspiegeln, und nie heftig zwischen zwei Aeussersten schwanken. Ist Ihnen noch nicht das schallende Gelächter aufgefallen, das eine gewisse Person, die unsern Zirkel besucht, oft aufzuschlagen pflegt?

„Ach ja! ich weiß, wen Sie meinen.“

„„Es ist dieß eine Unanständigkeit, nicht nur weil es die Ohren der Andern belästigt, sondern auch weil man sich keiner Erregung allzu heftig überlassen soll. Eben so unanständig würde es seyn, sich in Gesellschaft dem Zorne oder einer andern Gemüthsbewegung so sehr hinzugeben, daß man im heftigen Ausdrucke derselben tobte und raste.““

„Allein ist nicht ein Unterschied in dem Ausdrucke der Gemüthsbewegungen, der in der Einsamkeit oder im Umgange mit vertrauten Freunden, und der in einer größeren Gesellschaft erlaubt ist?“

„„Allerdings! Die Rücksicht auf die Gesellschaft, in der wir uns befinden, schreibt uns einen verschiedenen Grad von Mäßigung vor. Bei vertrauten Freunden dürfen wir auf einen höheren Grad von Theilnahme und Mitgefühl für unsre Gemüthsbewegungen rechnen, und vor ihnen daher mehr, als vor Fremden, unser Inneres enthüllen, ohne sie zu belästigen und zu langweilen, und unserer Ehre etwas zu vergeben. Dagegen ist es unbescheiden, fremden und entfernteren Bekannten ein solches Mitgefühl zuzumuthen, und sie etwas vernehmen zu lassen, was sie nicht unterhält. Das Bestreben, unterhaltend und ange-

nehm zu seyn, muß alle unsre Aeusserungen herbeiführen. Daher ist es auch unanständig, viel von sich selbst zu sprechen, Geschichten zu erzählen, die nur dem Sprechenden selbst wichtig und merkwürdig sind, ohne eine geistreiche und belustigende Seite darzubieten; ja, es ist sogar eine Unart, deren sich die Gelehrten schuldig machen, einen allgemeinen Gegenstand des Gesprächs, aus einem besondern angelegentlichen Eifer, aus Vorliebe, oder aus pedantischer Gründlichkeit, zu lange zu behandeln und, wie man sagt, breit zu treten. So wie es aber unbescheiden ist, auf irgend eine einseitige und rücksichtlose Weise unser Selbst im geselligen Betragen hervortreten zu lassen, so streitet es auch mit dem zarten Ehrgefühl, indem man dadurch in den Augen der Andern verliert, und nicht selten beschämt wird. Solche heftige und langweilige Sprecher werden gewöhnlich bald allein gelassen, wenn sich ihrer nicht irgend eine mitleidige Person erbarmt und sie anhört.““

„Ist es nicht auch unschön und unedel, allzuviel und allzuheftige Bewegungen mit den Händen und dem übrigen Körper zu machen, und die Rede mit einem allzu lebhaften Mienenspiele zu begleiten?“

„„Allerdings: jedes Zuviel, jedes Ueberschreiten des Maßes ist unschön; auch soll das Aeussere dem Innern entsprechen, und nur bei lebhaftern Gemüthsbewegungen soll auch der äussere Ausdruck lebhafter, jedoch nie heftig und unmäßig seyn.““

„Aber um auf die Vornehmheit zurückzukommen, nicht wahr, sie besteht in einem noch höheren Grade von Gleichmäßigkeit, als die das edle Betragen mit sich bringt?“

„„Ich glaube, ja; und zwar mäßigt sich der Vornehme im Ausdrucke seiner Gemüthsbewegungen in diesem höheren Grade aus Beweggründen, welche keineswegs menschlich rein und würdig sind. Er vermeidet es, einen tiefern Blick in sein Inneres thun zu lassen und auf Mitgefühl von Seiten der Andern Anspruch zu machen, aus Kälte und Mißtrauen: aus Kälte, weil er nicht geneigt ist, gegenseitig auch Andern Mitgefühl zu gewähren, indem dieß zu einer Berührung führen könnte, die ihm vielleicht Verbindlichkeiten und wenigstens Zumuthungen von Andern zuziehen würde; er will aber selbstisch und unabhängig seine Bahn durchs Leben verfolgen: aus Mißtrauen macht er auf kein Mitgefühl in der Gesellschaft Anspruch, weil er dieselbe Kälte, die er in sich trägt, auch bei den Andern voraussetzt.““

„Sie haben den rechten Fleck getroffen! Es ist diese Kälte, diese Verschlossenheit, was den Vornehmen mit Leichtigkeit über Wichtiges hinweggehen, das, was uns Andere zur lebhaften Theilnahme aufregt, nur von einer Seite berühren und bei nichts recht Stand halten läßt. Daß der Graf * * über die spanischen Angelegenheiten sich nicht aussprach, kann ich ihm bei seiner politischen Stellung nicht verdenken; aber daß er mit anscheinender innerer Theilnahmlosigkeit der Gesellschaft unterhaltende, ja, zum Theil sogar scherzhafte Anekdoten, die dortigen Vorgänge betreffend, zum Besten gab: darin zeigte sich sein vornehmes Betragen.“

„„Und so war es vornehm von der Gräfin, daß, als ich mich nach dem Befinden ihrer Schwester erkundigte, die ich sehr wohl kenne, die an einer auszehrenden Krankheit leidet, und deren wahrscheinlichem Tode sie mit Schmerz entgegensieht, sie mir zwar mit Artigkeit Nachricht von ihr ertheilte, auch zu erkennen gab, daß sie ihren Verlust befürchte, aber mit einer Leichtigkeit über diesen Gegenstand hinwegging, die mir in ihrem Falle nicht möglich gewesen wäre, deren ich mich wenigstens nicht im Gespräche mit meines Gleichen beflissen haben würde.““

„Also wird die Mäßigung und Gleichmäßigkeit des edlen Betragens darin bestehen, daß sie mit einer gewissen Wärme und Offenheit verbunden ist, und einen Grad von lebhafter Mannichfaltigkeit zuläßt, welche die Theilnahme der Geselligkeit auf eine wohlthuende Art in Anspruch nimmt. Der Mann von edlem Betragen wird sich nicht nur in seiner veredelten Menschlichkeit, sondern auch in seiner Eigenthümlichkeit darstellen, in so weit dieß einen wohlthuenden und gefälligen Eindruck machen kann. — Wie ist es nun aber mit der Feierlichkeit, mit welcher nach Göthe's Bemerkung der Vornehme unwichtige Dinge behandelt?"

„„Diese hat, glaube ich, ihren Grund im Stolze, welcher sich auch da wichtig und bemerklich machen will, wo nichts zu bemerken ist. Eine Prise Tabak mit Feierlichkeit zu nehmen, ist an sich selbst unangemessen, und erscheint an jedem Andern lächerlich; das edle Betragen fordert hier vielmehr eine anspruchlose Leichtigkeit, welche die Aufmerksamkeit von der Handlung eher abzulenken, als auf sie zu ziehen sucht. Anders ist es mit unwichtigen Handlungen, durch welche wir Andern Aufmerksamkeit und Achtung zu bezeigen suchen: diese müssen mit einer gewissen Feierlichkeit verrichtet werden, zum Beispiel das Ueber-

reichen einer Tasse, das Anbieten des Armes u. s. w.““

„Das edle Betragen hat also durchaus einen sittlichen Grund: Achtung der sittlichen Würde in uns, die durch Mäßigung erhalten und vor jedem verletzenden Uebermaß bewahrt wird, und Achtung, Wärme, Zutrauen gegen die Gesellschaft. Und wenn sich noch Wohlwollen damit vereinigt —“

„„Aber im Erweis des Wohlwollens, besonders im ersten Entgegenbringen desselben, muß auch ein Maß statt finden. Man darf es Niemanden entgegenbringen, der es nicht verdient, oder es nicht zu erwiedern Lust hat; denn sonst gibt man sich gewissermaßen Preis. Den Frauen ist hierin, zumal im Umgange mit Männern, die meiste Zurückhaltung vorgeschrieben, und ich weiß wohl, daß ich darin fehle.““

„O wie können Sie in dem fehlen, was der natürliche Ausfluß eines liebevollen Gemüths und rein menschlichen, ja göttlichen Ursprungs ist?“

„„Frau v. T., die Meisterin im edlen Betragen, hat mir es mehr, als ein Mal, zu verstehen gegeben.““

„Aber Sie finden ja selbst, daß in allem, was sie sagt und thut, Reflexion und Berechnung ist: wie können Sie Sich ein solches erkünsteltes

Betragen zum Muster wählen und dadurch Ihre schöne Natur einschüchtern?“

„„Auch Adelbert, den ich darüber um seine Meinung gefragt habe, gibt ihr Recht; und er ist nicht etwa eifersüchtig. Es ist keine Gefallsucht von dir, pflegt er zu sagen, was dich den Männern so entgegenkommen läßt, es ist reines Wohlwollen; aber man kann jene darin finden.““

„Nur ein unreines Gemüth kann Ihr Betragen mißdeuten.“

„„Es sind aber nicht Alle rein.““

„Gegen solche scheinen Sie mir auch eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten, indem ein zarter Takt Sie die Unwürdigen unterscheiden lehrt. Sollte z. B. Herr v. M. sich einer zu wohlwollenden Behandlung von Ihnen zu rühmen haben?“

„„Ein anderer Fehler, den man mir vorwirft, und den mein Mann besonders aus Rücksicht auf meine Gesundheit rügt, indem er davon einen schädlichen Reiz für meine Nerven fürchtet, ist, daß ich mich zu sehr der Unterhaltung annehme, und zu lebhaft, auch gegen Männer, darin bin. Mich peinigt jede Stockung im Gespräche, so daß es mir ordentlich angst wird; und in dieser Angst muß ich reden, sollte es auch etwas Unpassendes seyn.““

„Sie sind der freundliche Genius, der in der Gesellschaft waltet, und jede Leere ausfüllend, jeden Mißton lösend, überall Harmonie und Anmuth verbreitet. Nicht nur helfen Sie jeder Stockung in der Unterhaltung ab; Sie wissen auch jeder mißfälligen Richtung des Gesprächs zu wehren, jeden aufkeimenden Streit zu beschwichtigen, die zu einander unpassenden Personen getrennt zu halten; und das alles nicht aus bloßem Weltton, sondern aus Wohlwollen und reinem Schönheitssinn. O folgen Sie diesen Führern, an deren Hand Sie nicht fehlen können!“

Dreizehntes Kapitel.

Gleich Anfangs hatte, wie wir wissen, unsrem Freunde die reine, gebildete Sprache Euphrosynens gefallen; auch fand er, daß man in ihrem Zirkel im Allgemeinen ziemlich gut sprach; und er hätte, auch wenn ihn nicht seine jüngern Bekannten bisweilen wegen seiner Mundart aufgezogen hätten, von selbst die Nothwendigkeit gefühlt, sich in diesem Stücke auszubilden. Zunächst suchte er es dahin zu bringen, daß er die deutsche Sprache grammatisch richtig schrieb. Sodann suchte er auch seine Rede von ihren Fehlern und Rauhheiten zu säubern. Da er aber fürchtete sich etwas anzugewöhnen, was er einst bei seiner Rückkehr ins Vaterland ablegen müßte, um nicht geziert und entfremdet zu erscheinen: so fragte er seinen Lehrer in der deutschen Sprache um Rath, wie er sich in diesem Punkte zu verhalten hätte. Dieser, ein verständiger Mann, der die meisten Mundarten Deutschlands und der Schweiz aus dem Leben kannte, rieth ihm ab, sich die norddeutsche Aussprache anzugewöhnen.

Die hochdeutsche Sprache, sagte er, ist eben so wenig im Sprechen als im Schreiben an irgend eine einzelne Mundart gebunden, sondern nichts, als eine Auswahl des Besten aus allen Mundarten. Ehedem machten zwar die Meisner darauf Anspruch, daß sie das Hochdeutsche als Mundart sprächen; aber sie sind damit längst abgewiesen, und ihre Volkssprache ist als eine der ungefälligsten anerkannt. Noch machen die Norddeutschen, die Hanoveraner, Holsteiner u. s. w. darauf Anspruch, das reinste Deutsch zu sprechen, und die Süddeutschen erkennen es halb und halb an; allein jene haben auch ihre Fehler, namentlich daß sie das G zu weich aussprechen und zu viel Kehl- und zu wenig Brustton haben. Mir scheint, daß eine süddeutsche Mundart, nach der Schriftsprache gebildet, von ihrer Breite und Härte gereiniget, und der norddeutschen Aussprache in manchen Punkten angenähert, den Preis davonzutragen verdient; wenigstens wird sie klangvoll und kräftig seyn. Die harte Aussprache des G, nicht bloß am Anfang, sondern auch in der Mitte und am Ende, scheint mir durchaus rathsam; und ich halte es für ein Verderbniß, daß man z. B. Selichkeit, und nicht wie in der Schweiz und noch zu Luthers Zeit in Norddeutschland, Selickeit spricht. Denn das G soll eben ein G und kein Ch seyn.

Dieser Sprachlehrer nahm sich unsres Heinrichs sehr an, und ermunterte ihn, besonders in Rücksicht auf seine Stellung als eines freien Bürgers, der einst in den Rath berufen werden könnte, aber auch um der geselligen Vortheile willen, zu Uebungen im freien Vortrage. Er wußte noch einige seiner Schüler dafür zu vereinigen, und die Uebungen nahmen einen für alle Theilnehmer sehr nützlichen und ermunternden Gang.

Nicht weniger dringend empfahl dieser Lehrer Heinrichen Uebungen im Vorlesen. Dieß ist, sagte er, nicht nur das beste Mittel, Aussprache und Rede auszubilden, sondern auch in den Geist der Schriftsteller einzudringen. Wenn man still für sich allein liest, so übersieht man sehr Vieles, faßt das Bedeutende nur obenhin auf, und läßt das Ergreifende wirkungslos vorüber gehn. Dieß ist besonders der Fall mit den Dichtern, welche in der Darstellung der Gefühle sehr mäßig und zart sind. Ich weiß, daß ich Göthe's Tasso oft und mit Vergnügen gelesen hatte; und doch, als ich zu Berlin dieses Stück zum ersten Mal aufführen sah, merkte ich, daß ich es bisher noch nicht verstanden hatte, so lebendig und reich an innern Bewegungen und Kämpfen erschien es mir, ungeachtet der äussern Ruhe, die darin herrscht.

Klopstocks Oden hatten mir lange Zeit im Lesen kalt und schwerfällig geschienen, bis ich endlich veranlaßt wurde, sie vorzulesen. Da studirte ich sie erst, und fand darin, oft schon in kleinen Episoden, in nebenbei gegebenen Andeutungen, eine wunderbare Fülle und Tiefe des Gefühls.

Heinrich bat ihn nun um Anleitung zu diesen Uebungen, und er gab sie ihm gern. Aber, sagte er, ich kann fast nichts mehr thun, als Ihnen die Aufgaben stellen, die zu lösen sind, nicht aber sie selbst lösen, wenigstens nicht auf eine befriedigende Weise. Meine Art vorzulesen ist noch sehr eintönig; und in der That kann auch das Vorlesen sich nicht zu der malenden und darstellenden Lebendigkeit der Declamation erheben, und muß etwas Eintöniges behalten, wenn es nicht in Ziererei verfallen soll. Ja, manche Gedichte, zumal lyrische, fordern auch in der Declamation noch eine gewiße Eintönigkeit, wenn sie sich überhaupt zur Declamation eignen. Ich meine, dergleichen Gedichte seien eigentlich für den Gesang geschrieben, und in der Rede müßten sie nicht mit dramatischer Lebendigkeit vorgetragen werden, weil dadurch die Einheit aufgehoben wird. Sie sind in Stanzen oder Strophen geschrieben, wodurch Alles, so mannichfaltig es seyn mag, in eine durchgehende Form und Bewegung der Rede ge-

bunden wird; und wenn, wie ich es von Declamatoren im Vortrage Schillerscher und Götheschen Balladen gehört habe, diese Einheit zerrissen wird, so daß das Ohr die Stanzen gar nicht mehr faßt: so leidet dadurch der Charakter des Ganzen. Ich meine sogar, solche Balladen müßten nicht, wie so häufig geschehen ist, frei, auf eine dramatisch malerische Weise in Musik gesetzt werden, weil dann die gebundene Rede ganz auseinander gerissen wird. Freilich eine einfache, wiederkehrende Balladen-Melodie würde für Schillers und Göthes reiche Hervorbringungen der Art zu einfach seyn; aber ich denke mir, daß man einen wiederkehrenden Typus durchführen, und doch dem Charakter jeder Stanze angemessene Veränderungen anbringen könnte, wovon es auch, wenn ich nicht irre, schon sehr musterhafte Beispiele gibt.

Heinrich sah sich durch diese Uebungen sehr gefördert, zumal, da er einige Mal Gelegenheit erhielt, Euphrosynen und selbst einem kleinen Zirkel, der sich um sie versammelt hatte, vorzulesen. Während er sich seinem Lehrer gegenüber schüchtern und kalt fühlte, so flößte ihm die Gesellschaft, der er zur Unterhaltung, nicht bloß zu seiner Uebung und um berichtigende Urtheile zu vernehmen, vorlas, Muth, Wärme und Begeisterung ein, woran freilich Euphrosyne den meisten Antheil

haben mochte. Wenn er ihr Auge von Rührung feucht werden oder von Begeisterung erglänzen sah: so erhob ihn dieß ungemein, und sein Vortrag erhielt einen neuen Schwung. Wie viel tiefer und inniger verstand und fühlte er erst das Vorgelesene, wenn er die Wirkung auf ihr schönes Gemüth bemerkte!

Sein Lehrer rieth ihm auch, das Theater der Stadt in dieser Hinsicht zu benutzen. Sie finden zwar da, sagte er, kein Wolffsches Ehepaar, das in Darstellung und Vortrag der höheren dramatischen Dichtung einzig ist; aber einige Schauspieler haben sich doch viel von der Götheschen Schule angeeignet, und besonders zeichnet sich die Schauspielerin Madame S. durch eine geschmackvolle und liebliche Art des Vortrags aus. Sie hat vielleicht zu viel Eintönigkeit, aber auch dafür desto mehr Harmonie in ihrem Vortrage. Freilich werden Sie sie selten in den Stücken sehen, in denen sie glänzt: unser kaufmännisches Publikum liebt Spektakelstücke, Kotzebuische Lustspiele und Opern; aber zuweilen werden doch Schillersche Stücke vor leerem Hause, d. h. vor einer kleinen, auserwählten Zuhörerschaft, gegeben.

Heinrich hatte bisher das Theater nur selten, und fast immer nur die Oper besucht; er versprach aber nun auch das Schauspiel zu benutzen.

Ich rathe Ihnen dann, fuhr der Lehrer fort, des größern Nutzens wegen die aufzuführenden Stücke vorher sorgfältig zu lesen, und auf den deklamatorischen Ausdruck, der den bedeutenderen Stellen zuzukommen scheint, zu achten. Ich bin gewiß, daß Sie dann oft durch den theatralischen Vortrag, besonders jener Schauspielerin, werden überrascht und nicht wenig belehrt werden.

Nicht lange darauf wurde Maria Stuart angekündigt, und der Lehrer machte ihn auf diese Rolle, als eine der vorzüglichsten von Mad. S., aufmerksam. Er hatte das Glück, Euphrosynen zu begleiten, und in ihrer Nähe genoß er das gefühlvolle, harmonische Spiel dieser Künstlerin mit verdoppeltem Vergnügen. Er fühlte sich von der edlen, innigen Natur derselben eben so sehr angezogen, als von ihrem gebildeten und verständigen Spiele.

Ich halte diese Frau, sagte er zu Euphrosynen, für mehr als eine gute Schauspielerin; ich halte sie für eine edle, liebenswürdige Frau. Haben Sie sie niemals in Gesellschaft gesehen?

Man zieht hier, erwiederte sie, die Schauspieler nicht in die Gesellschaft. Ich habe viel Gutes von der Aufführung und dem Charakter dieser Frau gehört; auch soll sie sich beklagen, daß sie hier

nicht, wie anderwärts, in die guten Zirkel eingeladen wird.

„O Sie sollten Sich über dieses Vorurtheil hinwegsetzen, und sie einladen! Welchen edlen Genuß könnte sie uns durch Vorlesen und Declamation verschaffen!

Da Heinrich noch einige Mal auf diesen Wunsch zurückkam, und Adelbert endlich mit einigem Widerstreben seine Einwilligung zur Erfüllung desselben gab: so genoß er bald das Vergnügen, diese Schauspielerin in Euphrosynens Gesellschaft zu sehen und vorlesen zu hören. Da sie vom Dramatischen nur weibliche Rollen übernahm, so las Heinrich das übrige vor; und bald traf man, wenn die Gesellschaft zahlreich genug war, die Einrichtung, daß alle, oder doch die meisten Rollen vertheilt wurden, wobei selbst Adelbert zuweilen eine übernahm, und sich mit Ehren aus der Sache zog.

Es ist zu verwundern, bemerkte einst Heinrich gegen Euphrosynen, daß man diese so unterhaltende und belehrende Beschäftigung nicht öfters in Gesellschaften vornimmt, daß man nicht wenigstens einen Theil der Abende damit ausfüllt: das Gespräch gewinnt dann nur desto mehr Leben.

Die meisten Menschen, erwiederte sie, scheuen jede auch die angenehmste Beschäftigung des Geistes,

wozu einige Aufmerksamkeit und Anstrengung erfordert wird; auch wollen sie lieber selbst reden, als einen Dichter reden lassen. Dazu will Jeder bei solchen Vorlesungen eine Hauptrolle zugetheilt erhalten, und fühlt sich zurückgesetzt, wenn ihm eine weniger bedeutende und unscheinbare zufällt. Die Wirthin hat dabei den schlimmsten Stand, und ich fürchte schon Manche beleidigt zu haben.

Demungeachtet wurden diese Beschäftigungen fortgesetzt, und Heinrich genoß davon das reinste Vergnügen, so wie den größten Nutzen für seine Ausbildung. Dadurch und durch den fleißigen Besuch des Schauspiels wurde er veranlaßt, alle dramatischen Meisterwerke sowohl der deutschen als ausländischen Litteratur aus dem Grunde kennen zu lernen, und in ihren Geist einzudringen.

Vierzehntes Kapitel.

Unser Freund war so auf dem besten Wege der persönlichen Bildung; jedoch stand ihm dieses Ziel noch in weiter Ferne und in Dunkel gehüllt; nur in Euphrosynens licht- und liebevoller Gestalt erschien ihm klar, was zu dieser Bildung, deren Forderung sie so oft aussprach, gehören müßte. Daher suchte er sich alles das anzueignen, in dessen Besitze sie war.

Sie war sehr vertraut mit der englischen Sprache und Litteratur; und da Heinrich die Kenntniß dieser Sprache zu seinem kaufmännischen Berufe nöthig fand, so legte er sich mit Fleiß auf das Studium derselben. Als er die englischen Schriftsteller in ihrer Sprache lesen konnte, sah er, wie sehr das Verständniß derselben dadurch gewann. Besonders schien ihm dieß in Ansehung der gemüthlichen lyrischen und elegischen Dichtung der Fall zu seyn, welche weit mehr, als die dramatische und romantische, an die Sprache gebunden ist, und deren Geist ganz in der so kraftvollen und zugleich weichen und zarten englischen Sprache wohnt.

Dabei achtete er auf alle Aeusserungen, welche Euphrosyne über das, was sie persönliche Bildung nannte, fallen ließ, und suchte daraus eine zusammenhangende Idee zu gewinnen.

Der Mann soll vor allen Dingen Mensch seyn, pflegte sie zu sagen; er soll nichts rein Menschliches fern von sich halten, für alles, was der veredelten Menschheit angehört, Sinn, Liebe und Begeisterung haben, und sich solches anzueignen suchen.

Daß dieser edle menschliche Sinn nicht bloß in Kenntnissen, auch nicht bloß in Urtheil und Geschmack bestehe, war für Heinrich leicht einzusehen, auch wenn er sich nicht erinnert hätte, daß Euphrosyne dem Professor N., der doch alles dieses besaß, die persönliche Bildung absprach.

Dagegen konnte diese auch nicht bloß in der Liebe für das Schöne und Erhabene bestehen, wenn sich nicht noch mehr damit vereinigte. Dieß lehrte unsern Freund ebenfalls die Erfahrung. Ein junger Mann aus der Stadt, der sich der schönen Litteratur befliß, hatte von den Vorlese-Abenden bei Euphrosynen gehört, und sich dazu Zutritt zu verschaffen gewußt. Er las nicht ganz übel, hatte auch ziemliche Kenntnisse im Fache der schönen Litteratur, und zeichnete sich durch seine Erregbarkeit für das Schöne und Rührende

aus, so daß er leicht in Entzücken gerieth; es fehlte ihm aber an Sicherheit des Urtheils. Ihm sprach Euphrosyne die wahre persönliche Bildung ab, und nannte ihn einen Enthusiasten, in welchem Urtheil ihr Heinrich Recht geben mußte. Denn die Empfänglichkeit für das Schöne macht zwar eine Bedingung der Bildung, nicht aber diese selbst aus. Bestände sie in der bloßen Empfänglichkeit, so käme sie schon einem wohlgearteten Jünglinge zu, der eben erst anfängt sich zu bilden; sie wäre Sache der Natur, nicht der Freiheit und des Fleißes.

So viel wurde Heinrichen bald klar, daß die persönliche Bildung eben so sehr Sache des Verstandes und Urtheils, als des Gefühls und der Gesinnung seyn müsse. Der wahrhaft Gebildete kennt das edle Menschliche, weiß es zu würdigen, mit sicherm Geschmacke zu beurtheilen und vom falschen oder bloß scheinbaren zu unterscheiden; er liebt es mit begeistertem Herzen; hat es aber auch in sich selbst, in seine Gesinnung und Handlungsweise aufgenommen; es ist nicht bloß ausser ihm für ihn da, sondern auch in ihm selbst für Andere.

Was ist aber das edle Menschliche? Heinrich glaubte es vorzüglich in der Dichtung finden zu müssen: diese schien ihm ein veredeltes, verschöntes

menschliches Leben, große, erhabene, edle Gesinnungen und Handlungen, schöne Bilder menschlicher Persönlichkeit darzustellen; und wer alles dieses Schöne und Erhabene kennt, fühlt, bewundert, liebt und sich selbst darnach gestaltet und darnach lebt, dem schrieb er persönliche Bildung zu. Und so fuhr er mit erneuertem Eifer fort, die Dichter der Deutschen, Engländer und Franzosen zu studiren und sich mit ihren Schönheiten vertraut zu machen.

Von allen Dichtern zog ihn am meisten Schiller an. Nicht nur ergriff ihn das bei ihm sichtbare Bestreben nach Idealität, Adel und Erhabenheit in Gesinnung und Charakter seiner Helden, sondern auch die begeisterte Wärme und Erregtheit, mit welcher er schreibt, so daß er nicht den ruhigen, unbetheiligten Darsteller macht, sondern gleichsam zugleich mit begeisterter Leser und Hörer ist. An Göthe mißfiel ihm theils die gleichgültige Sorglosigkeit, mit welcher er, zumal in seinen Romanen, so viele Flecken von Unsittlichkeit im Punkte der Liebe an seinen Helden erscheinen läßt, theils die Ruhe, mit welcher er zu erzählen und darzustellen pflegt. Auch Euphrosyne tadelte besonders das erste lebhaft.

Es ist mir nicht möglich, sagte sie einst, Wilhelm Meisters Lehrjahre und die Wahlver-

wandtschaften durchzulesen, so viel Schönes im Einzelnen darin seyn mag. Wilhelm Meister beginnt mit einem unreinen Verhältnisse, und eine Unschicklichkeit, eine Unsauberkeit drängt die andere. Und wenn nur einmal eine Mißbilligung und Reue deßwegen laut würde! Aber nein! Lothario, den man in seinem Betragen gegen die Weiber mindestens sehr leichtsinnig nennen muß, wird als eine Art von Heros gepriesen, und die edle, reine, nur zu duldsame Therese betrachtet es noch als ein Glück, mit ihm verbunden zu werden. Nicht weniger wird in den Wahlverwandtschaften das weibliche Zartgefühl beleidigt.

Ueber die Ruhe, mit welcher dieser Dichter darzustellen pflegt, und die ihr fast Kälte genannt werden zu müssen schien, sprach sie sich ungefähr so aus: „Ich weiß wohl, daß man dieses gerade an ihm preist, als dichterische Objektivität, wie man sagt. Aber ich finde darin, daß er die Menschen gibt, wie sie sind, und sie, ohne mit seiner Ansicht dazwischen zu treten, gewähren läßt, theils allerdings eine großartige Auffassungsgabe und Welterfahrung, verbunden mit einer im Leben gewonnenen freisinnigen Duldsamkeit, was ich alles loben muß, theils aber auch eine vornehme Gleichgültigkeit gegen das, was gemeine Naturen für unsittlich halten, die ich nach meinem Gefühle

höchlich mißbilligen muß. Es ist wahr, es stört und beengt, wenn der Dichter sittliche Lehren gibt und gleichsam den Hofmeister macht, wenn er überhaupt dem Leser und Hörer seine persönlichen Ansichten, seine Liebe und seinen Haß auf eine absichtlich angelegentliche Weise mittheilt; er soll mit freiem Blicke über das Leben hinschauen, und uns dieses, wie es ist, nicht wie er es ansieht, darstellen; er soll den Erzähler, Schilderer, Darsteller, nicht den engherzigen, parteilichen Richter machen. Allein, ich weiß nicht, ob nicht hier auch ein Maß Statt findet, und ob die sogenannte Objektivität nicht übertrieben werden kann."

Eine vollkommene Objektivität, bemerkte Heinrich, ist eigentlich ein Unding. Indem der Dichter erzählt und schildert, gibt er doch nur die Bilder des Lebens, die er selbst entweder in der Erfahrung aufgefaßt oder in der Einbildung hervorgebracht hat, worin immer mehr oder weniger Subjektivität seyn muß. Was man als dichterische Objektivität preist, ist wohl eigentlich weiter nichts, als eine solche Subjektivität, die sich von den Schranken der Selbstheit so viel als möglich befreit hat, eine umfassende, allseitige, freie Auffassung und Darstellung von einem erhabenen Standpunkte aus, ein großer, ausge-

breiteter Geist, ein großes, reiches Herz, ein inneres Leben, das sich zum allgemeinen Leben der Menschheit erweitert hat, wodurch Leser und Hörer ergriffen und emporgehoben werden.

Euphrosyne lobte das Scharfsinnige dieser Bemerkung, die ihr ganz einleuchtete, und setzte hinzu: Wenn denn also ein Antheil des Dichters an dem Erzählten und Dargestellten nicht vermieden werden kann, so will ich doch lieber einen warmen, begeisterten Antheil, als eine kalte Gleichgültigkeit. Der Dichter ist uns Führer durch das Leben und dessen Schauspiel, Deuter und Ausleger der Räthsel und Geheimnisse desselben: soll ich denn also mit ihm Berührung und Gemeinschaft haben, so will ich, daß er mir als warmer, wohlwollender, mein Streben und meine Gefühle theilender Freund, nicht als ein vornehmer Fremdling, der sich vor mir verschließt, zur Seite stehe. Darum lobe ich mir meinen lieben, gefühlvollen Jean Paul! Er hat auch Objektivität. Kann etwas treuer und lebendiger hingestellt seyn, als das häusliche Leben des Siebenkäs mit seiner Lenette? Und doch wie warm und gemüthlich! Jean Paul verbirgt seine Persönlichkeit nicht, ja, er tritt überall mit ihr hervor; aber es ist nicht nur eine so liebenswürdige und milde, sondern auch so reiche und

das Leben umfassende Persönlichkeit, daß sie gleichsam als die des Genius der Menschheit selbst erscheint, der freundlich neben uns tritt, um uns alle Zustände, Stimmungen und Bestrebungen seiner Kinder zu enthüllen, und das mit einer Theilnahme und mit einem Mitgefühl, wie sie nicht in der engen Brust eines in sich befangenen, selbstischen Menschen, sondern im Herzen der Menschheit selbst wohnen. Jean Paul lacht und weint über das Leben, und vereinigt in sich den Demokrit und Heraklit; aber es ist kein spöttisches Lachen und kein mürrisches Weinen, sondern beides geht aus liebender Theilnahme hervor; er weint, wie eine Mutter über das Leiden ihres Kindes; er lacht, wie ein Vater über die Thorheiten seines Sohnes. Und er weint und lacht mit dem Leser; ihm tritt er theilnehmend nahe, wie ein Freund dem Freunde; und wenn er ihm Thränen entlockt hat, so nimmt er ihn dann an seine warme, liebeklopfende Brust, und trocknet sie ihm mit süßem Troste und heitrem Lächeln. Ich kenne keinen Schriftsteller, der sich so, wie er, in ein wirkliches, nicht bloß erdichtetes und vorgespiegeltes Verhältniß mit seinem Leser versetzt; und es ist das Verhältniß des ungeheuchelten, rein menschlichen Wohlwollens von seiner Seite, und des liebenden, kindlichen Vertrauens

von Seiten des Lesers. Denken Sie sich nun dagegen den kalt ruhigen Göthe, der mit einer Bequemlichkeit, die sich ganz und gar nicht um seine Leser kümmert, ihnen erzählt, was er gesehen und erlebt hat, ohne sich in die geringste Gemüthsbewegung dabei zu setzen.

„Ich weiß nicht, was bis jetzt noch zwischen mir und Ihrem Lieblings Dichter steht, daß ich ihn noch nicht recht verstehen und liebgewinnen kann; ich habe mich *aber auch noch nicht* genug *mit ihm beschäftigt.* — *Am wärmsten scheint* mir Göthe *in* Herrmann und Dorothea zu seyn, vielleicht, weil er sich da nicht in der vornehmen Welt bewegt. Da ist nicht nur die Liebe inniger und treuer, sondern das Ganze schließt auch mit einer sehr männlich-vaterländischen Begeisterung. Ueberdieß fehlt jede störende Unsittlichkeit, und das ganze Daseyn ist reinlich, einfach und unschuldig.“

„„Wie hat Sie der Tasso und die Iphigenie angesprochen? Nirgends finde ich schönere Musterbilder der edlen weiblichen Mäßigung und Seelen-Harmonie, *als* in der Prinzessin und Iphigenie. Und auch hier vermisse ich die Wärme nicht. Wie bricht in der erstern die Liebe zu dem gefühlvollen dichterischen Freunde so warm, und doch so zart und sittsam, *ja mit* fürstlicher Würde hervor,

gleich den zarten Blättern einer Sinnpflanze, welche sich bei der leisesten Berührung erschreckt zusammenziehen! Und wie innig ist in der andern die liebende Sehnsucht nach dem Vaterlande und den Verwandten, wie rein behauptet sich dieses Gefühl und das der weiblichen Würde, welche den Besitz der Person Keinem, als dem Geliebten gibt (und wäre es auf die Gefahr, undankbar zu erscheinen), im Kampfe mit der Neigung eines achtungswerthen Mannes, dem sie so viel Verbindlichkeit schuldig ist; und wie weiß diese fehllose Selbstherrschaft, diese Ruhe und Milde, selbst das tobende Wesen des Königs zu beherrschen und zu besänftigen, so daß er zuletzt das geliebte, heftig begehrte Weib willig ziehen läßt!""

„Ja, fern sei es von mir, über diese Werke, die das volle Gepräge der Vollendung an sich tragen, auch nur den leisesten Tadel auszusprechen. Aber stellen sie doch nicht beide mehr die Idee der Mäßigung und Harmonie, als die eines begeisterten Strebens dar? Beruhigen sie nicht mehr, als daß sie anregen und begeistern? Der ganze Tasso, dessen Held durch Mangel an Selbstherrschaft untergeht, predigt Mäßigung. Und so tragen beide Meisterwerke doch den Stempel des Götheschen Geistes, nur in seiner besten Richtung und Stimmung. Er ist hier nicht so kalt, wie im Wilhelm

Meister, aber doch eben so ruhig und unstrebsam.“

„„Ich weiß wohl, Sie lieben an Ihrem Schiller das ergreifende, begeisterte Streben seiner Helden. Aber eigentlich gilt dieß doch nur vom Marquis Posa, dessen großartige, aufopfernde Freiheitsliebe und Freundschaft wohl das Gemüth eines Jünglings ansprechen muß. Kein Charakter in den spätern Tragödien kommt diesem gleich.““

„Sind nicht Thekla und Max warm begeisterte Naturen, welche sich dem Opfertode für die Liebe des reinen Herzens weihen? Ist die Jungfrau von Orleans nicht ein begeistert handelnder Charakter? Beseelt nicht den Wilhelm Tell, ich meine das ganze Stück, die ihre Banden sprengende Liebe zur Freiheit? Und wenn auch im Wallenstein, der Bedeutung des Ganzen nach, so wie in den andern Stücken, die tragische Idee des durch eigene Schuld und Schicksalsfügung herbeigeführten Untergangs menschlicher Größe, Kraft und Schönheit vorherrscht: so schlägt doch immer der dichterische Genius in regsamer Bewegung seine Fittiche, schwingt sich auf zur Sonne der Begeisterung, und reißt uns mit sich empor. Wie warm strebend und fühlend sind die lyrischen Gedichte Schillers, wie

weiß er immer die Höhen des Lebens, vom warmen Sonnenschein bestrahlt, als Ziel des Strebens zu zeigen, während Göthes Lieder zwar netter und gerundeter in der Form und malerischer in der Darstellung sind, aber auf das Gemüth bloß den Eindruck des sanft Anziehenden und mild Beruhigenden machen, höchstens ahnungsvolle Regungen erwecken."

Fünfzehntes Kapitel.

Heinrich Melchthal mochte ungefähr ein Jahr in **** zugebracht haben, als sein Landsmann und ehemaliger Reisegefährte Franz Meier wieder daselbst erschien, nachdem er noch einen Theil von Deutschland, sodann Holland und England durchreist und sich in London eine Zeit lang aufgehalten hatte.

Heinrich wunderte sich, daß er zurückkam, noch mehr aber, daß er sich längere Zeit in **** aufhalten wollte, wo ihn nichts sehr fesseln zu können schien. Unser argloser Freund ahnete nicht den Beweggrund seines Wiederkommens und Bleibens; und selbst unsern Lesern wird es kaum glaublich vorkommen, wenn wir sagen, daß dieser Beweggrund in der Liebe zu Euphrosynen lag.

Franz war keiner geistigen Liebe fähig, dergleichen die edle Euphrosyne allein einflößen zu können schien. Sein Herz war durch Eitelkeit und frühe Verirrungen für edle, tiefe Eindrücke abgestumpft; und auf seinen weitern Reisen, besonders in England, hatte er seinem Hange zur

feinern und gröbern Sinnlichkeit nichts weniger als einen Zaum angelegt. Was konnte ihn nun zu Euphrosynen hinziehen?

Dieses Räthsel mag die Stelle eines Briefes, den er um diese Zeit an einen seiner Freunde schrieb, lösen.

„Du wunderst dich, daß ich wieder in dieser Stadt, welche keineswegs die mannichfaltigsten Vergnügungen darbietet, angekommen bin, und mich einige Zeit hier aufzuhalten gedenke. Die allerliebste, zierliche Kaufmannsfrau, von der ich dir schon ehedem geschrieben, ist der Magnet, der mich anzieht und fesselt. Sie ist nicht mehr ganz jung; aber in ihren Jahren ist das Weib erst recht der Liebe fähig, zumal wenn es so empfindsam ist, und so wenig Befriedigung hat, wie Euphrosyne. Ihr Mann ist vielleicht zwanzig Jahr älter, als sie; und mir scheint, daß er das zarte Täubchen schmachten läßt. Er hält sie zwar so gut in der Zucht, daß der Ruf ihr auch nicht die kleinste Verirrung vorzuwerfen hat; allein daß sie nicht ohne Sehnsucht ist, glaube ich sicher; und fast möchte ich argwohnen, daß diese Sehnsucht an ihrem häufigen Umgange mit dem abgeschmackten Melchthal, mit dem sie liest und musicirt, einigen Antheil hat. Der Gimpel, der sein einfältiges Trudchen, wie ein treuer Schäfer, liebt

kann diese Gelegenheit freilich nicht benutzen; er tändelt mit ihr in ästhetischen Gefühlen, und ist blind für ihre Reize. Gelingt es mir aber an sie zu kommen, so will ich ihr das Räthsel ihrer Sehnsucht lösen, und sie kennen lehren, was dunkel ihr Herz bewegt."

„Du wirst sagen, das sey keine leichte Aufgabe, ein so unschuldiges Täubchen vom Wege der Pflicht wegzukirren. Aber die Schwierigkeit reizt mich gerade. Leichte Eroberungen habe ich schon genug gemacht; ich will mich nun auch einmal an einer schweren versuchen. Mich verdrießt es, daß ich schon so viele Bemühungen an sie gewendet habe, welche ich freilich unter der größten Feinheit verbergen mußte, die ich aber nicht vergeblich verschwendet haben will. Auch kann ich es nicht ertragen, daß dieser alberne Melchthal, der sich einige Mal erlaubt hat, den Hofmeister gegen mich zu spielen, ihr näher steht, als ich; und ich setze alles daran, ihn bei ihr auszustechen. Die Geduldsprüfung will ich mir unterdessen durch die Unterhaltung mit einer artigen Schauspielerin erleichtern, die ich auf dem hiesigen Theater bemerkt habe, und die hoffentlich nicht die Grausame spielen wird, so scheinheilig sie auch auf den Brettern in manchen Rollen erscheint."

Der junge Wüstling suchte sich nun auf alle Weise in Euphrosynens Gunst zu drängen. Zu dem Ende heuchelte er den Schein eines gebildeten, gefühlvollen Freundes der Dichtung und Kunst, suchte den Urtheilen und Gefühlen Euphrosynens entgegen zu kommen, ihren Augen mit schwärmerisch weichen Blicken zu begegnen, und trieb sein heuchlerisches Spiel so gut, daß Euphrosyne beinahe getäuscht wurde. Indeß kamen ihr einige seiner Blicke verdächtig vor, und sie wurde auf ihn aufmerksam. Sie erkundigte sich bei Heinrich nach seinen Sitten und seinem Charakter; aber dieser war zu gewissenhaft, um ihr, was er von ihm Nachtheiliges wußte, offen mitzutheilen, und begnügte sich, im Allgemeinen einige Zweifel an der Reinheit seiner Sitten zu äussern.

Franz hatte es auch dahin zu bringen gewußt, daß er zu den Vorlese-Abenden zugezogen wurde; und als er da einst Madame S., jene liebenswürdige Schauspielerin, getroffen hatte, erhielt Euphrosyne von dieser am andern Morgen ein Billet, worin sie ihr schrieb: „Sie halte es für ihre Pflicht, ihr anzuzeigen, daß Franz Meier ein Mensch von schlechten Sitten und eines so edlen Hauses, wie Euphrosynens, unwürdig sei; wenigstens müsse sie bitten, sie vor dem Zusam-

mentreffen mit diesem Menschen zu bewahren, indem es ihr weder ihr Gefühl, noch die Rücksicht auf ihren Ruf erlaube, mit ihm in Gesellschaft zu erscheinen."

Hieraus mußte Euphrosyne schließen, daß Franz sich Unschicklichkeiten gegen Madame S. erlaubt habe; und so war es. Bei ihr glaubte er ohne Umschweife zum Ziele gelangen zu können, indem er sie für eine gemeine Theaterdame hielt, und suchte sich ihr auf eine sehr plumpe Weise zu nähern, fand aber seine gebührende Abfertigung.

Euphrosyne schwankte nun, ob sie es ihrem Manne überlassen solle, den unwürdigen Fremdling aus seinem Hause zu entfernen, oder ob es nicht besser sei, ihm durch Heinrich einen Wink geben zu lassen. Sie zog letzteres als das mildere vor, und der ihr ergebene Jüngling unterzog sich willig des mißlichen Auftrags, und entledigte sich desselben so gut er konnte.

Franz ließ sich in sehr unangenehme Erklärungen ein. Er gab vor, daß jene Schauspielerin ihm Unrecht thue, indem er aus bloßem Antheil an ihrem schönen Spiele ihren Umgang gesucht habe; Heinrich habe nicht freundschaftlich gehandelt, daß er ihn nicht bei Euphrosynen in Schutz genommen; aber er habe leider schon

merken müssen, daß er ihm den Umgang mit dieser schönen Frau nicht gönne, und ihr allein nahe stehen wolle u. s. w. Heinrich fühlte, daß das gute Vernehmen mit seinem Landsmann nicht zu retten sei, und suchte sich von ihm loszumachen. Indessen ahnete er nicht, daß der von ihm wegen seiner Verirrungen beklagte junge Mann mit bitterm Groll im Herzen gegen ihn abreiste, und daß der, den er nie hatte zum Freunde gewinnen können, sein entschiedener Feind geworden war.

Sechszehntes Kapitel.

Heinrich hatte bei allen seinen andern Arbeiten und Bestrebungen nie die ihm so liebe Musik vernachlässigt. Mit Eifer setzte er seine Uebungen auf dem Pianoforte und der Flöte fort, und Euphrosynens, als einer geschickten und gefühlvollen Klavierspielerin und Sängerin, Umgang war ihm auch in diesem Stücke ermunternd und bildend. Sie liebte seine Flöte, und dankte es ihm herzlich, wenn er sie bisweilen damit aus der Ferne überraschte, wenn er sich mit ihr im Garten befand, oder in ihrer Gesellschaft eine Landparthie machte, und sich dann fortschlich, um sich phantasirend vernehmen zu lassen.

Dabei besuchte er fleißig die Oper, die in jener Stadt nicht übel bestellt war. Es dauerte noch einige Zeit, bis er die dramatisch musikalische Bedeutung dieser gemischten Kunstgattung verstehen lernte. Aber darauf vorbereitet durch sein Studium der Dichter, besonders der dramatischen, ging ihm auf einmal das Verständniß auf, als eine fremde berühmte Opernsängerin,

welche fast nur in der großartigen Gluckschen Oper aufzutreten pflegte, einige Gastrollen gab.

Die Stücke, welche Gluck mit dem Zauber seiner Töne belebt hat, sind meistens ziemlich treu den griechischen Tragödien nachgebildet. Die Fabel weckt alte, hohe Erinnerungen; die Handlungen und Situationen sind groß und bedeutend, und die Worte wenigstens nicht gemein und albern, wenn auch, als Uebersetzung, etwas steif und ohne eigentlichen dichterischen Werth. Genug, das Netzwerk, der Canefas, ist gut und würdig des herrlichen, in allem Glanz und aller Pracht der Zeichnung und Farben prangenden Gewebes, das der Tondichter darüber ausgebreitet hat. Heinrichen wurde durch diese Stücke das Wesen der Oper klar. Ihr Zweck ist musikalisch, aber sie bedient sich dramatischer Mittel. Das Drama, das ihr zum Grunde liegt, soll für den Tonsetzer einen bestimmten Stoff von Gefühlen herbeiführen, die er musikalisch behandelt. Anstatt daß sie der dramatische Dichter in der bloßen Rede aussprechen läßt, lassen sie der in Gemeinschaft arbeitende Operndichter und Komponist in Gesang und Musik ausdrücken.

Heinrich hatte es sonst unnatürlich gefunden, daß in der Oper gesungen wird; allein er sah jetzt ein, daß der dadurch bewirkte Verlust an Täuschung

wenig bedeute. Je mehr er den Zweck und die Bedeutung der Dichtung und Kunst erkannte, je freier seine Einbildungskraft wurde, desto geringer lernte er den Werth der Täuschung anschlagen, in welcher die Kinder und der Pöbel den Kunstzweck finden, die aber der ächte Kunstkenner als ein bloßes äusseres Mittel ansieht. Es ist so vieles im Aeussern des Schauspiels unnatürlich, namentlich auch das Sprechen in Versen: von da ist nur ein Schritt zum Singen; und wenn nur die innere Natur in veredelter Gestalt erscheint, so mag die äussere so künstlich seyn, als man wolle. Aber das hielt Heinrich immer noch für durchaus störend, und nicht bloß für die Täuschung, sondern für den Sinn des Schönen, für den innern Rhythmus störend, daß man in den deutschen komischen Opern abwechselnd spricht und singt. Der Eintritt des Gesprächs nach dem Gesange kam ihm so vor, als wenn man mit einem Luftschiffe, in welchem man sich frei und leicht gewiegt hat, auf einmal unsanft auf die Erde aufstieße. Und darum söhnten ihn auch die Gluckschen Opern, in welchen durchaus gesungen wird, mit der äussern Form der Oper aus.

Jene Opernsängerin vereinigte, was selten ist, mit einem großartigen, gefühlvollen Gesange und einem sehr deklamatorischen Vortrage des

Recitativs ein sehr würdiges, ächt tragisches Spiel. Sie war eine wahre Heldengestalt, und schien ganz vom hohen Sinne der griechischen Fabel und dem Geiste des in diesem Sinne dichtenden Tonsetzers durchdrungen zu seyn. Die Wirkung, welche diese Vorstellungen auf unsern Freund machten, war ungeheuer, und übertraf alles, was er bisher von dichterischen und musikalischen Eindrücken erfahren hatte, wobei ihm seine Kenntniß der Musik trefflich zu Statten kam. Ihm war, als wenn ihm diese geliebte Kunst bisher nur im Traume mit dunkeln, verworrenen Anklängen, mit fernher klingenden, abgerissenen Melodien erschienen wäre, um sein Herz mit süßer Sehnsucht zu erfüllen, und dagegen nun als eine freundliche, erhabene Lichtgestalt zu ihm hernieder gestiegen wäre, um ihn mit sich empor zu heben und in das Reich der Töne einzuführen. Sie führte ihn in eine wundervolle, zauberische Welt, in welcher die Gestirne sich in still erhabenen Rhythmen bewegten, Meer und Luft harmonisch in einander rauschten und säuselten, Wald und Flur von Nachtigallengesang, Flötengetön und Hörnerschall in süßem Einklang ertönten, Hirten und Hirtinnen ländliche Tänze aufführten, Bachantinnen unter Cymbel- und Adufsen-Schall rasten, und die Horen und Grazien

unter dem Gesange der Musen den seligen Reigentanz der Bewohner des Olympus eröffneten. Jetzt erst fühlte er die wahre Gewalt der Musik, die ihm um so mächtiger erschien, als sie meistens von geringen äussern Mitteln Gebrauch machte. Da war nicht das Rossinische Rauschen, Schmettern und Klingeln, nicht die Ueberladung mit Schnörkeln und Figuren, nicht die Häufung von Schwierigkeiten für Stimme und Finger, worin die neueste Musik die Höhe der Kunst sucht; mit wenigen und einfachen Verzierungen waren die großen und gewaltigen Rhythmen und Melodien bekleidet, so wie eine auf Säulen ruhende Tempelhalle schon durch ihre großartigen, würdigen Verhältniße und Formen Eindruck macht, und höchstens einfache Kränze sich von Säule zu Säule winden. Diese Vergleichung machte unser Freund (und sie war ihm mehr als Vergleichung, sie war ihm lebendiges Sinnbild), als er in dem einen Auftritte der Iphigenie auf Tauris die schöne Decoration einer Tempelhalle vor sich sah, und durch die Musik in seiner innern musikalischen Anschauung ein ganz entsprechendes Bild einfacher, erhabener Würde und ruhiger Harmonie hervorgerufen wurde.

Nunmehr sah er klar, was wahre Schönheit in der Musik sei, und daß sie nicht im bunten

Gewirre der Töne, nicht in geistreichen, überraschenden Wendungen, nicht im kunstreichen Durchführen und Abwechseln der Grundmelodie, sondern in einer klaren, der Seele sich lichtvoll darstellenden Gestaltung des Ganzen, und deren Wirkung in der Erregung der reinsten, erhabensten und seligsten Gefühle, in der Herbeiführung einer in sich Vollendung, Ruhe, Ebenmaß, und zugleich Kraft und Freiheit tragenden Gemüthsstimmung bestehe.

Und nun sah er auch ein, daß die Musik mit der Dichtung den gleichen Zweck und die gleiche Wirkung habe, und beiden eine und dieselbe Schönheit gemeinschaftlich sei, ja, er ahnte dieselbe Verbindung zwischen ihnen und allen übrigen Künsten, die er noch nicht kannte. Den Schmerz, die Freude, die Sehnsucht gefühlvoller, edler Herzen, das Ringen der edlern Kraft der Seele mit gewaltigen Leidenschaften, der Zusammenstoß und Kampf großer geistiger sich widerstreitender Kräfte, das Streben nach erhabenen Zielen, das Glühen der Begeisterung, das Jauchzen des Sieges, so wie die Klage des Untergangs und den Trost der Verzichtleistung — alles dieses drücken der Dichter und Musiker, der eine in Worten, der andere in Tönen, aus, und erbauen daraus ein Ganzes des geistigen Lebens, das als ein Tempel der

Schönheit sich vor dem begeisterten Blicke des Betrachters erhebt, und seine Seele mit reinem Wohlgefallen, Bewunderung und Anbetung erfüllt.

Jene Opernsängerin trat auch in Mozarts Don Juan, und zwar als Donna Elvira, auf, und Heinrich ward durch sie in das Verständniß dieser ersten und größten Schöpfung eines musikalischen Genius eingeführt, der, wenn Gluck wegen seiner einfachen Größe der musikalische Vermittler des griechischen Alterthums und der neuern Zeit genannt werden kann, durch seine Fülle und Mannichfaltigkeit und die ahnungsvolle Tiefe der Gefühle, die er zu erregen weiß, ganz der neuern Zeit angehört.

Die Fabel des Stücks und der dadurch herbeigeführte Stoff von Gemüthsbewegungen und Gefühlen erschien Heinrichen jetzt sehr zweckmäßig zur Entwicklung eines mannichfaltigen und gewaltig bewegten musikalischen Lebensbildes. Don Juan, eine reich begabte männliche Natur, nicht nur mit allen äussern Vorzügen ausgestattet, sondern auch im Besitz einer Kraft der Phantasie, des Gefühls und Willens, die ihm eine fast unwiderstehliche Gewalt über das weibliche Herz verleiht, ein Mann im vollkommnen Sinne des Wortes, wo nicht ein Held, wenn er nicht

in rohe, freche Sinnlichkeit versunken wäre, tritt auf in seinem wilden, wüsten Jagen nach den Genüssen der Liebe: er greift frech in die geheiligten Verhältnisse derselben, stößt mit gewaltsamer, blutiger Hand zu Boden, was sich ihm entgegenstellt, reizt und verlockt jedes weibliche Herz, dem er nahe kommt, bleibt ungerührt von den blutigen Folgen seiner Gewaltthätigkeit, der Rache, die ihm drohet, der warnenden Stimme der betrogenen Elvire, die den geliebten, unwürdigen Mann nicht vergessen kann, trotzt spottend der Erscheinung des blutigen Schattens, der ihn zur Rechenschaft fordert, und geht im wilden Taumel unter. Der süße Zauber verführerischer Sinnlichkeit, der Taumel frecher Lust, die klagende Sehnsucht reiner Liebe, der Schmerz blutig verletzter kindlicher Liebe und beleidigter weiblicher Ehre, die Wuth und Drohung der Rache, der freche Trotz des Uebermuthes, das Grauen der sich aufthuenden Geisterwelt — alles bildet ein Gemälde, in welchem alle zarten und starken, reinen und unreinen Regungen und Bewegungen des Gemüths durcheinander gehen, und einen innern Aufruhr hervorbringen, der sich mit einem überwältigenden, ahnungsvollen Schauder endigt.

Die Rolle der Elvire wurde von der Künstlerin in einem so hohen Sinne aufgefaßt, daß

alle, auch die das Stück schon oft gesehen hatten, davon überrascht und ergriffen waren.

So habe ich diese Rolle noch nie gesehen, sagte Euphrosyne zu Heinrich, der mit ihr vom Theater nach Hause fuhr. In den frühern Aufführungen kam mir die Erscheinung dieser verlassenen Geliebten beinahe lästig und des weiblichen Stolzes unwürdig vor; aber so gefaßt, ~~ist~~ ist sie der sanfte Rachegeist der Liebe, der dem unbarmherzigen Gerichte verhergeht, und das noch immer geliebte Opfer desselben, wo möglich, zu retten wünscht. In dieser Rolle liegt der reinste sittliche Geist des Stücks. Die unermüdliche Liebe der edlen Elvire zu dem Wüstling deutet an, wie viel an ihm verloren geht, daß seine Natur ursprünglich edel, und er der reinsten Liebe würdig wäre, wenn ihn nicht die Gewalt der Sinnlichkeit zu Boden und ins Verderben risse.

[illegible] davon überrascht und erquickt wurden. [illegible]

So habe ich diese Rolle noch mit mehr[illegible] fältiger Empfindung [illegible] gesehen, da mit ihr jeder Wunsch nach Natur [illegible] In den früheren [illegible] [illegible] die Verschönerung [illegible] höchsten [illegible] bis zu [illegible] menschlichen [illegible] unmittelbar [illegible] seit [illegible] der Kunst [illegible] gleich dem Werke, die dem [illegible] Geschicke übergeht, und das noch immer [illegible] Leben entgegen, wo möglich, nicht retten [illegible]. In dieser Rolle liegt das eigentliche Wesen des Stückes. Die unermüdliche Liebe der armen [illegible] gegen den Wütherich, deutet an, wie viel an ihm verloren geht, daß seine Natur ursprünglich edel, und er der treuesten Liebe würdig wäre, wenn ihn nicht die Gewalt der Leidenschaft zu Boden und ins Verderben risse; [illegible]

Heinrich Melchthal.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

„Ich habe dir, lieber Sohn, verschwiegen, daß dein Vater schon seit einiger Zeit wegen unsres Vermögens, das, wie du weißt, größten Theils in auswärtigen Handlungshäusern und öffentlichen Fonds stand, und durch die gegenwärtigen Handels- und politischen Umstände in Gefahr kam, in Sorgen war. Leider haben sich seine Befürchtungen als nur zu gegründet bewiesen, und ich muß dir die betrübende Nachricht ertheilen, die du mit christlicher Fassung aufnehmen wirst, daß der größte Theil unsres Vermögens verloren ist. Uns bleibt so viel, daß wir anständig, obschon nicht reichlich, leben können; und wir Eltern sind weiter nicht zu beklagen, es sei denn, daß wir unser Landgut nicht behaupten könnten (was noch nicht ausgemacht ist), das, wie du weißt, den größten Theil des Lebensgenusses deines Vaters ausmacht, und das er nur mit Schmerz auf-

geben würde. Doch hoffe ich, daß ihm das erspart werden wird. Allein mich schmerzt der Verlust um euch, meine Kinder, deren Erbe sehr geschmälert wird, so daß ihr nicht die Unabhängigkeit genießen werdet, die ich euch wünsche. Doch wer weiß, wozu es gut ist? und wir wollen uns in diese Schickung Gottes fügen. Es würde den Vater etwas belästigen, wenn er dich ferner während deines Aufenthaltes in der Fremde und auf den Reisen, die du noch vorhast, unterstützen müßte; aber der Oheim will nicht, daß du deßwegen früher zurückkehrest, und bietet dir mit Vergnügen das Nöthige an. Der Vater selbst sieht es gern, wenn du noch eine Zeit lang wegbleibest, bis seine Angelegenheiten ganz in Ordnung gebracht sind, und ein Entschluß über deine künftige Einrichtung gefaßt werden kann. Ich meine, du könntest das Anerbieten des guten Oheims wohl annehmen."

„Die näheren Erörterungen und Aufschlüsse über diese traurige Angelegenheit wird ein Brief des redlichen Dietrich enthalten, der mit dem meinigen abgeht. Dieser gute, treue Mensch hat sich bei diesem Anlasse sehr wacker benommen, und läßt es uns nicht fühlen, daß Emma keine reiche Braut mehr ist. Vielmehr ist er gegen uns Eltern kindlicher, als vorher, und seine Liebe zu

Emma hat, wo möglich, noch zugenommen. Dagegen scheint deine künftige Schwiegermutter die Sache nicht so aufzunehmen, wie es zu deinem Glücke zu wünschen wäre. Es ist mir hinterbracht worden, daß sie sich Urtheile über deinen Vater erlaubt, die mindestens sehr lieblos sind; auch scheint sie gegen mich auffallend kalt geworden zu seyn. Doch ist das vielleicht nur die erste vorübergehende Wirkung des niederschlagenden Eindruckes. Dein Trost muß seyn, daß deine Gertrud ganz noch die alte ist. Sie war letzthin bei mir, und äusserte ihre Theilnahme auf eine mir sehr wohlthuende, kindliche Weise. Wahrscheinlich wird sie dir bald über diese Sache schreiben; bisher konnte sie es nicht, weil sie wußte, daß du noch nicht davon unterrichtet seiest."

Erschütternd war der Eindruck, den dieser Brief auf Heinrich Melchthal machte; doch als ein guter Sohn und edler Mensch dachte er zunächst nur an den Kummer, den dieses Unglück seinen Eltern, besonders seinem Vater, verursachen mußte. Er konnte sich vorstellen, und Dietrichs Brief bestärkte ihn darin, daß sein Vater weniger den Verlust des Vermögens beklagte, als sich durch die Urtheile der Leute gedrückt fühlte, indem man in solchen Fällen sehr schnell mit Richten und Verdammen ist, und das als Folge der Unklugheit

ansieht, was nur Wirkung zusammentreffender unglücklicher Umstände ist. Der alte Melchthal hatte eine Ehre darein gesetzt, seinen Reichthum zum Theil erworben und das Erbe seines Vaters wohl erhalten und vermehrt zu haben: wie sehr mußte es ihn daher schmerzen, daß man ihm nicht ohne scheinbare Gründe Unklugheit vorwerfen konnte! Wenn er auf den Reichthum selbst einen Werth legte, so that er es nicht aus Genußsucht oder Prachtliebe oder Hochmuth, sondern aus einer Art von hausväterlicher Ehrliebe, indem er seine Familie gern auf gleicher Linie mit den ersten und edelsten der Stadt sah, und seine Kinder reichlich auszustatten wünschte.

Armer Vater, rief Heinrich, du hast so viele Jahre treu und fleißig für den Wohlstand deines Hauses gestrebt und gewirkt, es war der Ruhm, deines Lebens, etwas Bedeutendes und Ehrenwerthes geleistet zu haben; und nun sind dir alle Früchte deines Thuns geraubt, und der Stolz deines treuen Herzens gebeugt! Aber tröste dich! Wir haben genug: das Beispiel deines redlichen Fleißes, deiner vernünftigen Sparsamkeit ist unser schönstes Erbtheil, und es wird uns reichliche Zinsen bringen!

Es ist in einem edlen jugendlichen Gemüthe eine Kraft, die nichts so sehr gering achten lehrt,

als den Besitz ererbter Güter, eine Kraft, durch die der Jüngling sich stark fühlt, sich ohne alle Hülfsmittel durch die Welt zu kämpfen und sich selbst sein Glück zu gründen. Heinrich war bis jetzt dieser Kraft noch nicht inne geworden, und eine gesegnete Folge dieses Unglücks war es, daß sie jetzt in ihm erwachte.

Euphrosyne lobte ihn wegen der Fassung, mit welcher er diesen Schlag des Schicksals aufnahm. Recht so, mein Freund! sagte sie: der beste Reichthum ist der, den der Mann in sich trägt. Das Schicksal will Ihnen Gelegenheit geben, die Kraft, die in Ihnen liegt, ganz zu entwickeln. Danken Sie ihm, anstatt ihm zu zürnen!

Er dankte ihm in diesem Augenblicke mit freudigem Herzen für die erste Gelegenheit, aus dem Mund der verehrten Freundin ein Lob wegen seiner männlichen Tugend einzuernten. Ihm war, als wenn er erst jetzt zum waffenfähigen Manne erklärt wäre, und Euphrosyne ihm Sporn und Schild mit segnenden Worten reichte.

Adelbert benahm sich gegen Heinrich sehr freundlich, und gab ihm zu verstehen, daß es nur auf ihn ankomme, sein Handelsgenosse zu werden, und so eine ehrenvolle Stellung zu gewinnen.

Aber Heinrich konnte aus Rücksicht auf seine Eltern und seine Braut in diesen Gedanken nicht eingehen. Vielmehr dachte er daran, seinem Vater seine Kenntnisse und Kräfte anzubieten, wenn dieser etwa Lust hätte, wieder in die Geschäfte zu treten. Er schrieb deßhalb sogleich an ihn und Dietrich, und erklärte seine Bereitwilligkeit, zurückzukehren. Allein er erhielt die Antwort: der Vater habe keine Lust, mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote ständen, oder mit fremdem Gelde den Handel wieder anzufangen, wozu die jetzigen Umstände keineswegs ermunterten. Es sei nicht einmal noch klar, welches Geschäft Heinrichen zugewiesen werden könne, indem man deßwegen noch den Erfolg gewisser Einleitungen abzuwarten habe.

Unterdessen war folgender Brief von Gertrud eingelaufen.

„Daß ich eine Zeit lang geschwiegen habe, lieber Heinrich, wirst du nicht übel gedeutet haben, und die Ursache wird dir nun klar seyn. Ach! es war eine trübe, bange Zeit, und ich habe recht viel weinen müssen. Dein armer Vater! Es hat ihn recht angegriffen, so wenig er es gestehen will. Du weißt, wie in solchen Fällen geredet, geurtheilt, geflüstert und geklatscht wird: davon mußte ich viel mit anhören, und war wie auf

der Folter. Deine Mutter, die liebe, herrliche Frau, zeigt ganz die fromme Fassung einer Christin, und ihr Betragen hat mich recht erbaut. Sie beklagt nichts, als daß ihre Kinder darunter leiden, und du nunmehr nicht so vortheilhaft gesetzt werden kannst, wie sie es um deinet- und meinetwillen wünscht. Aber ich habe sie versichert, und du, lieber Heinrich, wirst es mir glauben, daß ich dich nicht um des Reichthums willen gewählt habe, und daß, hätte ich es noch nicht gefühlt, ich es jetzt fühlen müßte, daß ich dich um deiner selbst, um deines guten Herzens willen, liebe. Ja, mein guter, lieber Heinrich! und wenn alle Welt dir untreu würde und von dir abfiele, so würde ich fest an dir halten; mit dir will ich Noth und Mangel leiden, wenn es seyn muß. Aber das haben wir ja gar nicht zu fürchten. Mit deinen Kenntnissen und deinem Fleiße wirst du schon so viel erwerben, als wir brauchen; und wir können ja einfach und sparsam leben. Noch nie habe ich bis jetzt daran gedacht, daß meine Eltern reich sind, und ich dir auch etwas mitbringen werde; jetzt aber freue ich mich darüber um deinetwillen. Laß uns also gutes Muthes seyn! Und wäre nur die Zeit schon da, wo du zurückkehrtest, und ich dir beweisen könnte, was ich aus Liebe zu dir vermag."

„Grüße mir die gute Euphrosyne, die ich immer mehr lieb gewinne wegen ihrer Engelsgüte, mit der sie sich deiner annimmt, und auch an mich denkt. Zwar sagt die Mutter bei jedem Briefe, den ich ihr von dir mittheile, das sei kein Umgang für dich; allein so gebildet Euphrosyne seyn mag, so ist sie doch gewiß ein recht liebes, herzensgutes Wesen. Und ich sage immer zur Mutter, daß dir dieser Umgang doch nichts schaden müsse, weil deine Briefe noch ganz in dem alten herzlichen Tone geschrieben sind, und deine Liebe zu mir eher zu- als abgenommen zu haben scheint.“

Wir lassen Heinrichs Anwort folgen.

„Habe Dank für deinen lieben, lieben Brief, meine gute Gertrud, meine herzlich geliebte Braut! Ich hätte nie eine andere Gesinnung von dir erwartet, und doch danke ich dem Himmel für dieses Zeichen deines guten, treuen Herzens, und segne das Schicksal, das mir diese Gelegenheit verschafft hat, dich so kennen zu lernen. Ja, das Unglück ist mir zum Glücke geworden. Die morschen Stützen des Reichthums, auf welchen mein äusseres Glück ruhen sollte, sind zusammengebrochen, und nun werde ich es gründen auf deine Liebe und die Kraft, die der Himmel in mich gelegt hat. Von deiner Liebe ermuntert und be-

lohnt, für unser Hauswesen zu arbeiten, unser Auskommen und unsern Wohlstand als das Werk meines Fleißes betrachten zu dürfen — welches Glück! O der Himmel wird gewiß seinen Segen dazu geben, und im Vertrauen auf ihn fürchte ich nichts, hoffe Alles. Ja, laß uns ihm vertrauen, und traue dein Schicksal mir an, den dir Gott zum Beschützer und Versorger beschieden hat. Ich will dich mit männlichem Arme halten; und wenn die Wogen des empörten Schicksals sich gegen uns aufthürmen und über uns zusammenzuschlagen drohen, so will ich dich emporhalten und für dich ringen und kämpfen; und soll es seyn, so wollen wir fest in einander geschlungen untergehen!"

„Ich habe Euphrosynen deinen Brief gelesen, und sie hat sich innig gefreut über den einfachen, herzlichen Ausdruck deines treuen Gemüths, und mich glücklich gepriesen, eine solche Braut zu besitzen. Sie läßt dich herzlich grüßen, und umarmt dich schwesterlich. Gewiß verdient sie ganz die Liebe, die du zu ihr hegst, und wenn du sie kenntest, so würdest du sie noch mehr lieben. Bei aller ihrer Bildung ist sie doch so einfach und gut, wie ein Kind, und schätzt auch an Andern nichts mehr, als die einfache, gute Natur, das liebende, treue Herz."

„Wie sehne ich mich immer, wie sehne ich mich gerade jetzt, dich wieder zu sehen, meine geliebte Gertrud, Mädchen meines Herzens! Aber sie wird kommen die Zeit, wo wir auf ewig vereinigt werden; und die Zwischenzeit will ich dazu benutzen, deiner Liebe würdiger zu werden.“

Zweites Kapitel.

Es vergingen einige Wochen nach dem Schlage, der unsern Heinrich getroffen hatte, in ziemlicher Ruhe. Er war fleißig, wie immer, beschäftigte sich aber in dieser Zeit mehr mit seinen Berufs-Wissenschaften, als er seither gethan hatte. Denn theils war sein Gemüth zu ernst, um für Anderes gestimmt zu seyn, theils glaubte er jetzt noch vielmehr, als vorher, dieser Art von Kenntnissen zu bedürfen.

Euphrosynen besuchte er, wie immer, und fand bei ihr Aufheiterung und Belehrung. Aber auf einmal blieb er weg. Mehrere Abende vergingen, ohne daß sie ihn bei sich sah, was ganz ungewöhnlich war. Nur einmal erschien er an dem Abend, wo sich die Bekannten des Hauses uneingeladen versammelten, näherte sich ihr aber wenig, war stumm, und ging bald wieder weg.

Theils vermißte sie seinen Umgang, denn er war ihr durch seine stille Anhänglichkeit, durch seinen immer regen Sinn für jede Belehrung und jeden geistigen Gewinn und seine stets gleiche,

heitere Stimmung lieb und unentbehrlich geworden; theils fürchtete sie irgend etwas Unangenehmes und Widriges, entweder daß ihn etwas in ihrem oder Adelberts Betragen beleidiget (wiewohl sie ihn nicht als empfindlich kannte), oder daß ihn ein neuer, noch empfindlicherer Schlag getroffen habe, obschon sie dann nicht begriff, warum er die vertrauliche Mittheilung der Freundschaft fliehe.

Sie äusserte gegen ihren Mann ihre Besorgnisse, welcher ebenfalls in Heinrichs Wesen eine Veränderung wahrgenommen hatte. Dieser war ihm blaß und entstellt vorgekommen, so daß er ihn für krank hielt; aber auf seine Frage, was ihm fehle, hatte er geantwortet, er befinde sich ganz wohl. Seine Geschäfte hatte er, wie immer, verrichtet.

Euphrosyne ließ sich bei der Bürgersfrau, in deren Hause Heinrich wohnte, erkundigen, ob sie nicht wisse, was ihm begegnet sei. Sie antwortete, auch ihr sei sein Betragen seit einigen Tagen aufgefallen; er sei einige Mal nicht zu Tische gegangen, halte sich fast immer zu Hause, ohne sich doch, wie gewöhnlich, zu beschäftigen, seine Flöte habe man fast gar nicht mehr gehört, und die Magd habe ihn einmal in Thränen überrascht.

Es war also klar, daß den Jüngling ein neues Unglück betroffen hatte; aber von welcher Art

konnte es seyn? Hatte sein Vater noch mehr an seinem Vermögen verloren, und war ganz zum armen Manne geworden? Aber Euphrosyne konnte nicht glauben, daß dieß Heinrichen so sehr zu Boden drücken würde; wenigstens begriff sie nicht, warum er ihr die Mittheilung eines solchen Kummers versagte, und bei ihr nicht den Trost suchte, den er bei dem ersten Schlage in ihrer freundschaftlichen Theilnahme gefunden hatte.

Sie vermuthete ein ganz anderes Leiden, ein solches, das das Herz des Jünglings nicht nur verwundete, sondern mit Bitterkeit und Verzweiflung erfüllte, und für die Mittheilung verschloß. Es mußte eine Kränkung seyn, die entweder seinen Stolz so sehr niederbeugte, daß die Scham ihn abhielt, sich mitzutheilen, oder die sein innerstes sittliches Gefühl, seinen Glauben an die Menschheit, antastete, und ihn in eine menschenfeindliche, mißtrauische Stimmung versetzte.

Sollte, dachte Euphrosyne, sein Verhältniß mit Gertrud gestört seyn? So offen er sonst in dieser Hinsicht gegen mich war, so könnte doch die Empfindlichkeit seines Gemüths ihn abhalten, das, was ihn schmerzt, zu offenbaren, weil der Schmerz allerdings in der Mittheilung erst recht zum Ausbruche kommt, so wie, wenn der Wund-

arzt den Pfeil aus der Wunde zieht, diese am heftigsten wehe thut. Armer Freund! ich kann dir diesen heilsamen Schmerz nicht ersparen! Ich muß dich zur Mittheilung zwingen!

Sie ließ ihn am nächsten freien Abende einladen, unter dem Vorwande, daß er eine neu erhaltene Sonate mit Flöten-Begleitung mit ihr probiren sollte.

Er erschien, aber sie erschrack vor seiner Blässe, vor seinem verstörten Blicke. Doch stellte sie sich, als bemerkte sie nichts, und machte ihm nur den leichten Vorwurf, daß er sich so lange nicht habe sehen lassen. Sie wollte ihn nicht durch Zudringlichkeit verschüchtern, und ihn erst nach und nach wieder an sich gewöhnen.

Man nahm die Sonate vor, und spielte; aber Heinrich war so zerstreut, daß er die gröbsten Fehler machte; es fehlte ihm zuweilen an Athem, und er mußte die Flöte weglegen.

„Was ist Ihnen, lieber Melchthal? Sie sind krank, oder es ist noch etwas Schlimmeres! Womit hat es die Freundin verschuldet, daß Sie sich vor ihr verschließen? Kann ich Ihnen nicht rathen, Sie nicht trösten? — Ist etwas zu Hause vorgefallen? Hat Ihr Vater wieder einen Unfall erlitten? Oder ist etwas mit Ihrer Gertrud geschehen?“

Sie ergriff seine Hand, und sah ihm mit ihrem liebevollen Blicke in sein verstörtes, irres Auge, bis es dem sanften Zauber desselben nicht mehr widerstehen konnte, und ihm begegnete.

„Gewiß ist es das! Gestehen Sie es mir, Ich will mit Ihnen leiden, mit Ihnen weinen!“

Erweicht sank er vor ihr in die Kniee, drückte ihre Hand in sein weinendes Auge und schluchzte.

Armer Freund! sagte sie, sich über ihn beugend. Ist sie krank? Ist sie — —

Da drückte er ihre Hand weg, stand auf, und rief mit abgewendetem Gesicht: Sie ist mir ungetreu! und stürzte aus dem Zimmer.

Drittes Kapitel.

Wir können es nicht länger aufschieben, unsern Lesern das unglückselige Geheimniß, das den armen Heinrich drückt, zu enthüllen, obschon wir ungern daran gehen. Es ist bei dieser Sache menschliche Bosheit und Niedrigkeit der Gesinnung mit im Spiele; und wir gestehen, daß wir lieber solche Gesinnungen und Handlungen darstellen, welche das Herz erfreuen und erheben, und die menschliche Natur von ihrer bessern Seite zeigen.

Gertruds Mutter hatte sich gleich bei der ersten Kunde von dem Falle des Melchthalschen Hauses abgeneigt gefühlt, die Verbindung ihrer Tochter mit Heinrich unter diesen Umständen zur Vollziehung zu bringen. War es Feinheit oder Scham, was sie abhielt, sogleich an die Auflösung derselben Hand zu legen? Genug, sie begnügte sich anfangs mit einigen unanständigen Aeusserungen hinter dem Rücken, und mit einer gewissen Kälte des Betragens gegen Heinrichs Mutter. Bald aber trat sie entschiedener hervor. Ihr Mann mußte an den Rathsherrn eine be=

leidigende Frage thun in Ansehung der künftigen Vollziehung einer diesem zur Last fallenden Bedingung des Heiraths-Vertrags, der bei der Verlobung der jungen Leute abgeschlossen worden war. Der Gefragte, bei seiner reizbarsten Seite unsanft berührt, antwortete mit Empfindlichkeit, und klagte über Mangel an Zutrauen und Freundschaft von Seiten des Fragenden. Dieser fühlte entweder das Unfeine seiner Frage nicht, oder wollte es nicht fühlen, und machte eine Entschuldigung, die nur noch beleidigender war.

„Sie dürfen es uns nicht verdenken, Herr Rathsherr, wenn wir auf das Glück unsrer Tochter bedacht sind, und bei so bewandten Umständen uns davon versichern wollen, daß die unerlaßlichste Bedingung einer anständigen Verheurathung derselben erfüllt werden wird.“

„„Fast scheint es, Herr Neuhaus, als ob Sie überhaupt Bedenken trügen, bei so bewandten Umständen, wie Sie zu sagen belieben, die Verheurathung Ihrer Tochter mit meinem Sohne als mit Ihrer Sorge für deren künftiges Glück verträglich anzusehen? Im Fall einer solchen Bedenklichkeit darf ich versichern, daß mein Sohn viel zu stolz seyn würde, um nicht den ersten Schritt zurückzuthun.““

„Nun stolz zu seyn ist, denke ich, jetzt nicht an Ihrem Sohne.“

„„Nicht wahr, er soll es für eine Gnade halten, als ein weniger reicher Erbe Ihr Schwiegersohn zu werden? Herr Neuhaus, ich sage Ihnen nochmals, er ist viel zu stolz dazu, sich aufzudringen; und wäre er ein Bettler, was er nicht ist, er würde sich nie dazu erniedrigen. Ich werde ihm schreiben, welche Gesinnungen Sie geäussert haben, und bin gewiß, daß er sie eben so aufnehmen wird, wie ich.““

Herrn Neuhaus war es unangenehm, daß der Rathsherr so aufbrauste: einen so harten Bruch hatte er nicht beabsichtigt, und suchte der Sache wieder eine sanftere Wendung zu geben, ohne daß er doch dem Stolze des Beleidigten genug that.

Wir wollen nicht so rasch handeln, Herr Rathsherr, sagte er, indem er Hut und Stock nahm. Wir sehen uns, und hoffentlich in ruhigerer Stimmung, wieder. Und so ging er.

Der Rathsherr theilte mit dem bittersten Gefühle der beleidigten Ehre das Vorgefallene seiner Gattin mit, und erklärte ihr, daß er sogleich an Heinrich schreiben wolle, in der Hoffnung, dieser werde so antworten, wie es die Ehre fordere.

Um Gottes willen nicht! antwortete die Mutter, zart besorgt für das Glück der beiden Liebenden: welches Unheil könnte die Raschheit von euch Männern stiften! Die beiden jungen Leute lieben sich herzlich, und würden ohne einander nicht glücklich seyn; und wenn auch Gertruds Eltern sich nicht so benehmen, wie es zu wünschen wäre, so dürfen wir es doch zu keinem Bruche kommen lassen.

Sie bat ihn, sie einen Versuch machen zu lassen, ob sie nicht die Sache wieder ins Gleiche bringen könnte; und er gab, obschon mit Widerstreben, seine Einwilligung dazu.

Sie suchte nun eine Unterredung mit Frau Neuhaus, und drückte ihr Bedauern gegen sie aus daß es zwischen ihren beiden Männern zu unangenehmen Erörterungen gekommen sey. Sie sprach von der Liebe ihres Heinrichs zu Gertrud, von dem Glücke, das beide mit einander finden würden, und von der Pflicht der Eltern, dieses Glück nicht zu zerstören.

Nun ja, erwiederte Frau Neuhaus, auch meine Tochter hängt an Ihrem Sohne, und aus der Rücksicht, und weil wir unser Wort gegeben haben, sind wir auch weit entfernt, an einen Bruch zu denken. Aber der Herr Rathsherr hat

meinem Manne getrotzt, und das können wir uns nicht gefallen lassen.

„Aber Ihr Mann ist auch seinem gerechten Stolze allzu nahe getreten; er hätte sollen die verwundete Seite schonen."

„„Wir sind es dem Glücke unserer Tochter schuldig gewesen, jenen Punkt zur Sprache zu bringen, und es ziemt demjenigen nicht stolz zu seyn, der auf Nachsicht zu rechnen hat.""

„Frau Neuhaus, das war hart! Wäre ich so aufbrausend, wie mein Mann; — aber ich glaube wohl, daß ich diese Rede vergessen darf: Sie haben Sich übereilt."

„„Ich bin nicht gewohnt, meine Rede zurückzunehmen, und pflege nichts zu sagen, was ich nicht verantworten kann.""

„So könnte uns also doch das Ehrgefühl zwingen, einen Riß zu thun, der zwei unschuldige Herzen blutig verwunden würde! Soll ich mit dieser Entscheidung zu meinem Manne zurückkommen?"

„„Unsre Schuld ist es nicht, wenn der Riß geschieht; wir halten unser Wort, dringen uns aber auch nicht auf.""

Mit schwerem Herzen kam Frau Melchthal zu ihrem Manne zurück, und konnte ihm das Mißlingen ihrer Verrichtung nicht bergen. Der ehr-

liebende Mann war nun entschlossen, sogleich an Heinrich zu schreiben; und die Mutter konnte mit vielen Bitten nichts als den Aufschub von wenigen Tagen von ihm erhalten, indem sie noch immer hoffte, daß die Mißhelligkeit könnte beigelegt werden.

Sie baute dabei auf die Mitwirkung ihres Bruders, des Obersten. Von diesem, der von seinen Schwesterkindern Heinrichen am meisten liebte, vermuthete man, daß er diesen einst in seinem Vermächtnisse besonders bedenken würde; und wenn er, um ihm das Glück seiner Verbindung mit Gertrud zu retten, zu seinen Gunsten noch bei Lebzeiten eine Schenkung machte, so war vorauszusehen, daß die Neuhausischen zufrieden gestellt seyn würden. Das hoffte die sorgsame Mutter von ihm zu erhalten. Sie unternahm es, ihn deßhalb zu bearbeiten, ohne jedoch mit ihrem Wunsche deutlich hervorzutreten, was das schwesterliche Zartgefühl nicht erlaubte.

Aber der Oberst verstand es nicht, oder wollte es nicht verstehen. Er schalt auf den niedrigen Geldstolz der Neuhausischen Familie, und sagte, daß sein Neffe das Glück der Verbindung mit Gertrud, die allerdings ein gar liebes Mädchen sei, auch nicht durch die geringste Erniedrigung oder Nachgiebigkeit erkaufen dürfe. Und

wenn ich an seiner Stelle, sagte der wackere Kriegsmann, in diesem Augenblicke einen Schatz fände, wodurch ich zum reichsten Mann würde: so möchte ich ihn nicht geltend machen, um meine Braut zu gewinnen, wenn ich sie nicht ohne die Hülfe des Mammons erhalten könnte.

„Aber das gute Mädchen selbst will ja nicht mit Geld erkauft seyn; sie liebt ihren Bräutigam von Herzen, und jetzt mehr, als da wir noch reich waren.“

„„Recht gut, aber sie kann sich nicht selbst geben, sondern ihre Eltern müssen sie geben, und von denen würde ich sie mit nichts erkaufen, was sich nicht mit dem strengsten Ehrgefühle verträgt.““

Der alte Herr hatte Recht, daß Heinrich sich nicht gegen Gertruds Eltern erniedrigen durfte; aber das hätte ihn nicht erniedrigt, wenn er ihre Einwilligung durch Befriedigung ihres Geizes erkauft hätte. Freilich hätte er keinem auf wahre Achtung gegründeten Verhältnisse mit ihnen entgegen sehen können; aber dieses wäre auch nur eine Zugabe zu seinem ehelichen Glücke gewesen, nicht ein nothwendiges Erforderniß. Indessen obgleich der Oberst in diesem Punkte Unrecht hatte, so konnte es ihm doch Niemand zumuthen, als Retter des Liebesglückes seines Neffen durch

eine Handlung der Großmuth einzutreten, und die sorgende Mutter mußte von ihrem wohl erdachten Plane abstehen.

Gern hätte sie Gertruden gesprochen, ihre Gesinnung erforscht, und versucht, ob sie nicht durch die Erfindungskraft und die Entschlossenheit ihrer Liebe zu Heinrich Mittel finden könnte, dem drohenden Bruche vorzubeugen; aber das Mädchen ließ sich seit lange nicht sehen, vermied sogar Emma's Umgang, und Frau Melchthal hielt es nicht für schicklich, sie zu besuchen oder zu sich einzuladen.

In ihrer Verlegenheit wandte sie sich an Dietrich, und vertraute ihm die Sache. Er urtheilte darüber ungefähr, wie der Vater, jedoch mit mehr Ruhe. Sie bat ihn, diesen von dem Vorhaben, an Heinrich zu schreiben, abzubringen; er weigerte sich aber, indem er es durchaus nöthig fand, daß der bei dem Handel am meisten Betheiligte in den Stand gesetzt würde, sich zu entscheiden. Gern erklärte er sich aber auf ihre Bitte bereitwillig, den Brief an des Vaters Stelle zu schreiben, und Heinrichen die Sache mit der möglichsten Ruhe und Milde vorzutragen.

Die zärtliche Mutter nahm nämlich nach Weiber Art zur List ihre Zuflucht. Es war ihre Absicht, diesen Brief, den ihr Dietrich übergeben

sollte, damit sie etwas von ihrer Hand hinzufügen könnte, noch einige Zeit zurückzuhalten, indem sie immer noch hoffte, daß sich die Sache durch irgend einen dazwischen tretenden glücklichen Umstand nach Wunsch endigen könnte.

Der Vater überließ Dietrichen den Brief zu schreiben, und die Mutter zögerte einige Zeit ihn abzuschicken; aber es währte nicht lange, so mußte sie selbst eine Nachricht hinzufügen, welche der Sache die schlimmste Entscheidung gab.

Franz Meier war eben ins Vaterland zurückgekommen, als der Vermögens-Verlust von Heinrichs Vater ruchbar wurde. So wie er die Gesinnungen von Leuten, wie die Neuhausischen waren, kannte, errieth er sogleich, was Heinrichen drohte; und sein Haß gegen diesen trieb ihn an, zu seinem Verderben mitzuwirken. Zugleich hoffte er zu seinem eigenen Vortheile arbeiten zu können, da er Gertruds Schönheit hatte rühmen hören und den Reichthum ihrer Eltern kannte. Er reiste daher nach ***, wußte ins Neuhausische Haus Zutritt zu finden, die Gunst von Gertruds Mutter zu gewinnen, und vertraute ihr, daß Heinrich Melchthal ihre Tochter betröge, indem er den Liebhaber Euphrosynens machte. Der Funke der Verleumdung faßte in der argwöhnischen Seele der Frau, die immer, wie wir wissen, an Hein-

richs Umgang mit dieser gelehrten Dame, wie sie sie nannte, Mißfallen gefunden hatte; und übrigens sah sie es gerne, einen Grund mehr zu dem beabsichtigten Bruche gefunden zu haben, und zwar einen solchen, wodurch sie zugleich den Widerstand, den ihr Gertruds Liebe zu Heinrich entgegen zu setzen drohete, besiegen konnte. Die Absicht, welche Franz merken ließ, um Gertruds Hand zu werben, war ihr auch nicht zuwider. Sie erlaubte ihm daher gern, mit Gertrud zu sprechen, und ihr die Nachricht mitzutheilen, welche ihre Eifersucht zu erregen und ihr Herz von dem Geliebten abwendig zu machen geeignet schien.

Das gute Mädchen hatte von den Mißhelligkeiten zwischen ihren und Heinrichs Eltern mit Schrecken gehört, und Vater und Mutter beschworen, die Hand zum Frieden zu bieten. Sie wollte zu Heinrichs Mutter eilen, aber die Mutter verbot es ihr. Sie schrieb sogleich an ihren Geliebten, um ihn ihrer unwandelbaren Treue zu versichern, und seinen beleidigten Stolz zu besänftigen; aber die Mutter wußte den Brief zu unterschlagen. Sie zählte die Tage, bis die Antwort einlaufen konnte; es kam aber keine. So befand sie sich in banger Unruhe und Sorge, als Franz bei ihr erschien, und auf eine heuchlerische

Weise ihr die Nachricht von Heinrichs Untreue mittheilte.

Sie setzte ihm den entschiedensten Glauben an die Treue ihres Geliebten entgegen, und beschuldigte ihn der Verleumdung. Aber er wußte ihr über Heinrichs Umgang mit Euphrosynen so bestimmte Angaben mitzutheilen, die so sehr mit demjenigen übereinstimmten, was er selbst ihr geschrieben hatte, daß ihr Glaube anfing zu wanken, und sie nachdenklich wurde. Er ergoß sich nun in Schmeicheleien: Heinrich verdiene gar nicht eine Braut von solcher Schönheit und Liebenswürdigkeit, die Euphrosynens verbleichte Schönheit bei weitem verdunkle; es seien nur die Künste der deutschen Empfindsamkeit und der feinen Buhlerei, die sein Herz bestrickt hätten u. dgl. m. Sie sah ihn, indem sie ihm zuhörte, mit einem streng forschenden Blicke an, welchem sein Auge Mühe hatte Stand zu halten, und bat ihn endlich, sie allein zu lassen, indem sie sagte: Wenn es eine gute Absicht war, Herr Meier, die Sie zur Mittheilung dieser traurigen Nachricht bewog: so sollen Sie Dank haben; doch gestehe ich, daß mein Herz bis jetzt dessen nicht fähig ist. Ist es Wahrheit, was Sie mir mitgetheilt haben, so erscheint sie mir doch so verhaßt, wie die Lüge. Verzeihen

Sie dem armen Mädchen, dessen Glücks-Traum Sie zerstört haben!

Bald nach Meiers Weggange erschien die Mutter, um den Dolch, den er in des Mädchens Herz gestoßen, darin umzudrehen. Sie fand die Tochter in Thränen, und ihr herzzerreißender Schmerz rührte selbst das kalte Weib. Aber indem sie denselben zu theilen schien, suchte sie die Rache der Eifersucht in dem sanften Herzen anzufachen, und deutete ihr an, daß in Meiers Bewerbung sich eine erwünschte Gelegenheit darbiete, den Ungetreuen zu bestrafen. Gertrud wollte ihren Geliebten noch immer nicht verdammen, und bestand darauf, an ihn zu schreiben, um ihn zu seiner Vertheidigung aufzufordern.

„Ungehört soll ja niemand verurtheilt werden, und am wenigsten der Geliebte, dem ich bisher ein unbedingtes Vertrauen schenkte. Er ist gewiß unschuldig! Ich glaube an seine Schuld nicht eher, bis er sie bekennt, und auch dann noch wird sie mir unglaublich vorkommen.“

„„Aber wenn er nun nicht antwortet? Auf deinen letzten Brief ist bis jetzt die Antwort ausgeblieben: ist das nicht schon ein hinreichender Beweis seiner Schuld?““

Gertrud konnte nicht bergen, daß sie das bedenklich finde; doch meinte sie, der Brief könnte

vielleicht verloren gegangen seyn, und bestand darauf, nochmals an Heinrich zu schreiben, mit einer Festigkeit, welcher die Mutter nachgeben mußte. Nur drang sie ihrerseits darauf, daß Gertrud sich gegen Meier artig benehmen, und ihn mit Achtung behandeln sollte.

Gertrud schrieb den Brief an Heinrich; aber die Mutter unterschlug ihn ebenfalls. Unterdessen wußte sie die Kunde in das Melchthalsche Haus zu bringen, daß man von Heinrichs Untreue unterrichtet sei, daß Franz Meier sich um Gertruds Hand bewerbe, und von den Eltern gern gesehen und von der Tochter nicht abgewiesen werde. Franz rühmte sich in der Stadt eines noch bessern Erfolgs, und es verbreitete sich das Gerücht, er werde bald als Bräutigam erklärt werden.

Jetzt konnte Heinrichs Mutter nicht länger anstehen, ihren Sohn von der Sache in Kenntniß zu setzen; und dem, was Dietrich geschrieben, fügte sie noch die letztern Nachrichten bei, welche ihr so entscheidend schienen, daß sie, obschon mit schwerem Herzen, jetzt selbst ihrem Sohne rieth, das zu thun, was die Ehre fordere.

Viertes Kapitel.

Welchen Eindruck diese Briefe auf das Herz unsres Freundes machten, überlassen wir dem Leser zu ermessen. Was ihn unter dem erschütternden Schlage aufrecht hielt, und ihn fähig machte, einen Entschluß zu fassen und die Feder mit Besonnenheit zu führen, um die angemessenen Antworten zurückzuschreiben, war das Gefühl des beleidigten Stolzes und der verleumdeten Unschuld. Er zog niemanden, als sein eigenes Gefühl zu Rath, das sich ohne alles Schwanken für das Rechte entschied. Euphrosynen theilte er darum nichts mit, theils weil sein Herz zu heftig vom Krampfe des Schmerzes zusammengezogen war, um sich zur vertraulichen Mittheilung zu öffnen, theils weil es sein Zartgefühl verletzte, ihr zu sagen, daß sein Umgang mit ihr so gemißdeutet sei. Er war bisher so unbefangen mit ihr gewesen, so wie sie mit ihm, daß ihm auch nicht der Gedanke an etwas Strafbares in seinem Verhältnisse zu ihr aufgestiegen war;

und nun hätte er erröthend vor sie treten, und und auch sie erröthen sehen müssen: das konnte er nicht ertragen, und vermied es, nicht bedenkend, daß er es in die Länge nicht vermeiden konnte.

Wir theilen von den Briefen, die er schrieb, diejenigen an Herrn Neuhaus und an Gertrud mit.

An Herrn Neuhaus.

„Es ist mir, durch die zögernde Schwäche einer liebenden Mutter verspätet, die Nachricht zugekommen, daß sich von Ihrer Seite eine Abneigung gegen die zwischen Ihrer Tochter Gertrud und mir geschlossene Verbindung bemerken läßt, aus Gründen, welche immer nur einen sehr untergeordneten Einfluß auf dergleichen Angelegenheiten haben sollten. Wie sehr eine solche Gesinnung meinen ohnehin gebeugten Vater schmerzen muß, fühlt jeder Mann von Ehre, und ich am meisten, der ich zugleich die Kränkung des Vaters und meine eigene trage. Aber nicht das Ehrgefühl allein kann mein Verhalten in dieser Sache bestimmen, und ich darf dabei nicht allein auf meine Eltern und mich sehen. Mich bindet die Treue und die innigste Neigung an Ihre Tochter; und ich habe ihr mein Wort gegeben, das

ich nicht willkürlich zurücknehmen kann, wenn ich auch wollte. Dagegen will ich sie nicht ferner binden, wenn sie geneigt seyn sollte, ihre Freiheit wieder zurückzuwünschen; und in ihre Hand lege ich die Entscheidung. Man hat mich bei ihr verleumdet; in jedem Falle muß ich wünschen, daß meine Verbindung mit ihr nicht aus einem Beweggrunde des Mißtrauens aufgelöst, und ich nicht als ein Ungetreuer von ihr verstoßen werde; und so bitte ich, ihr diesen Brief zuzustellen, in welchem ich meine Unschuld vertheidige. Von ihr, an der meine Seele hängt, verkannt und verachtet zu werden, würde mir die Kraft rauben, die ich bedarf, um den Verlust eines Glückes zu ertragen, ohne welches ich vor der Hand noch nicht weiß, wie ich leben soll. Uebrigens bitte ich Sie, dazu mitzuwirken, daß die Entscheidung beschleunigt werde, indem eine längere Ungewißheit nur vergeblich die Leiden meines und auch wohl des Herzens Ihrer Tochter vermehrt."

An Gertrud.

„Zum ersten Mal, seit dem ich an dich zu schreiben pflege, bin ich über den Ton ungewiß, in welchem ich dir schreiben soll; ja, ich weiß nicht, wie ich dich nennen soll. Bist du noch

meine Gertrud, meine Geliebte, meine Braut? oder soll ich fremd gegen dich thun, als eine Fremde? Ach! so weit ist es gekommen zwischen uns! hätte ich das für möglich gehalten? So fest und unerschütterlich, der Ewigkeit trotzend, schien mir das Gebäude unsres Liebesglückes, denn es ruhete auf zwei treuen, sich gegenseitig innig ergebenen Herzen; und nun — soll ich sagen, es wankt, oder gar, es liegt in Trümmern? Ach! daß es nicht von uns allein abhängt, wie es zwischen uns stehen soll! Wir lieben uns wohl, und verstehen uns, und Alles möchte sich um uns her verändern, ohne daß wir selbst uns gegen einander veränderten, wenn wir nur für uns allein ständen. Nicht wahr, du hast keinen Theil an dem leidigen Mißverständnisse wegen des armseligen Geldpunktes? Davon wäre ich fest überzeugt, wenn du mir auch nicht geschrieben hättest, wie du die meinem Vater begegneten Unfälle ansiehest."

„Aber du sollst mißtrauisch und eifersüchtig auf mich seyn, und mich für untreu halten. Sieh, das kommt auch nicht aus dir selbst, und würde sich nicht zwischen uns gestellt haben, wenn wir eben für uns allein ständen. Es ist eine so elende Verleumdung, daß es sich kaum der Mühe verlohnt, ein Wort dagegen zu sagen. Das ganze

lockere Gewebe des Trugs fällt in sich zusammen, wenn ich dir sage, daß ich dem Urheber desselben in Euphrosynens Namen habe das Haus verbieten müssen, weil ihn seine schlechten, wüsten Sitten des fernern Zutritts unwerth machten, und daß er, der Euphrosynen liebte (wenn dieses Wort nicht zu heilig ist), mich als seinen, ihn verdrängenden Nebenbuhler betrachtete und einen tiefen Groll gegen mich faßte. Ich sollte Euphrosynen lieben und dich vergessen? Wie unwahrscheinlich und ungereimt, sowohl in Rücksicht Euphrosynens, deren reine Seele eine solche Untreue auch schon im Keim verabscheuen würde, als in Rücksicht meiner, der ich mit meiner ganzen Seele an dir hange, und nur in deiner Liebe lebe, wie du das ja wohl weißt. Gertrud, geliebte, ach! schmerzlich geliebte Gertrud! nur diesen Verdacht gib auf, nur von dieser Schuld sprich mich los, und dann entscheide über mich, wie du willst! Reiße dich los von mir aus Gehorsam gegen deine Eltern, ich will still weinend dulden; nur thue es nicht aus niedriger Gesinnung, und nicht aus Verdacht gegen ein Herz, das dir ganz angehört; und laß mich den Trost in mein zukünftiges, dem Schmerze geweihetes Leben hinüber nehmen, daß du mich wahrhaft geliebt und dich der edlen Liebe würdig benommen hast. Vielleicht — ach! ich muß

es ja fürchten! — sehe ich dich in diesem Leben nicht wieder: so lebe denn wohl und sei glücklich, wenn du es vermagst! Gedenke zuweilen mit einer Thräne an den, den du ehedem liebtest, und laß mich hoffen, daß ich dich dort, wo alle Hüllen fallen, und sich nichts zwischen liebende Herzen drängt, als die liebende, treue Seele wieder finde, an welcher die meinige ewig mit den Banden der Sehnsucht gekettet seyn wird. — Schreibe mir bald, und entscheide mein Loos!"

Vergebens wartete Heinrich auf eine Antwort von Gertrud, indem ihre Mutter ihr seinen Brief gar nicht mitgetheilt hatte, und die Sache absichtlich in die Länge zu ziehen suchte. Dagegen wurde ihm von den Seinigen gemeldet, daß das Gerücht immer bestimmter behaupte, Gertrud gebe Meiers Bewerbungen Gehör. Jetzt fing er an, in seinem Glauben an die Geliebte zu wanken; wenigstens hielt er es dafür, daß sie von der Verleumdung bestrickt und gegen ihn gänzlich eingenommen sei.

So standen die Sachen, als ihn an jenem Abende Euphrosyne zur Mittheilung zwang. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sie mündlich von der Sache in Kenntniß zu setzen, und that es schriftlich, indem er ihr die dazu gehörigen

Briefschaften übersandte. In seinem Briefe an sie sagte er unter anderm:

„Wie schmerzt es mich, daß die Bosheit eines unwürdigen Menschen Ihren Namen gemißbraucht hat, Unheil zu stiften! Ich hoffe, Sie werden darauf kein Gewicht legen, und die Verleumdung, wie es sich gebührt, verachten. Was wäre so rein, daß nicht das Gift des Argwohns und der Verleumdung es besprützen könnte? Es thut mir nur leid, daß in Gertruds Augen Ihr Bild sich getrübt hat und sie nicht mehr, so wie andere Gefühle, so auch das der Verehrung gegen Sie mit mir theilt.“

Bald darauf ließ ihn Euphrosyne wiederum rufen. Ich habe Sie bitten lassen zu mir zu kommen, sagte sie zu ihm, weil ich nothwendig mit Ihnen reden muß. Zuerst habe ich mich zu entschuldigen, daß ich Ihr Geheimniß meinem Manne mitgetheilt habe: ich hoffe, Sie werden es billigen, da es zu Ihrer und meiner Beruhigung gereicht. Die hämische Verleumdung, wodurch man Ihr Glück zerstört hat, beklagt er sehr, verachtet sie aber gänzlich in Rücksicht seiner und meiner, was um so eher angeht, da Ihre Vaterstadt so entfernt ist und wir dort gänzlich unbekannt sind.

Euphrosyne sagte dieses mit voller Unbefangenheit, welche sie aber nur dadurch gewonnen hatte, daß sie mit sicherm Schamgefühl diesen Weg eingeschlagen, den kitzlichen Punkt derb angefaßt und ihren Mann zum Richter darüber berufen hatte.

Aber, fuhr sie fort, wie können Sie Ihre Gertrud für untreu halten? Nach dem letzten Briefe, den sie an Sie geschrieben, und vermöge ihres ganzen Charakters ist sie dessen durchaus unfähig. Freund! haben Sie so wenig Glauben?

„Innerlich kommt mir ihre Untreue auch gänzlich unwahrscheinlich und unmöglich vor, aber die äussern Zeichen: ihr Stillschweigen, das Gerücht, das von ihrem Hause ausgeht, ich sei ihr untreu, die Zulassung von Meiers Bewerbung —"

„„Aber alles dieses scheint mir das Werk ihrer hinterlistigen Mutter zu seyn, die vielleicht so weit gegangen ist, Ihren Brief zu unterschlagen, jenes Gerücht ausbreitet, und dem armen Mädchen den neuen Bewerber aufdringt.""

„Sollte sie einer solchen Bosheit und Härte fähig seyn? Sie war mir sonst sehr gewogen; freilich hatte sie von Anfang an einen Argwohn —"

„„Sie müssen dieses Gewebe von Lüge zerreißen, und am besten würde das geschehen, wenn

Sie hinreisten. Die persönliche Gegenwart entscheidet in solchen Fällen am besten.““

„Aber wenn mich Gertruds Eltern verächtlich und schimpflich behandelten? Mein Stolz ertrüge das nicht!“

„„Ihr Stolz wird nicht erniedrigt, wenn Sie kommen, Sich wegen einer boshaften Verleumdung zu rechtfertigen.““

Heinrich war bald entschlossen, die Reise zu machen; aber noch ehe er sie antreten konnte, lief ein Brief von Herrn Neuhaus ein, der ihm mit wenigen Worten die Entscheidung brachte, daß seine Verbindung mit Gertrud aufgelöst sey. Diese hatte folgende Zeilen darunter geschrieben:

„Es ist nicht meine Schuld, Herr Melchthal, wenn ich Ihnen das Wort der Treue zurückgebe, und zugleich an Ihre Mutter die Briefe und Geschenke, die ich von Ihnen in Händen habe, zurücksende, so wie ich mir auch die meinigen zurückerbitte. Ich verzeihe Ihnen, und wünsche, daß Sie glücklich seyn mögen.“

Heinrich starrte die geliebten Züge an, die ihm auf eine so kalte, herzlose Weise sein Unglück verkündigten. Er bemerkte nicht, daß Thränen darauf gefallen waren, welche die Kälte des Inhalts Lügen straften. Aus der Betäubung, in welche er versunken war, erwachte er zu den hef-

tigsten Schmerzen. Bisher hatte noch die Hoffnung im Hintergrunde seiner Seele geschlummert, daß er die Geliebte doch nicht verlieren werde; jetzt aber schien der Verlust ganz entschieden zu seyn, und darüber wollte ihm fast das Herz brechen. Am meisten aber schmerzte ihn, daß er nicht nur den Besitz, sondern auch die Liebe und Achtung seiner Geliebten verloren hatte: dieß war ihm ein wahrhaft vernichtendes Gefühl. Doch hatte er den Trost, sich Euphrosynen mittheilen zu können, da sie jetzt ins Geheimniß eingeweihet war.

Diese Freundin erleichterte ihm den Schmerz dadurch sehr, daß sie es ihm wahrscheinlich machte, Gertrud habe jene Absagungszeilen gezwungen geschrieben. Sie machte ihn aufmerksam auf die durch Thränen verwischten Züge; sie bemerkte, daß jene Zeilen, wenn sie aus Gertrud selbst gekommen wären, entweder liebevoller oder heftiger seyn würden, und diese studirte Kälte auf Rechnung ihrer Mutter komme: überhaupt sah sie das ganze Unglück weniger wie ein Mißverständniß, als wie die Frucht eines absichtlich angelegten und durchgeführten Planes an.

Und sie sah recht. Gertrud hatte jene Zeilen theils aus Irrthum, theils aus Zwang geschrieben. Sie stand in der Meinung, Heinrich antworte ihr

nicht, weil man ihr seine Briefe nicht mitgetheilt hatte: und deßwegen war sie allerdings gegen ihn aufgebracht, und gab dem Argwohn Raum; allein wenn sie an ihn geschrieben hätte, so wie es ihr ums Herz war, so würde sie sich beklagt und ihm Vorwürfe gemacht haben. Ihre Mutter aber bearbeitete und quälte sie so lange, bis sie endlich theils aus Gehorsam, theils aus Ermüdung und Verlangen nach Ruhe in die Verzichtleistung auf Heinrichs Hand einwilligte, und jene Zeilen, wie sie ihr die Mutter vorsagte, weinend niederschrieb.

Euphrosyne rieth jetzt unsrem Freunde ab, nach *** zu reisen, weil sie glaubte, er werde sich nur vergeblich bloßstellen, indem ihr Gertruds Mutter zu fest entschlossen zu seyn schien, ihn von ihrer Tochter zu trennen, und ihm daher wahrscheinlich gar nicht den Zutritt zu ihr gestatten würde. Heinrich sah die Sache eben so an, und fügte sich, obschon mit blutendem Herzen, in den entsetzlichen Verlust. Es blieb ihm allein noch der Wunsch, sich bei Gertrud zu rechtfertigen, und sie von dem unglückseligen Wahne seiner Untreue zurückzubringen. Nur sah er kein sicheres Mittel, die Wahrheit an sie gelangen zu lassen. Er schrieb einen Brief an sie, den er seiner Mutter schickte, damit sie ihn wo möglich durch eine Freundin einhändigen ließe. Allein die Mutter

antwortete ihm: sie zweifle, daß solches gelingen werde, zumal da Gertrud nahe daran sei, Meiern das Jawort zu geben.

Wirklich war das arme Mädchen durch die Künste der Mutter auf diesen Punkt gebracht worden. Sie hatte zwar einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diesen Menschen; allein da die Mutter es so sehr wünschte, daß sie ihm ihre Hand gäbe, da es ihr zur Gewohnheit geworden war, ihr zu gehorchen, und ihr betäubtes und abgequältes Herz auf alles Lebensglück Verzicht geleistet hatte: so gab sie sich endlich willenlos hin, und versprach Franzen das Jawort zu geben, wenn man ihr nur noch einen kurzen Aufschub zugestehen wollte.

Fünftes Kapitel.

Die Stimmung, in welcher unser Freund die nun folgende Zeit hinbrachte, unterlassen wir billig zu schildern. Seine Lebensfreude war zerstört, und sein Lebensmuth geknickt. Er hatte bisher alles, was er zu seiner Berufs- und übrigen Bildung gethan, in Beziehung auf seine Liebe und sein gehofftes Lebensglück mit der Geliebten gesetzt, sich mit ihr im Geiste alles des Guten und Schönen gefreut, das er kennen lernte, und gehofft, die Früchte seiner Bestrebungen einst mit ihr zu theilen, so wie er ihr eigentlich Alles schon in seinen Briefen mitgetheilt und es ihr auf die ihrer Fassungskraft angemessene Weise beizubringen gesucht hatte. Er hatte sich dabei herabstimmen und seine Ideen in eine etwas andere Sprache übersetzen müssen; aber gerade dadurch hatte er sie sich klarer gemacht, und gefunden, daß in denselben eine Brauchbarkeit für das Leben liege, die sich auf alle Bildungsstufen erstrecke und für alle Lebensverhältnisse gelte. Jetzt mußte

er nun gleichsam sein ganzes inneres Leben umstimmen, und jene überall sich durchziehende Beziehung zu vergessen und zu verwischen suchen. Es war ihm, wie einem Wanderer, der nach langer Entfernung voll Sehnsucht nach der Heimath eilt, und da ihn in der Nähe derselben die Nacht überfallen, ein durch die Dunkelheit herstrahlendes Licht mit Freuden ins Auge faßt und zum Leitstern nimmt: plötzlich verdeckt ihm ein Hügel dasselbe, und der Weg scheint sich anders wohin zu wenden: der Eilende hält an, überlegt und wählt, und wählt einen falschen Weg, der ihn vom ersehnten Ziele abführt; und er irrt in der Dunkelheit rathlos umher.

In einer solchen Stimmung ist es am besten, etwas Anderes, als das Gewöhnliche, zu treiben, um nicht durch die alte Beschäftigung immer wieder an den Verlust erinnert zu werden. Das Lesen der Dichter wollte ohnehin der trüben Stimmung unsres Freundes nicht zusagen; sein im Innersten erschüttertes und verwundetes Gemüth sehnte sich nach einer ernsteren Nahrung; besonders regte sich in ihm das Bedürfniß nach religiösem Troste: und so las er in seinen Freistunden die Bibel.

Er war von seinem Jugendunterrichte her nur Stückweise und dem geschichtlichen Inhalte

nach mit derselben bekannt; nur das Evangelium Johannis hatte er nach dem Rathe seines Lehrers oft im Ganzen durchgelesen; und er las es jetzt wieder mit einer Erbauung, die er sonst nie verspürt hatte. Sein trostbedürftiges Gemüth sog durstig die sanften Lehren der himmlischen Weisheit und Liebe ein. Besonders las er wiederholt und mit immer neuem Gewinn die Abschiedsreden Jesu an seine Jünger. Wie wohl that seinem Herzen diese Klarheit mitten in der trüben Nacht des äussern Schicksals, diese Ruhe im äussern Kampfe, dieses Siegsgefühl bei dem bestimmten Voraussehen des äussern Untergangs! Hier aber konnte Heinrich einen Rückblick auf seine früheren ästhetischen Studien nicht vermeiden. Die tragische Idee der Erhebung des Gemüths über Leiden und Untergang erschien ihm erst jetzt in ihrer einfachen Größe. Was ihm in den Tragödien unter der lebhaften Bewegung der äussern Handlung nicht immer klar geworden war, vielleicht, weil es dem Dichter selbst nicht klar vorgeschwebt hatte, das sah er hier in ursprünglicher Reinheit.

Also gibt es, rief er aus, eine so innige Verbindung zwischen der Poesie und Religion? Und beide sind wohl im Grunde eins? Die Harmonie des Lebens, welche die Dichtung darstellen will, findet wohl ihre tiefste Grundlage im frommen

Glauben, in welchem aller Zwiespalt aufgehoben und der Friede des Gemüths mit Gott und der Welt hergestellt ist?

Er las die Psalmen, die er auch schon zum Theil kannte, und sah mit Erstaunen, daß es eigentlich weiter nichts, als lyrische Gedichte, dichterische Ergießungen eines fromm bewegten Herzens seien, nur in einer rauhen, kunstlosen Sprache, und mit zum Theil sehr starken Bildern. Er sprach darüber mit dem Prediger, den er zuweilen bei Euphrosyne sah, und dieser rieth ihm, eine neuere, geschmackvollere Uebersetzung davon zu lesen, die er ihm mittheilen wollte. Er las sie, und fand, daß selbst in der Sprache dieser Gedichte eine Kraft und Erhabenheit sei, welche man bei den neueren Dichtern oft vergeblich suche. Das Gefühl, das er fast in allen diesen Liedern ausgesprochen fand, war das tiefste, unerschütterlichste Gottesvertrauen, welches der Seele in allen Kämpfen und Leiden den Frieden und die Ruhe gibt: er fand also auch hier wieder jene Harmonie des Lebens, welche der Poesie und Religion gemein ist. Das Element, in welchem fast alle Psalmen sich bewegen, ist das Volksleben der israelitischen Nation; und Heinrich fühlte das Bedürfniß sich mit der Geschichte derselben näher bekannt zu machen.

Er las deßhalb die historischen Bücher des Alten Testaments; und obgleich ihm die kraftvolle Sprache Luthers sehr gefiel, so fühlte er doch, daß manche Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten darin seyn müßten, und verschaffte sich eine neuere Uebersetzung vom ganzen Alten Testamente. Allein hier stieß er auf Schwierigkeiten, die ihn beunruhigten.

Er war durch den in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht gewöhnt worden, die alttestamentliche Geschichte in einem durchaus übernatürlichen Lichte zu betrachten, die Erzählungen von den Erscheinungen Gottes und der Engel wörtlich zu nehmen, und somit Alles ausser dem Zusammenhange mit der übrigen Menschengeschichte aufzufassen. Jetzt aber kam er mit einer sehr verschiedenen Ansicht hinzu. Es erschien ihm auch hier Vieles in einem dichterischen Lichte. Die Darstellung der Schöpfung gleich zu Anfang machte einen dichterischen Eindruck auf ihn; er sah, ohne es zu wollen, mehr auf die einfach erhabene Form, als die Sache, oder vielmehr auf den hohen Geist, der ihm daraus entgegen wehete, auf den großen Grundgedanken, daß Alles durch Gottes Allmacht sei. Er las weiter, und fand in vielen Erzählungen eine so einfache, kindliche, ächt idyllische Darstellung, in andern so viele

Aehnlichkeiten mit dem homerischen Epos und den ihm bekannt gewordenen heiligen Sagen anderer Völker, daß er an sich selbst irre wurde und zu träumen glaubte. Wenn er bemerkte, daß in diesen Erzählungen die Menschen, abgesehen von dem Dienste des wahren Gottes, ungefähr auf derselben Bildungsstufe mit den homerischen Helden stehen: so konnte er sich nicht des Gedankens erwehren, daß die Gotteserscheinungen in den einen, wie in den andern Sagen, auf die gleiche Weise zu nehmen seien.

Er äusserte dergleichen Gedanken gegen jenen Prediger, und dieser theilte ihm Einiges von den neueren Bibelerklärungen mit.

„Während noch manche Gottesgelehrte, die aber mehr die praktische, populäre Richtung behaupten, bei den alten Ansichten stehen bleiben, suchen Andere eine Ansicht und Erklärung geltend zu machen, welche menschlicher und dem Geiste des Alterthums angemessener ist. Die Einen wollen die historische Wahrheit in den Hauptpunkten halten, sie aber von ihrer wunderbaren Gestalt entkleiden, indem sie behaupten, daß nach dem Geiste des Alterthums das Wunderbare nur eine sinnbildliche Bedeutung habe und nicht wörtlich zu nehmen sei. Die Andern halten diese Erzählungen für weit später aufgezeichnet, als gewöhn-

lich angenommen wird, und glauben, daß sie mündlich fortgepflanzt, und in der Ueberlieferung mit wunderbaren Zusätzen vermehrt und von den spätern Verfassern poetisch behandelt worden seien. Aber diese letztere Ansicht ist zu kühn, und kommt mit dem herrschenden Glauben zu sehr in Widerspruch, als daß sie allgemein werden und allgemeine Billigung finden könnte."

Heinrich merkte sich diese Winke, und fing an, diese verschiedenen Ansichten unter wiederholter Lesung der heiligen Bücher zu prüfen. Er neigte sich sehr zu der zweiten Ansicht hin, welche dem dichterischen Geschmacke am meisten zusagt.

Er fand nach dieser Ansicht dieselben frommen Ideen und Gefühle wieder, die er immer in diesen Erzählungen gefunden hatte, aber im dichterischen Gewande. Mag es wahr seyn oder nicht, dachte er, daß Abraham wirklich so gedacht, empfunden und gehandelt hat; sein Charakter, wie er geschildert ist, macht immer denselben Eindruck auf das empfängliche Gemüth; und hat auch das religiöse Leben, das in dem seinigen dargestellt ist, nicht ganz die geschichtliche Wahrheit, die ihm nach der gewöhnlichen Ansicht zukommt, so fand es doch geschichtlich wahrhaft Statt in dem Gemüthe des Erzählers und im ganzen israelitischen Volke.

Er ließ sich eine Zeit lang in diesen Gedanken fortgehen; aber bald wurde es ihm doch bange dabei, und er gedachte an die Warnung seiner frommen, liebevollen Mutter, sich in Deutschland nicht in seinem Glauben stören zu lassen. Er unterließ daher vor der Hand diese Beschäftigungen mit der Bibel, und ohnehin erhielt sein Gemüth wieder eine neue Anregung und Richtung, wie wir nun erzählen wollen.

Sechstes Kapitel.

Die Bedenkzeit, welche Gertrud von ihrer Mutter erhalten hatte, war verstrichen, und diese drang nun in sie, das Jawort zu geben. Das arme Mädchen zitterte bei dem Gedanken an diesen Schritt, und es war ihr, als wenn sie ein Verbrechen begehen sollte. Sie suchte Rath und Trost bei dem Geistlichen, der sie und Heinrich unterrichtet hatte, und dieser, wie so viele, selbst wohlmeinende und aufgeklärte Geistliche, zu streng auf dasjenige dringend, was nach der herrschenden Meinung als Pflicht gilt, und zu wenig mit den Bedürfnissen des Herzens vertraut, ohne dessen freie Regung die Pflichterfüllung doch nur ein todtes Werk seyn kann, redete ihr zu, das Opfer des Gehorsams zu bringen, indem er ihr Beistand und Kraft von oben verhieß.

Gertrud gab also ihr Jawort, aber mit bebenden Lippen und brechendem Herzen. Sie war ruhig, und lächelte sogar freundlich, aber in ihrem Innern war eine Oede, gleich der Stille des Grabes. Dem leichtsinnigen, herzlosen Bräu-

tigam ward es nicht selten unheimlich an der Seite der schönen Braut, und die Verstellung, mit welcher er ihr Zärtlichkeit und Wärme heuchelte, wurde ihm nicht nur zur Last, sondern versagte ihm auch zuweilen den Dienst.

Bald stellten sich auch bei dem armen Mädchen bedenkliche Zeichen eines angegriffenen körperlichen Zustandes ein, heftiges Herzklopfen, Uebelkeiten und Kopfweh, so daß der Arzt zu Hülfe gerufen werden mußte. Die zarte Lilie war zerknickt, und es fehlte nicht viel, um sie zu brechen.

Da geschah es durch die Sorglosigkeit der Mutter, daß Gertrud den oben angeführten, unterschlagenen Brief Heinrichs an sie in die Hände bekam. Sie sah die an sie lautende Aufschrift, und las ihn.

Welche heftigen Gefühle bestürmten nun aufs neue das mürbe Herz des armen Mädchens! Heinrich unschuldig, noch ganz der liebende, treue Jüngling, mit der Zuversicht des reinen Herzens zu ihr redend; und sie die Argwöhnische, Ungetreue, die den Glauben an sein Herz aufgegeben, das Band zerrissen, die Treue gebrochen hatte, und dieß durch die eben so grausame, als unredliche Hinterlist ihrer Mutter! Welch ein Schmerz, welche Kränkung und zugleich welche Freude!

Eine Last fiel ihr vom Herzen, und eine andere eben so schwere senkte sich wieder darauf. Sie machte sich die heftigsten Vorwürfe, und erschien sich selbst als charakterlos und verächtlich, wenn sie an Heinrich dachte, und sein Betragen mit dem ihrigen verglich; und doch konnte sie wieder alle Schuld auf ihre Mutter schieben, deren Handlungsweise sie unverantwortlich fand. Es kämpfte in ihrem Herzen die aufkeimende Hoffnung mit der Verzweiflung. Konnte Heinrich sie noch lieben, war sie seiner nicht unwürdig geworden? War der Friede beider Familien nicht zu sehr gestört, als daß das Glück der Kinder damit bestehen konnte? Hatte sich ihre Mutter nicht zu sehr vergangen, als daß ihr Heinrich und dessen Eltern je verzeihen konnten? Ach! und dann fühlte sie, daß ihre Gesundheit tödtlich angegriffen, und wenn auch Alles ins Gleiche gebracht wäre, für sie kein Lebensglück mehr zu hoffen sei.

Sie sprach nun mit ihrer Mutter, und offenbarte ihr, daß sie Alles entdeckt habe. Diese gab ihre Reue zu erkennen, um so mehr, da sie seit einigen Tagen von der Aufführung des Bräutigams Dinge in Erfahrung gebracht hatte, welche die Verbindung mit ihm ohne weiteres auflösten.

Das erste, woran Gertrud dachte, war, an Heinrich zu schreiben, und ihn um Verzeihung zu

bitten. Die Mutter willigte ein, machte jedoch die Bedingung, daß ihr begangener Fehler verschwiegen werden müßte. Denn sie konnte sich nicht zu der Höhe edler Seelen erheben, die allein in dem Bekenntniß ihrer Fehler und in der erhaltenen Verzeihung Beruhigung finden. Auch suchte sie es der Tochter auszureden, daß sie zu Heinrichs Mutter gehen, ihr alles entdecken und sie um Verzeihung bitten müßte. Gertrud sah hieraus, daß an eine vollständige Aussöhnung nicht zu denken sei, und leistete auf alles Verzicht ausser der Freude, ihrem geliebten Heinrich Genugthuung zu geben.

Hier ist ihr Brief.

„Wirst du nicht, mein schwer gekränkter Heinrich, mit Unwillen diese Züge meiner Hand erblicken, welche dir jene harten Zeilen schreiben, und sich treulos in eine andere, unwürdige fügen konnte! O höre mich geduldig an, und versage mir nicht deine Verzeihung! Ich war schwer betrogen; dein Brief kam nicht in meine Hand, so wie zwei von mir nicht an dich gelangt sind. Endlich habe ich jenen gelesen, und daraus deine völlige Unschuld erkannt. So wie du dich in diesem Briefe gibst, so bist du, und so hättest du mir immer erscheinen sollen. Ach! ich bin recht schwach und deiner ganz unwürdig gewesen! Wirst

du mir verzeihen können? Durch eine neue Neigung ist mein Herz nicht befleckt worden, wohl aber durch Mißtrauen und Schwäche. Ach! ich bin genug dafür bestraft worden! Was habe ich gelitten, wie ist mein Herz bestürmt und gequält worden! Und noch kann es keine andere Freude fassen, als die, daß du unschuldig bist, und daß ich von einem unwürdigen Bande erlöst bin. O wie danke ich dem Himmel, daß er mir diese Freude gegönnt hat! Du bist unschuldig, dein Herz vergaß nie mich Unwürdige, du hast die treue Liebe bewahrt. O Wonne, zu groß für mein armes Herz, das dadurch wie aufgelöst in Freudenthränen zerfließen möchte! Und Dank dem gütigen Himmel, daß diese Entdeckung noch früh genug kam, um mich von einem Elenden zu befreien, den nun selbst meine arme, verblendete Mutter in seiner Nichtswürdigkeit erkannt hat.“

„Ich fühle es jetzt, daß dein liebendes Herz mir verzeiht, daß es dem meinigen mit der alten Liebe und mit neuer Hoffnung entgegenkommt. Deine Liebe nehme ich an, wenn ich sie auch nicht verdiene; was aber die Hoffnung betrifft, so bitte ich dich, laß uns geduldig warten, ob die Zeit den gemachten Riß heilen kann, und übereile nichts! Ich sehe in deiner Seele den Entschluß keimen, hieher zu kommen und durch

deine Gegenwart die Sache ins Gleiche zu bringen: versprich mir, dieß jetzt noch nicht zu thun; ich habe dazu meine Gründe. Du siehst, ich habe wieder zu dir das alte Zutrauen. Ja, das sei zwischen uns ganz wieder hergestellt, und an dem frohen Bewußtseyn desselben laß uns vor der Hand genug haben. Du bist unschuldig, lieber Heinrich, du verzeihest mir, wir lieben uns, wir vertrauen uns, wie immer: o freue dich mit mir, und laß dir genügen an dieser Freude!"

„Die edle Euphrosyne habe ich auch beleidigt durch meinen Verdacht; aber sie wird der Betrogenen gewiß verzeihen. O könnte ich sie einmal persönlich kennen lernen, und mündlich um Verzeihung bitten! Wie sehr ich sie liebe, so verlangt doch mein Herz, sie noch mehr lieben zu lernen."

„Ich freue mich recht auf einen Brief von dir, mein lieber, lieber Heinrich! Aber dann wollen wir ein wenig mit Schreiben inne halten, und in Geduld der Entwicklung der Dinge harren."

Heinrichs Freude über diesen Brief war groß, und er überließ sich ganz der Wonne über das wiederhergestellte innere Verhältniß mit der Geliebten; aber mit dem Scharfblicke der Liebe erkannte er die Hoffnungslosigkeit, die sich in ihrem Briefe aussprach, und dem Verbote, persönlich

zu erscheinen, hatte er keine Lust zu gehorchen. Indessen überzeugte ihn Euphrosyne, daß Gertrud in Rücksicht auf die Gesinnung ihrer Mutter wohl Grund genug haben möge, diese Reise nicht zu wünschen.

Ihre Geliebte, sagte sie, scheint mir darin ganz richtig zu fühlen, daß Sie beide vor der Hand sich mit der Freude über die gehobene unglückselige Entzweiung der Herzen begnügen sollen. Wie zart und rein fühlt das liebe Kind! Erkennen Sie ganz das Glück, von einem solchen Herzen geliebt zu seyn! Ich wünsche und hoffe, daß der Himmel Ihnen das ganze Glück wiederschenken wird; aber erwarten Sie es mit Geduld und Ruhe.

Heinrich schrieb nun in dem Sinne, wie es Gertrud wünschen konnte, und genoß eine kurze Zeit das ihm beschiedene Maß von Glück. Aber bald wurde er durch die Nachricht erschreckt, welche ihm seine Mutter gab, daß Gertruds Gesundheits-Umstände sehr ernstliche Besorgnisse erregten, indem sich die Zeichen der Auszehrung einstellten. Ihre Mutter war durch die Furcht, das von ihr gemißhandelte Kind zu verlieren, erweicht, und zu dem Schritte bewogen worden, mit dem Melchthalschen Hause sich auszusöhnen, und zu der Wiederanknüpfung der alten Verbindung die Hand

zu bieten, indem sie hoffte, daß die heilende Kraft der glücklichen Liebe sich wirksam erweisen werde; aber leider war dieses nun zu spät. Das kranke Kind freute sich zwar innig über diese Aussöhnung; aber ihre Gesundheit verschlimmerte sich von Tag zu Tage. Die Mutter hatte der Tochter eine Zusammenkunft mit Heinrich versprochen; da sie aber nach dem Rathe des Arztes die Kranke ins Emser Bad zu führen eilen mußte, so konnte diese Zusammenkunft nur an diesem Orte Statt finden. Der Arzt zweifelte, daß eine solche Gemüthsbewegung für die Genesung der Kranken heilsam seyn werde; da es aber die Mutter hoffte, und die Tochter nach dem Wiedersehen des Geliebten verlangte: so wurde die Zusammenkunft beschlossen.

Heinrich erhielt einen Brief von Gertrud, worin sie ihn nach dem Bade Ems einlud, und unter anderm sagte:

„Ich hoffe nichts mehr auf dieser Welt, und freue mich auf nichts mehr, als dich wieder zu sehen, mein geliebter Heinrich! Und hoffe auch du nichts mehr in Beziehung auf mich! Aber komme auch nicht in heftigem, trostlosem Schmerze, und verbittere mir nicht die letzte Lebensfreude! Sei fromm und sanft und gut, lieber Heinrich!

so will ich dich auch noch zuletzt recht innig und zärtlich lieben!"

Der Brief enthielt noch den Wunsch, daß Euphrosyne die Reise nach Ems mitmachen möchte, indem die Kranke gar sehr verlangte, sie kennen zu lernen.

Aehnlichkeiten mit dem homerischen Epos und den ihm bekannt gewordenen heiligen Sagen anderer Völker, daß er an sich selbst irre wurde und zu träumen glaubte. Wenn er bemerkte, daß in diesen Erzählungen die Menschen, abgesehen von dem Dienste des wahren Gottes, ungefähr auf derselben Bildungsstufe mit den homerischen Helden stehen: so konnte er sich nicht des Gedankens erwehren, daß die Gotteserscheinungen in den einen, wie in den andern Sagen, auf die gleiche Weise zu nehmen seien.

Er äusserte dergleichen Gedanken gegen jenen Prediger, und dieser theilte ihm Einiges von den neueren Bibelerklärungen mit.

„Während noch manche Gottesgelehrte, die aber mehr die praktische, populäre Richtung behaupten, bei den alten Ansichten stehen bleiben, suchen Andere eine Ansicht und Erklärung geltend zu machen, welche menschlicher und dem Geiste des Alterthums angemessener ist. Die Einen wollen die historische Wahrheit in den Hauptpunkten halten, sie aber von ihrer wunderbaren Gestalt entkleiden, indem sie behaupten, daß nach dem Geiste des Alterthums das Wunderbare nur eine sinnbildliche Bedeutung habe und nicht wörtlich zu nehmen sei. Die Andern halten diese Erzählungen für weit später aufgezeichnet, als gewöhn-

lich angenommen wird, und glauben, daß sie mündlich fortgepflanzt, und in der Ueberlieferung mit wunderbaren Zusätzen vermehrt und von den spätern Verfassern poetisch behandelt worden seien. Aber diese letztere Ansicht ist zu kühn, und kommt mit dem herrschenden Glauben zu sehr in Widerspruch, als daß sie allgemein werden und allgemeine Billigung finden könnte."

Heinrich merkte sich diese Winke, und fing an, diese verschiedenen Ansichten unter wiederholter Lesung der heiligen Bücher zu prüfen. Er neigte sich sehr zu der zweiten Ansicht hin, welche dem dichterischen Geschmacke am meisten zusagt.

Er fand nach dieser Ansicht dieselben frommen Ideen und Gefühle wieder, die er immer in diesen Erzählungen gefunden hatte, aber im dichterischen Gewande. Mag es wahr seyn oder nicht, dachte er, daß Abraham wirklich so gedacht, empfunden und gehandelt hat; sein Charakter, wie er geschildert ist, macht immer denselben Eindruck auf das empfängliche Gemüth; und hat auch das religiöse Leben, das in dem seinigen dargestellt ist, nicht ganz die geschichtliche Wahrheit, die ihm nach der gewöhnlichen Ansicht zukommt, so fand es doch geschichtlich wahrhaft Statt in dem Gemüthe des Erzählers und im ganzen israelitischen Volke.

Er ließ sich eine Zeit lang in diesen Gedanken fortgehen; aber bald wurde es ihm doch bange dabei, und er gedachte an die Warnung seiner frommen, liebevollen Mutter, sich in Deutschland nicht in seinem Glauben stören zu lassen. Er unterließ daher vor der Hand diese Beschäftigungen mit der Bibel, und ohnehin erhielt sein Gemüth wieder eine neue Anregung und Richtung, wie wir nun erzählen wollen.

Sechstes Kapitel.

Die Bedenkzeit, welche Gertrud von ihrer Mutter erhalten hatte, war verstrichen, und diese drang nun in sie, das Jawort zu geben. Das arme Mädchen zitterte bei dem Gedanken an diesen Schritt, und es war ihr, als wenn sie ein Verbrechen begehen sollte. Sie suchte Rath und Trost bei dem Geistlichen, der sie und Heinrich unterrichtet hatte, und dieser, wie so viele, selbst wohlmeinende und aufgeklärte Geistliche, zu streng auf dasjenige dringend, was nach der herrschenden Meinung als Pflicht gilt, und zu wenig mit den Bedürfnissen des Herzens vertraut, ohne dessen freie Regung die Pflichterfüllung doch nur ein todtes Werk seyn kann, redete ihr zu, das Opfer des Gehorsams zu bringen, indem er ihr Beistand und Kraft von oben verhieß.

Gertrud gab also ihr Jawort, aber mit bebenden Lippen und brechendem Herzen. Sie war ruhig, und lächelte sogar freundlich, aber in ihrem Innern war eine Oede, gleich der Stille des Grabes. Dem leichtsinnigen, herzlosen Bräu-

zu bieten, indem sie hoffte, daß die heilende Kraft der glücklichen Liebe sich wirksam erweisen werde; aber leider war dieses nun zu spät. Das kranke Kind freute sich zwar innig über diese Aussöhnung; aber ihre Gesundheit verschlimmerte sich von Tag zu Tage. Die Mutter hatte der Tochter eine Zusammenkunft mit Heinrich versprochen; da sie aber nach dem Rathe des Arztes die Kranke ins Emser Bad zu führen eilen mußte, so konnte diese Zusammenkunft nur an diesem Orte Statt finden. Der Arzt zweifelte, daß eine solche Gemüthsbewegung für die Genesung der Kranken heilsam seyn werde; da es aber die Mutter hoffte, und die Tochter nach dem Wiedersehen des Geliebten verlangte: so wurde die Zusammenkunft beschlossen.

Heinrich erhielt einen Brief von Gertrud, worin sie ihn nach dem Bade Ems einlud, und unter anderm sagte:

„Ich hoffe nichts mehr auf dieser Welt, und freue mich auf nichts mehr, als dich wieder zu sehen, mein geliebter Heinrich! Und hoffe auch du nichts mehr in Beziehung auf mich! Aber komme auch nicht in heftigem, trostlosem Schmerze, und verbittere mir nicht die letzte Lebensfreude! Sei fromm und sanft und gut, lieber Heinrich!

so will ich dich auch noch zuletzt recht innig und zärtlich lieben!“

Der Brief enthielt noch den Wunsch, daß Euphrosyne die Reise nach Ems mitmachen möchte, indem die Kranke gar sehr verlangte, sie kennen zu lernen.

Siebentes Kapitel.

So sollte also Heinrich seine Gertrud wiedersehen, und liebend und geliebt, aber als eine Kranke, eine Sterbende! Armer Jüngling! dich erwartet eine schwere Prüfung! Die Rose deiner Jugendliebe hat ein kalter Sturm angewehet, und Regenschauer sind über sie hingegangen; und nun, da der Sturm vorüber ist, und die Sonne wieder hervortritt, findest du die rothe Rose der Liebe in die weiße des Grabes verwandelt; und es ist die Abendsonne, die sie mit dem Rothe der Schwermuth bemalt! Dein jugendliches Herz, das mit der Wärme der Liebe das Leben und mit strebender Lebenslust die Liebe umfaßte, soll nun seine reinsten, edelsten Gefühle vom Leben losreißen und dem Grabe zuwenden! Noch ehe du die Laufbahn des Lebens betreten und die Kraft deines Strebens erprobt hast, sollst du auf die Höhe desselben treten, von wannen die Lebensmüden hinüber schauen in das Land der ewigen Hoffnung! — Aber so sehr ist ein jugendliches Herz dem Leben

zugewandt, daß unser Freund mitten unter den Sorgen und den Gefühlen der Wehmuth sich oft der Hoffnung und dem Verlangen überließ, und ihm eher das Bild der blühenden Braut, als des blassen Opfers des Todes vorschwebte.

Euphrosyne war sehr geneigt, die Reise zu unternehmen, um so mehr, da sie damit das Wiedersehen ihrer Mutter gewinnen konnte. Diese sollte sie begleiten, da ihr Mann nicht mitreisen konnte. Er begleitete sie und Heinrich nur bis an den Ort, wo die Mutter eintraf, und ging dann wieder zurück, während die drei die Reise nach Ems fortsetzten.

Sie trafen Gertrud und ihre Mutter schon an; aber die Reise und die ersten Bäder waren der Kranken nicht gut bekommen, und der Arzt gab ihr nicht viel mehr Zeit zu leben. Als er hörte, welche Zusammenkunft und durch diese welche Gemüthsbewegung ihr bevorstand, fürchtete er, daß der zarte Lebensfaden dadurch noch eher abgerissen werden möchte.

Man fand es am angemessensten, daß Euphrosyne zuerst der Kranken vorgestellt würde, um sie dadurch auf die stärkere Gemüthsbewegung vorzubereiten.

Sie fand Gertrud in einem Lehnstuhle sitzend und unvermögend aufzustehen. Das sonst blühende

Mädchen sah blaß und abgezehrt aus; als aber Euphrosyne eintrat, flog ein leichtes Roth über ihre zarten Wangen, und ihr blaues Auge lächelte seelenvoll.

Seyn Sie mir willkommen, verehrte Frau! So sehe ich denn noch in diesem Leben die edle Gestalt derjenigen, von der mir mein Heinrich so viel Gutes und Schönes geschrieben, und deren Bild ich mir in meiner Phantasie zusammen zu setzen suchte!"

„„Ihr Freund wird zuviel Gutes von mir geschrieben haben, aber zuviel wenigstens nicht von der Liebe, die ich zu Ihnen trug, seit ich Sie aus seinen Schilderungen kannte. Könnte ich nur Gelegenheit finden, Ihnen meine Liebe zu beweisen!""

„Sie haben Sie mir schon bewiesen, indem Sie mir zu Gefallen diese weite Reise gemacht haben; und nun habe ich noch andere Bitten um Beweise Ihrer Liebe auf dem Herzen: zuerst, daß Sie mir verzeihen. —"

„„O schweigen Sie, liebes Kind, davon, und trüben Sie diese schöne Stunde nicht durch solche Erinnerungen! Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen.""

„An der Pforte der Ewigkeit bedarf man der Verzeihung derer, die man beleidigt hat, so wie der

Vergebung Gottes; und ich habe Sie durch unwürdiges Mißtrauen beleidigt. Reichen Sie mir die Hand zum Zeichen, daß Sie mir verzeihen!“

Euphrosyne reichte sie ihr.

„Sodann bitte ich Sie, daß Sie meinen Heinrich trösten, und ihm ferner mit Ihrer Freundschaft, Ihrem Rathe und Ihrer Leitung beistehen. Er ist gut und verständig, aber an Ihrer Hand wird er noch sicherer den Weg der Tugend und Weisheit wandeln. Besonders versprechen Sie mir, daß Sie ihn dazu ermuntern wollen, sich einst wieder eine würdige Lebensgefährtin zu suchen, und sich nicht einem trostlosen Schmerze hinzugeben.“

„„Er wird den Gedanken daran sobald nicht fassen.““

„Er muß ihn fassen, und möge ihm dann ein würdiges Mädchen erscheinen! Ich war seiner nicht würdig, und schätze mich glücklich genug, daß ich seinen Jugendtraum verschönt habe.“

„„Die Demuth ist ein Eigenthum schöner Seelen.““

„Nein! ich sehe es wohl, es liegt zu viel Großes und Schönes in ihm, als daß ich ihm überall hätte hinfolgen können. Gott hat es so gefügt, daß die Liebe zu mir zuerst sein Herz aufschließen, er aber dann etwas Höheres kennen lernen sollte.“

Sie schwieg, und heftete eine Zeitlang mit Wohlgefallen ihr Auge auf Euphrosynen, so wie auch diese sie mit den Blicken der Liebe und Wehmuth betrachtete.

„Wie freue ich mich, daß ich Sie noch in diesem Leben kennen lernte! Es ist mir, als begegne mir schon hienieden ein Engel des Himmels, um mich hinüber zu geleiten; aber besser, er bleibe meinem Heinrich zur Seite: so verlasse ich ihn mit beruhigter Seele.“

Sie sank erschöpft zurück, und lispelte Euphrosynen ein Lebewohl zu, welche ihre Thränen nicht mehr zurückhaltend, aus dem Zimmer wankte.

Sie traf den harrenden Heinrich, und sagte zu ihm: Armer Freund! wie viel verlieren Sie! Wie schön und wie lieblich muß sie gewesen seyn, und wie himmlisch verklärt ist ihre Seele! Bezähmen Sie Ihren Schmerz, um Sich ganz dem heiligen Eindrucke hinzugeben, den Ihr Herz empfangen wird.

Nach einer Stunde wurde er hineingerufen. Er eilte auf sie zu, fiel vor ihr nieder, und ergriff ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte, indem er stumm zu ihr aufblickte und an ihrem Auge hing. Beide konnten lange keine Worte finden.

Guter Heinrich! lispelte sie endlich: sehe ich dich wieder? Gott sei gelobt! So hat mein Traum

doch nur zur Hälfte Recht: ich versinke in den Blumen, den Blumen himmlischer Liebe, aber du bist an meiner Seite, und sagst mir Lebewohl! — Komm, steh auf, und setze dich zu mir.

„Nein, Gertrud! du darfst mich nicht verlassen, du mußt leben zu meinem Glücke, zum Heil und Frieden meiner Seele!“

„„Glücklich wirst du schon wieder werden, und gut und fromm wirst du bleiben, ja es noch mehr werden, wenn du stets an deine abgeschiedene Geliebte denkst, und dein Herz zum Himmel wendest. Mein früher Tod lehre dich, wie nichtig und vergänglich alles Irdische ist; erhebe dein Herz zur himmlischen Liebe, dann bleiben wir ewig vereint.““

„Ach! Gertrud! nimm mich mit! Zieh mich dir nach mit den Banden himmlischer Sehnsucht! Sollte es nicht möglich seyn, daß die Seligen ihre Geliebten früher zu sich emporheben? Was soll mir das Leben? Es ist ohne Werth, wenn du es nicht mit mir theilest!“

„„Nein, lieber Heinrich! empöre dich nicht wider Gottes heiligen Willen, der dich noch dazu bestimmt hat zu leben für die Deinigen und für die Welt! Versprich mir, dich nicht trostlos zu härmen! Benetze mein Grab mit deinen Thrä-

nen, aber dann trockne dein Auge, und blicke muthig ins Leben! Versprich mir das!""

„Ich will es versuchen; dein Wunsch soll mir ein heiliges Vermächtniß seyn."

„„Und nun laß uns noch diese Augenblicke benutzen, uns recht des Wiedersehens zu freuen! Du lieber, lieber Heinrich! Wie männlich schön bist du geworden, wie hast du dich an Körper, wie an Geist, so schön entwickelt! Ach! wie liebe ich dich, vielleicht zu viel für eine Sterbende, die sich zum Himmel bereiten soll. Aber ich liebe dich ohne Eigennutz, ich freue mich, daß du so bist, wie du bist, freue mich um der Welt willen, zu deren Freude dich Gott so geschaffen! — Es war ein schöner Traum, der Traum unsrer Liebe! Unsre Herzen hingen so innig an einander! Habe Dank, guter Heinrich, für deine Liebe und deine Nachsicht, mit der du meine Schwachheit trugst! — O sage mir noch einmal, daß du mich liebst, obgleich ich es recht gut weiß!""

„Ich liebe dich mehr, als mein Leben, ich liebe dich bis an mein Grab, und Sehnsucht nach dir wird der Grundton meines Lebens seyn! O du lieblicher Engel, herabgesandt, mich die reinste Liebeswonne und den süßesten Liebesschmerz zu lehren, du Himmelslilie, auch noch im Entblät-

tern schön! —“ Er streckte mit glühendem Verlangen seine Arme aus, und umfing sie.

Eine Purpurröthe bedeckte ihre zarten Wangen, sie schloß ihn an ihr Herz, drückte ihn dann aber sanft hinweg, und sagte: Du heftiger, lieber Jüngling! Wie hast du mich erschüttert! So umfängt man nicht eine Sterbende! Liebe mich, aber wie die Engel lieben! — Ihre Stimme stockte, und sie winkte ihm zu gehen, indem sie ihm die Hand reichte.

Darf ich dich nicht mehr sehen? seufzte er.

„Vielleicht noch einmal — und dann dort oben! Lebe wohl, lieber, guter Heinrich!“

Er sah sie nicht wieder. Eine Schwäche befiel sie nach seinem Weggange, und hielt sie gefangen, bis sie einschlummerte. Nachdem die Mutter ihr die Augen zugedrückt, brachte sie Heinrichen und Euphrosynen die Nachricht. Er wollte sie sehen. Euphrosynens Mutter war der Meinung, daß man dieß nicht zugeben dürfe; es werde ihn zu sehr erschüttern, das Bild des Todes sich zu fest in seine Seele prägen. Aber Euphrosyne sagte: Er hat die Kraft, dem Tode ins Angesicht zu sehen, und es wird ihm wohl thun: lassen wir ihn!

Sie ging mit ihm hinein ans Bett der Entschlafenen. Da lag sie, ein liebliches Bild des

Todes, der Ruhe nach ausgekämpftem Lebenskampfe, des Schlummers nach einem heißen Tage, gleich der Blume der Camelia, die abgefallen noch die volle Schönheit behaüptet.

Heinrich sah sie ruhig an, ohne Thränen. Ein sanfter, heiliger Schmerz durchdrang ihn. Er ergriff ihre Hand, und küßte sie; er drückte einen Kuß, auf ihre schöne, weiße Stirne; und dann stand er wieder, und betrachtete sie.

Euphrosyne legte die Hand auf seine Schulter, und sagte: Recht so, mein Freund! Prägen Sie das Bild dieser seligen Ruhe in Ihr Herz, und es begleite Sie durch das Leben! Sie nahm dann seine Hand und führte ihn hinweg.

Euphrosynens Mutter rieth zur schnellen Abreise, aber Heinrich wollte der Geliebten noch das letzte Opfer bringen. Er wohnte ihrem Begräbnisse bei, und streuete die Blumen, womit man den Sarg geziert hatte, in ihr Grab. Als die Erdschollen auf den Sarg fielen, ergriff ihn ein unendlicher Schmerz, und Dunkel umwölkte sein Auge. Aber er ging ruhig an Euphrosynens Arm zurück.

Achtes Kapitel.

Der Tod hat für ein kräftiges Gemüth etwas Erhebendes und Heiligendes. Der Verlust, den er bringt, nimmt die innerste Kraft der Seele in Anspruch: während die irdische Lebensfreude erstirbt, erwacht das höhere, unsterbliche Lebensgefühl, welches dem Tode trotzt. Der Verlust einer Geliebten hat besonders eine heiligende Kraft: aus der Asche der irdischen Liebe erblüht die unverwelkliche Blume der himmlischen.

Heinrich war ganz dazu fähig, sein Schicksal in diesem Sinne zu tragen und die heilsamen Früchte desselben zu genießen. Er war weich und wehmüthig, hatte aber Kraft genug, seinem Schmerze zu gebieten. Insgeheim labte er sich an dem Ergusse sanfter Thränen; aber in Gesellschaft seiner Begleiterinnen überließ er sich nur einer sanften Schwermuth, welche für sie eher wohlthuend als drückend war. Er willigte gern in ihren Vorschlag, an den schönen Ufern des Rheines hinabzureisen, und war selbst nicht unempfindlich gegen die landschaftliche Schön-

heit, welche seinen Blicken begegnete, nur daß ihn dabei manchmal eine Thräne überraschte.

Nach seiner Zurückkunft nach * * * *, warf er sich mit der alten Kraft in die Arbeit, obschon ihn dabei nicht mehr der Gedanke ermuthigte, daß er sich dadurch dazu vorbereite, einst für seine Gertrud zu arbeiten. Er that es aus Pflicht und aus dem Gefühle, daß eine regelmäßige Beschäftigung am besten die Ertragung eines schweren Leidens erleichtere.

Seine Seele war ganz von dem Gedanken an das Wiedersehen der Geliebten in einer bessern Welt erfüllt, und seine Freistunden widmete er anfangs allein der Beschäftigung mit diesem Gedanken. Welches ist der Zustand der Seele nach dem Tode? Bleibt ihr die Erinnerung dieses Erdenlebens? Hat sie Kenntniß vom Zustande und Schicksale der Hinterbliebenen? Kann und darf sie sich mit ihnen freuen und betrüben? Diesen und ähnlichen Fragen hing er nach. Er rief sich alle Lehren der Religion zurück, die ihm darüber waren mitgetheilt worden, und suchte sie zu ordnen und genauer zu bestimmen. Er las alles darüber, was ihm Aufklärung versprach, und fragte auch jenen Prediger um Belehrung.

Er gewann als Frucht dieser Bemühungen die Ueberzeugung, daß die abgeschiedenen Seelen in

einer Art von Lichtkörper diese kalte, dunkle Erde verlassen, und auf einen bessern Stern, dessen Natur lichter und vollkommner ist, zu wohnen kommen, wo sie ein verklärtes Leben führen. Er schwärmte gern in diesen Vorstellungen, und sah seine Gertrud als verklärte Lichtgestalt über Fluren hinschweben, welche mit lichtstrahlenden Blumen prangten. Seine Einbildungskraft suchte bei der Wissenschaft Hülfe, und er machte sich mit der Sternkunde etwas bekannt. Eine Zeitlang trug er sich mit der Annahme, daß vielleicht die Sonne, als Lichtkörper, der Ort sei, wohin die lichten Naturen, welche diese Erde verlassen, sich aufschwingen. Da erschreckte ihn aber die Beobachtung der Sternkundigen, von welcher er Kenntniß erhielt, daß sich in der Sonne Flecken zeigen, welche bald größer, bald kleiner sind. Ach! dachte er, ist auch dort oben Wechsel von Licht und Finsterniß, von Wachsen und Schwinden und vielleicht auch von Freude und Schmerz? Er hatte sich seine Gertrud dort oben selig, in ungetrübtem Lichte gedacht; und nun schauderte er vor dem Gedanken, daß sie auch dort einem Kampfe unterworfen sei.

Er suchte in diesen Zweifeln Trost bei seinem alten Lehrer in seiner Vaterstadt, und bat ihn um Belehrung. Dieser schrieb ihm ungefähr Folgendes.

„Die Lehre der Schrift ist, daß die Seelen der Abgeschiedenen in den Himmel kommen zu Gott und Christo; auch lehrt sie eine Auferstehung der Leiber, welche bei der Zukunft Christi zu seinem Reiche erfolgen soll. Sie ist in diesem Stücke nicht so klar und bestimmt, wie in andern Glaubenslehren. Sie sagt uns nicht, wo der Himmel ist und welch ein Zustand die Seligen erwartet; sie spricht bloß vom ewigen Leben und von einer großen Herrlichkeit desselben; sie befriedigt nicht die Fragen der Sehnsucht nach einem Wiedersehen, obschon dieses zwischen Christo und den Seinigen bestimmt verheißen wird. Das Alles ist gewiß nicht ohne weise Absicht. Wir sollen über diese Sache, die wir schlechterdings nicht begreifen, nichts wissen, sondern allein glauben; das jenseitige Land ist für uns in Dämmerung gehüllt, damit wir Demjenigen, der uns geschaffen und über Leben und Tod entscheidet nach seiner Allmacht und seinem Wohlgefallen, vertrauen und in diesem Glauben getrost hinüber blicken in das geheimnißvolle Dunkel. Hören Sie auf zu grübeln, lieber Freund, und lassen Sie diese neuern Hypothesen über Ort und Art der Unsterblichkeit, die nicht in der Schrift gegründet sind! Halten Sie Sich an diese und an die Worte unsers Heilandes, welcher gesagt hat:

„Die Auferstandenen werden gleich den Engeln Gottes seyn im Himmel,“ und somit alle diese mehr oder weniger irdischen Vorstellungen abweist. Vertrauen Sie Ihrem Schöpfer, der die edle Seele, die er Ihnen eine kurze Zeit zur Geliebten gab, in seine Liebesarme zurückgenommen hat, und sie wohl aufgehoben haben wird. Erheben Sie Sich über alle Fragen und Zweifel, die Ihnen der Verstand aufwerfen mag, der uns dazu gegeben ist, das Irdische zu fassen, aber das Himmlische nicht begreifen kann! Erheben Sie Sich zum Glauben, der allein die Seele ruhig und selig macht; und wenden Sie Sich im Gebete zu Gott, daß er Ihnen die Kraft desselben verleihe! Das Gebet, mein Freund, vermag mehr, als alles Nachdenken; es verleihet den Frieden Gottes, welcher höher ist, als alle Vernunft. Und diesen wünsche ich Ihnen, um diesen flehe ich für Sie zu Gott.“

Heinrich war tief gerührt von dieser wohlmeinenden, herzlichen Ermahnung, und befolgte sie auf der Stelle unwillkürlich, indem sein Herz eben dadurch in die Stimmung des Gebets gesetzt worden war. Wehmuth ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er sogar mit seiner Einbildungskraft von seiner geliebten Gertrud scheiden, und allen Vorstellungen von ihrem jetzigen Zustande entsagen sollte. „Also nur mein Herz soll bei ihr bleiben

mit dem tiefsten, reinsten Gefühle der himmlischen Liebe. O so erhebe es denn, himmlischer Vater, empor zu dir und ihr, die bei dir ist, und laß ihm genügen an dem Glauben und der Hoffnung, daß sie bei dir ist und in deinen Liebesarmen ruhet, und daß auch ich einst zu dir und ihr zurückkehre! Gib mir Kraft, den ungestümen Drang der Sehnsucht zu bezwingen, und laß mich, indem ich der irdischen Liebe entsage, fest und unwandelbar die himmlische bewahren!“

Er theilte Euphrosynen seine Gedanken über diesen Punkt und auch den Brief seines Religionslehrers mit.

So denkt, sagte sie, auch Jean Paul über die Sache; auch er hält nichts von der Wanderung der Seelen durch die Gestirne, und zieht den alten christlichen Glauben an ein seliges Seyn bei Gott vor. Lesen Sie doch das Campaner Thal! Ueberhaupt finden sich in allen seinen Schriften so viel herrliche Andeutungen über Tod und Unsterblichkeit, daß ich, als ich mein Kind betrauerte, nirgends lieber, als bei ihm Trost gesucht habe.

Heinrich las diese Schrift mit großem Vergnügen, und bewunderte darin zugleich den philosophischen Tiefsinn und die Zartheit und Tiefe des Gefühls. Er las nach und nach alle Schriften dieses Dichters, und fühlte und lebte sich

ganz in ihn hinein. Wie wohl that diese zarte Gefühligkeit, diese sanfte, wehmüthige Schwärmerei, diese Innigkeit der Liebe seinem verwundeten Herzen, wie begierig faßte er alle jene sinnreichen und gefühlvollen Beziehungen auf Tod und Unsterblichkeit auf! Thränen entströmten seinen Augen, und doch mußte er gleich wieder lächeln, wenn die Laune des Dichters ins Komische überschweifte. Für dieses gewann er immer mehr Geschmack, und hätte es sich nicht gern nehmen lassen; er fand es nothwendig in der Verbindung mit dem Rührenden.

Ueber diesen Punkt war Euphrosyne nicht mit ihm einig. Sie duldete das Komische bloß, fand aber keinen Geschmack daran. Ich möchte mir eine gereinigte Ausgabe von Jean Pauls Werken wünschen, sagte sie, aus welcher alles Komische zugleich mit dem überhäuften Witze ausgemerzt und nur das reine Gold des Gemüthlichen gesammelt wäre; jedoch nicht einen solchen Auszug, wie man schon hat, sondern die Werke, die Erzählungen, selbst ganz unverstümmelt, nur von allem, was nicht zur Sache gehört, befreit.

„Ich kann mir es wohl erklären, daß Sie so denken, und mit Ihnen so viele, vielleicht alle Frauen; aber ich muß den Dichter in Schutz nehmen, und möchte mir auch kein Jota von ihm rau-

ben lassen. Ja, ich hoffe Sie von meiner Ansicht zu überzeugen, und zu meinem Geschmacke zu bekehren."

„Das Wehmüthige oder Elegische, das in Jean Pauls Schriften vorherrscht, ist durchaus mit dem Komischen verwandt. Beiden liegt das Gefühl der Unvollkommenheit dieser Welt zum Grunde; es kommt aber im Wehmüthigen mit Thränen oder einer sanft-schmerzlichen Rührung, und im Komischen mit Lachen zum Vorschein. Es ist in Beiden ein gebrochenes Licht der Schönheit, nicht der reine, ungetrübte Glanz derselben. Selbst wenn Jean Paul die glückliche Liebe schildert, so spielt gewöhnlich das Elegische, die Erinnerung an die Vergänglichkeit und Unbeständigkeit dieses Lebens, mit hinein, oder wenigstens wird die Sehnsucht des Lesers nach einem so seltenen, für ihn entweder vergangenen oder erst noch gehofften oder unmöglichen Glücke erregt; Sehnsucht ist aber auch ein Gefühl der Entbehrung, der Unvollkommenheit. Im Komischen wird gewöhnlich die Thorheit und Verkehrtheit der Menschen auf eine lächerliche Weise dargestellt. Sowohl im Wehmüthigen als im Komischen erhebt sich die Seele über das Unvollkommene: im ersten durch die Anschauung oder Ahnung der Vollendung, im zweiten

durch das Lachen, welches erheitert; Erheiterung aber ist Erhebung.“

„„Es mag wahr seyn, was Sie da sagen; aber wir Frauen weinen lieber, als daß wir lachen.““

„Sie nehmen Alles von der Seite des Herzens, während beim Lächerlichen der Verstand und die Einbildungskraft thätig sind, und das Mißverhältniß so auffassen, daß dadurch ein lächerlicher Contrast entsteht. Allein alles nur von Seiten des Herzens aufzufassen ist einseitig und eintönig, und immer in der Stimmung der Wehmuth und Sehnsucht zu seyn ermüdet. Durch das Ueberfließen des Elegischen ins Komische wird eine harmonische Mischung hervorgebracht, und eine solche Stimmung erzeugt, durch welche man sich über das, was uns mangelt und drückt, wahrhaft erhebt und eine wohlthuende Freiheit gewinnt. In der Rührung ist noch etwas Drückendes und Niederziehendes: man begehrt, vermißt, sehnt sich und ist eigennützig; im Lachen aber geht aller Eigennutz und alle Befangenheit unter.“

Heinrich schlug nun Euphrosynen vor, daß er ihr Einiges von Jean Paul vorlesen und dabei versuchen wolle, ihr am Komischen Geschmack beizubringen. Und es gelang ihm. Sein Vortrag wußte eine gewisse Gleichförmigkeit in das schein-

bar Verschiedenartige zu bringen; in das Rührende legte er etwas Launiges, und in das Komische etwas Gutmüthiges und Weiches: und so behagte letzteres dem weiblichen Gaumen mehr.

Aber noch immer stieß sich Euphrosyne an die Ueberhäufung und gelehrte Schwierigkeit des Witzes; und nicht selten mußte der Vorleser inne halten, um ihr das Unverständliche zu erklären; und er selbst verstand Manches nicht.

Nun sehen Sie, sagte sie: wozu dient nun ein Witz, den man nicht versteht, wenn man nicht alle Gelehrsamkeit in sich vereinigt?

„Mich stört es nicht, wenn ich das Eine oder Andere nicht verstehe. Das Spiel des Witzes selbst schon, abgesehen von dessen Bedeutung, erfreut mich, weil sich darin die Laune offenbart. Sie schwebt über das Leben hin, indem sie das Entfernteste vergleicht, und erhebt so über das Leben; sie gewinnt dem Einen eine rührende, dem Andern eine lächerliche Seite ab, läßt die Verwandtschaft von Allem ahnen, und versetzt dadurch die Phantasie in ein wohlthuendes, erheiterndes Spiel. Wenn ich von mehreren Vergleichungen nur eine verstehe, so bin ich befriedigt und in die Stimmung versetzt, in welcher der Dichter mit umfassenderem Blicke mehrere entdeckte.“

„„Aber ist das Zuviel nicht überall unschön, weil es das Maß überschreitet und ermüdet?““

„Ja, aber die launige Dichtung hat ein anderes Maß, als die ernste, einfach darstellende. Die Laune will nicht bloß die Dinge ausser sich, sondern auch sich selbst darstellen, und so darf sie sich gehen lassen, abschweifen, muthwillig und übermüthig werden und in ihrer Fülle schwelgen. Die darstellende Dichtung darf nur so viel sagen, als nöthig ist, um den Gegenstand in sein eigenes Licht zu stellen; die Laune aber spielt mit ihm, nimmt ihn auf ihre Fittige und wiegt ihn auf denselben.“

„„Nun Sie sind ein Leser, wie einen solchen der Dichter sich wohl wünschen mag, wenn nicht eingenommen, doch so hingebend und liebend, daß Sie vor lauter Liebe nicht zum Tadel kommen können. Aber der liebevolle Dichter verdient solche Leser! — So werden Sie ihn wohl auch gegen den Vorwurf des Manierirten zu vertheidigen wissen?““

„Ja seine Schreibart ist manierirt, allein der launige Dichter darf eine Manier haben, wenn dieß nicht sogar nöthig ist. Die darstellende Dichtung muß ohne Manier seyn, weil sie die Dinge in ihrer eigenen Gestalt vorführen und die Rede darnach einrichten muß; aber die Laune

gibt sich zugleich selbst, und kann daher in einer eigenthümlichen Art erscheinen; ja, diese eigenthümliche Art erleichtert es dem Leser, sich in die launige Stimmung zu versetzen. Kaum vernimmt man den besondern Ton, so ist auch gleich die Stimmung da. Die Manier Jean Pauls ist übrigens keine andere, als die witzige, mit Gegensätzen und Vergleichungen spielende, durch schnelle Wendungen überraschende Schreibart; und ich wüßte keine, die seiner Laune angemessener wäre."

Nach und nach theilten sich Heinrich und Euphrosyne ihre Urtheile über die verschiedenen Werke des Dichters mit. Euphrosyne zog besonders den Hesperus vor, Heinrich aber den Siebenkäs und die Flegeljahre, weil in diesen beiden Werken nicht so, wie in jenem, das Weiche und Rührende an Ueberladung leidet. Den Titan setzte Heinrich, im Widerspruch mit dem Dichter selbst, sehr herab, weil er in diesem Werke aus seiner Gattung in eine ihm fremde, nämlich in die episch darstellende, übergeschritten sei, wozu ihn wahrscheinlich die vielen ungünstigen Urtheile über seine frühern Werke verleitet hätten. Jean Pauls Dichtungsart war so neu und eigenthümlich, daß man anfangs an ihr wenig Geschmack fand, und selbst die größten Geister ihr nicht

Gerechtigkeit widerfahren ließen: und so wurde der Dichter an sich selbst irre, und versuchte die angeblichen Fehler wieder gut zu machen, lieferte so aber nur etwas wirklich Verfehltes. Die Charakterzeichnung fand Heinrich trefflich, nur schien ihm in Roquairols und Lindas Charakter und Verhältniß zu viel Hartes und Verletzendes zu liegen. Die Geschichte Lianens war ihm unendlich lieb, und er hielt diesen Theil für das Gelungenste im ganzen Roman.

Neuntes Kapitel.

Hatte unser Freund sich schon vorher innig an Euphrosyne angeschlossen, so that er es noch mehr nach dem Tode seiner Gertrud, indem er bei ihr ein so zartes Mitgefühl und dadurch so viel Trost fand. Und auch sie schloß sich an ihn inniger an, theils weil sie herzliches Mitleiden mit dem traurenden Jünglinge hatte, theils weil sie in der Theilnahme an seiner wehmüthigen, sehnsüchtigen Stimmung Nahrung für ihr eigenes Herz fand. Sie war ja auch nicht glücklich, und hatte bis jetzt die Leere ihres Herzens mit nichts als einer unbestimmten Sehnsucht ausfüllen können. Nun stand ihr dieser Jüngling nahe, der dieselbe Stimmung mit ihr theilte, dem sie Trost gewähren konnte, wenn sie in seine Gefühle einging, der sie so gut verstand, und jedem Anklange ihrer Empfindungen entsprach. War es nicht natürlich, daß indem sie ihm Trost ertheilte, sie selbst auch bei ihm Trost suchte, und ihr Herz vor ihm aufschloß?

Zwar blieb ihr Mund stets verschlossen über ihr eheliches Verhältniß; aber sie konnte sich doch nicht unbestimmter Aeusserungen enthalten, welche verriethen, daß sie sich nach demjenigen sehnte, was Heinrich verloren, und sie vergeblich gesucht hatte. Begegnen sich nun ein weibliches und ein männliches Herz auf diese Art, so ist die Gefahr sehr nahe, daß sich die Liebe ihrer bemächtigt. Diese Gefahr war für Euphrosyne um so größer, als ihr inniges Anschmiegen an die Gefühle des Jünglings von uneigennütziger Theilnahme ausging, und dasjenige sich darunter verbarg, was in ihrem Herzen von andrer, eigennütziger Art zu entstehen anfing. Für Heinrich war die Gefahr im geringern Grade vorhanden, weil sein Herz noch ganz an seiner verewigten Gertrud hing, und er zuviel Ehrfurcht gegen Euphrosyne fühlte, als daß die Liebe hätte daneben Platz finden können.

Euphrosynen wurde Heinrichs Umgang nach und nach unentbehrlich, und sie war unruhig, wenn er einen Abend ausblieb. War sie mit ihm in größerer Gesellschaft, so suchte ihn oft ihr Auge, und hing an seinem schwermüthigen Blicke. Las er ihr vor, oder sprach mit ihr, wie es öfters geschah, von seinem verlornen Liebesglücke: so hoben stille Seufzer ihre Brust, und

ihr Auge schwamm in Thränen. Sie sprach zuweilen, treu dem der Verstorbenen gegebenen Versprechen, davon, daß er einst wieder eine Lebensgefährtin suchen müsse; aber sie bestritt nur schwach seine Einwürfe, und fühlte, daß etwas in ihrem Herzen dem Gedanken widerstrebte, daß er wieder eine Geliebte gewinnen sollte. Zuweilen geschah es, daß sie beim Lesen näher zu ihm rückte und sich an ihn anschmiegte, so daß ihr Athem seine Wange berührte. Dann ergoß sich eine heißere Sehnsucht in Heinrichs Herz; aber er dachte nur daran, daß er einst so neben seiner Gertrud gesessen und ein ähnliches Gefühl empfunden hatte. Er sah wohl, daß Euphrosyne das Glück der Liebe nie gekannt hatte, oder doch jetzt nicht mehr genoß; er bedauerte sie, und dachte sich ganz in ihre Lage; aber der Gedanke kam nie in seine Seele, daß er der Gegenstand ihrer Sehnsucht geworden sei.

So hätten beide lange in Unbewußtheit mit und in einander fortgelebt, und das innere Feuer hätte fortgeglommen, um endlich auf irgend eine Weise in helle Flammen auszubrechen, wenn nicht das gütige Schicksal sie vom Rande des steilen Pfades, auf welchem sie wandelten, weggerissen hätte.

Heinrich erhielt die Nachricht vom plötzlichen Tode seines Vaters. Der Kummer hatte die Ge-

sundheit des guten Mannes untergraben, und eine Erkältung machte schnell seinem Leben ein Ende. Der erschütterte Sohn faßte sogleich den Entschluß, zu seiner des Trostes und Beistandes bedürftigen Mutter zu reisen.

Euphrosyne erblaßte, als er ihr zugleich diesen neuen Trauerfall und seinen Entschluß, nach der Vaterstadt zu eilen, verkündigte. Sie bezeugte ihm ihre aufrichtige Theilnahme; allein sehr bald trat sie mit der angelegentlichen Frage hervor, ob er ihr Haus für immer verlassen wolle, und nicht wieder zu kommen gedenke?

Wenn es von mir abhängt, erwiederte Heinrich, so komme ich wieder. Wo könnte ich für mein Herz und meinen Geist mehr Nahrung, und wo auch eine schönere Berufsthätigkeit finden, als hier? Meine Gertrud weilt nicht mehr dort, nur traurige Spuren begegnen mir auf dem Schauplatze meines ehemaligen Glückes; hier aber an Ihrer Seite, verehrte Freundin, lebt mir das süß-wehmüthige Andenken an sie, hier glaube ich ihr näher zu leben. Allein vielleicht findet meine Mutter meine Anwesenheit zu ihrem Troste nöthig, und dann werde ich bleiben, so schwer es mir werden wird.

Halb beruhigt, bestärkte ihn Euphrosyne in dem Entschlusse zu reisen, und drückte den Wunsch

und die Hoffnung aus, ihn wiederkehren zu sehen. Adelbert, der dazu kam, machte ihm nochmals die Anerbietung, ihn in seiner Handlung zu behalten, und ihm einen Antheil an derselben zu überlassen. Heinrich nahm dieß mit Dank auf, und versprach die Sache in Ueberlegung zu nehmen. Dann ging er, um die Zurüstungen zur Reise zu machen.

Als Euphrosyne allein war, brach sie in Thränen aus. Daß Heinrich nicht wiederkehren werde, kam ihr sehr wahrscheinlich, ja gewiß vor; und sie fühlte deutlich, wie werth ihr der junge Mann geworden sei, und daß sie seinen Verlust schmerzlich fürchte.

Ach! sagte sie zu sich selbst, so lange habe ich einsam, unverstanden, ohne einem gleichgestimmten Herzen zu begegnen, dahin gelebt, und meine liebsten Gefühle in mein innerstes Herz verschlossen; und nun, da ich einen Freund gefunden habe, der mich versteht, gegen den ich mich aufschließen, mit dem ich das Edelste und Schönste, was mein Herz bewegt, theilen kann: so reißt ihn das Schicksal von meiner Seite, und ich stehe wieder einsam da! — Sie seufzte und setzte sich auf das Sofa, den schönen Kopf in den Arm gestützt, weinend und in Gedanken verloren.

Arme Euphrosyne! Erst jetzt thust du einen klaren Blick in die Leere deines Daseyns, und die dunkle Sehnsucht deines Herzens wird zum deutlich bewußten Schmerze! Das Schicksal weckt dich grausam auf; es hat dir einen lieblichen Schimmer von Glück gezeigt, und entzieht dir ihn schnell, um dich in finsterer Nacht zu lassen!

Sie fuhr aus ihrer Träumerei auf, und sagte: Also liebe ich Melchthal? Dieses sanfte Gefühl der Freundschaft hätte sich in Liebe verwandelt? Ja es ist Liebe! Liebe! — Sie sprach das Wort mit einem tiefen Seufzer aus, und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. — So sollte ich dieses göttliche Gefühl nur kennen lernen, um den unendlichen Schmerz des Verlustes zu empfinden? — — Aber wenn er nun wiederkäme und bliebe? — Sie erschrack, und stand auf, indem sie sinnend auf und abging. — „Euphrosyne! welche Gefahr!“ — Sie dachte an ihren Gemahl; das Gefühl der Pflicht und Ehre erwachte; sie dachte an Gertrud und das reine Vertrauen, das ihr die Verewigte erwiesen, sie dachte an Heinrichs Unschuld und Edelsinn.

Er darf nicht wiederkommen! wir müssen uns trennen! rief sie mit Kraft, aber ein heftiger Schmerz ging, wie ein schneidendes Schwert,

durch ihre Seele, und überwältigt warf sie sich hin, um sich auszuweinen.

Sie stand gefaßt auf, aber bald übermannte sie der Schmerz wieder; und so rang sie lange Zeit, schwankend zwischen dem Entschlusse der Tugend und dem Schmerze eines blutenden Herzens.

Edle Kämpferin! sei muthig und fest, und laß dir nicht den Sieg entreißen, der dich einst mit dem erhabenen Gefühle, deine Ehre und Seelenruhe und das reine Lebensglück des geliebten Freundes gerettet zu haben, belohnen wird!

Sie siegte. Am andern Morgen ließ sie Heinrichen bitten, beizeiten bei ihr zu erscheinen. Er kam. Sie sah blaß aus, aber eine Hoheit erschien in ihrem ernsten, und doch milden Wesen, die er mit Staunen bemerkte.

Ich habe darüber nachgedacht, lieber Melchthal, sagte sie, was am besten für Sie seyn möchte, ob hieher zurückzukommen oder entweder bei Ihrer Mutter zu bleiben, oder aber, wenn sie Sie wieder fortlassen will, anderswohin zu gehen, und habe gefunden, daß es besser ist, Sie kommen nicht wieder. Sie glauben mir, daß ich viel an Ihnen verliere; aber ich darf nicht an mich denken, sondern an Ihr Wohl; und vielleicht fordert auch das meinige Ihre Entfernung. — —

Hier ergriff unsern Freund zum ersten Mal die Ahnung, daß Euphrosyne ihn liebe; und das Gefühl der innigen Anhänglichkeit an sie, der Theilnahme an ihrem Glück, des Mitgefühls für die Sehnsucht ihres schönen Herzens schlug beim Gedanken an die Trennung und den Schmerz derselben in die Flammen der Liebe aus, ohne daß er doch an etwas Anderes, als daran dachte, ihr Leben durch eine reine, uneigennützige, entsagende Liebe zu verschönern. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen, fiel zu ihren Füßen, und rief: Nein, Freundin! ich werde Sie nie verlassen, nur an Ihrer Seite kann ich leben!

Sie war erschüttert, aber faßte sich schnell, hieß ihn aufstehen, und sagte: Nein, lieber Freund! lassen Sie mich nicht vergessen, was ich der uneigennützigen Freundschaft schuldig bin, und gedenken Sie Ihrer seligen Gertrud!

„Sie wird mit Wohlgefallen auf den Bund unsrer Herzen herabsehen!“

Wenn ich Ihnen theuer bin, so folgen Sie mir dieß Mal ohne Einwendungen, sagte sie, jede Erklärung als gefährlich und unschicklich vermeidend. Ich werde Sie, hoffe ich, wiedersehen, und wir wollen uns fleißig schreiben, nicht wahr? Ziehen Sie hin in Frieden, und denken Sie meiner! Wenn Sie Ihrer Gertrud eine Thräne wei-

hen, so falle auch mir eine als Opfer der Wehmuth für die Freundin! — Und nun noch eine Bitte oder einen Rath! Besuchen Sie doch auf dieser Reise Herrn Reuß in * *. Cölestine, glaube ich, ist das Mädchen, das einst Ihre Gertrud in Ihrem Herzen ersetzen könnte. Machen Sie ihre nähere Bekanntschaft! — Heinrich drückte seine Abneigung aus. — Folgen Sie meinem Rathe, und denken Sie an den letzten Willen Ihrer Gertrud! Darf ich Sie dort ankündigen?

Heinrich sagte, mit schmerzlichem Ausdrucke auf sein Herz deutend: Hier ist kein Platz für eine Dritte!

Nun darüber schreiben wir uns noch! Leben Sie wohl, mein theurer Freund! Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, indem sie dieß sagte, und ihm die Hand zum Abschied reichte.

Er ergriff sie, führte sie an seinen Mund, und zog die geliebte Freundin sanft an sich, die nur schwach widerstrebte — und beide lagen einander in den Armen.

Euphrosyne riß sich los, von Schamröthe bedeckt. Leben Sie wohl, geliebter Freund, sagte sie mit zärtlichem, aber festem Tone. In der Schweiz sehen wir uns wieder! — Er ging erschüttert hinweg, nahm Abschied von Adelbert, und warf sich in den Wagen.

Zehntes Kapitel.

Von mancherlei traurigen Gefühlen bestürmt, und wehmüthigen Gedanken nachsinnend, setzte Heinrich seine Reise fort. Der Verlust seines Vaters, der ihn tief schmerzte, und die Trauer der gebeugten Mutter, die Trennung von Euphrosyne, deren ganze Liebenswürdigkeit, in die Farbe der Wehmuth gekleidet, vor seine Seele trat, und selbst die Trennung von Adelbert, in welchem er einen zweiten Vater verloren hatte, — dazu das nie schlummernde Andenken an seine verewigte Gertrud — alles dieß bildete ein düsteres Gewebe, das ihm die Welt, wie mit einem Trauerflor, bedeckte; und die Blicke, die er aus dem Wagen in eine meistens unbedeutende oder gar öde Landschaft that, dienten nicht dazu, dieses Bild zu entfernen. Der Schmerz um Euphrosyne hatte die Oberhand über alle andern Gefühle. Er erkannte das Edle ihres Entschlusses, und mußte ihn in Rücksicht der Verhältnisse billigen, ja, er segnete sie dafür, daß sie der Schutzgeist seiner Tugend geworden war. Aber

um so mehr mußte er sie verehren, bewundern, lieben und betrauern.

Kann es denn, rief er aus, keine reine, unbescholtene Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechts geben? Muß man denn immer nur an Liebe denken? Oder mischt sich die Liebe immer in eine solche Freundschaft?

Er sann träumend nach, und wenn er sein Herz gekannt hätte, so würde er das Gefühl der Liebe für die verlassene Freundin, das sich jetzt in ihm regte, nicht haben leugnen können.

Und doch war es keine eigentliche Liebe, was er für Euphrosyne fühlte; es war Verehrung ihrer schönen Seele, Herzens-Uebereinstimmung und Mitgefühl, was nur durch den Schmerz der Trennung die Gewalt des leidenschaftlichen Verlangens angenommen hatte. Er verehrte sie zu sehr, ordnete sich ihr zu viel unter, als daß er sich eigentlich als liebenden Mann gegen sie gefühlt hätte. Und so gewann er auch eher die Herrschaft über seinen Schmerz, als dieß der Fall gewesen seyn würde, wenn er wirklich geliebt hätte.

Als er in die Nähe von Ems kam, wohin er seine Reise lenkte, gewann das Andenken an seine Gertrud ganz das Uebergewicht; und das, was er für sie gefühlt, und was sein Herz bedurfte, um

ihren Verlust zu ersetzen, schied sich bestimmt von dem, was er für Euphrosyne fühlte, die ihm jetzt aus weiter Ferne, als ein freundlicher Genius, jedoch mit Thränen der Wehmuth im Auge, zuwinkte.

Er besuchte Gertruds Grab, auf welchem ihm freundlich Blumen entgegenblüheten, und ihm wehmüthig zuzulächeln schienen. Das Bild der Entschlafenen mit der sanften Ruhe auf dem schlummernden Angesichte trat wieder vor seine Seele, entlockte ihm sanfte Thränen, löschte aber alle stürmische Begierde in seinem Herzen aus, und erfüllte ihn mit wehmüthiger Ruhe.

Sodann eilte er ohne Aufenthalt der Vaterstadt und den Armen der Mutter zu.

Euphrosyne hatte nicht den Vortheil des zerstreuenden Einflusses der Reise, welche doch nach und nach einen wohlthätigen Eindruck auf Heinrichs Gemüth machte, nicht den Vortheil ablenkender Gegenstände der Trauer und Sehnsucht, um ihren Schmerz so bald zu überwinden; ja, ihr Gefühl für Heinrich war wohl ganz eigentlich Liebe, und also um so schwerer zu besiegen. Zwar konnte Heinrichs Jugend und Unerfahrenheit der Liebe hinderlich seyn, weil das Weib im Manne die Ueberlegenheit sucht; aber seine männlich starke und tiefe Seele glich diesen Unterschied aus, und

in der letzten Zeit war er durch die gemachten Erfahrungen zum Manne herangereift. Euphrosyne hatte sich mit ihrer ganzen sehnsüchtigen Seele an ihn angeschlossen, und, von ihm losgerissen, fehlte ihr alles, nur nicht die Selbstherrschaft. Durch diese gelang es ihr zuerst die äussere Ruhe zu behaupten, so daß Niemand ahnete, was sie verloren hatte. Fr. v. T., mit der sie nicht vermeiden konnte, von Heinrichs Abreise zu sprechen, schien sie mit prüfendem Blicke zu betrachten; allein Euphrosyne erhob sich mit ihrem ganzen weiblichen Stolze gegen die lästige Späherin, und sprach mit soviel Unbefangenheit und zugleich mit soviel Wärme von dem, was ihr Heinrich gewesen, und wie viel Mitgefühl sie ihm habe schenken können, daß die geübte Menschenkennerin getäuscht wurde.

Nennen wir eine solche äussere Selbstherrschaft nicht Verstellung und Heuchelei! Sie ist der äussere Wächter der weiblichen Tugend und Ehre, und der Anfang der innern Selbstüberwindung.

In der Einsamkeit überließ sich Euphrosyne noch oft ihrem Schmerze und ihrer Sehnsucht. So bin ich denn, pflegte sie oft zu sich zu sagen, vom Schicksal dazu bestimmt, liebeleer, mit einem liebebedürftigen Herzen, durch das Leben zu

gehen? Wozu gab mir der Schöpfer dieses Herz, wenn er mir nicht zugleich das, was es erfüllen und beglücken kann, geben wollte?

Ach! arme Euphrosyne! diese Klage erheben Viele auf dieser Erde, ohne zugleich die köstliche Gabe, die dir verliehen ist, diese Mäßigung und Harmonie der Seele, empfangen zu haben. Bei dir verwandelt sich der Schmerz bald in sanfte Sehnsucht, während Andere, von stürmischen Begierden beunruhigt oder von düsterer Schwermuth erfüllt, den Frieden der Seele nicht finden können.

Von dem Aufenthalte unsres Freundes in seiner Vaterstadt und dem, was ihm weiter begegnete, wollen wir ihn selbst erzählen lassen, indem wir Auszüge aus seinen Briefen an Euphrosyne einrücken.

— „Meine Mutter fand ich in der sanften Trauer, wie sie einem so ruhigen und christlichen Gemüthe ziemt. Es thut meinem Herzen wohl, ihren Schmerz zu theilen, und ich finde darin nicht nur Trost für den Verlust eines theuren Vaters, sondern auch für alles Andere, was mein Herz beweint. Es gibt keinen süßern Trost, als mit einem verwandten, geliebten Herzen zu trauern.“

„Unser Wiedersehen war ausserdem wonnigfroh. Ich fand ganz die alte gute Mutter wieder, und nahm meine Stelle an ihrem treuen Herzen wieder ein; und wenn sie mich auch verändert und entwickelt fand, so war doch keine ihrer frühern Befürchtungen eingetroffen, und sie gab mir das Zeugniß, daß ich unverdorben zurückgekommen sei. — Dank meinem guten Stern und Ihnen, daß ich keinen Irrweg gewandelt bin!“

„Mit Wehmuth suche ich alle Spuren meines ehemaligen Glückes mit Gertrud auf; ich weile an unsern Lieblingsplätzchen, und oft sehe ich auf dem Hügel über unsrem Landhause die Sonne untergehn, welches Schauspiel wir zuletzt zusammen unter wehmüthigen Ahnungen betrachteten.“

„Doch lächelt auch die Freude in unsre Trauer herein. Mein Freund Dietrich, der meine Schwester Emma seit langer Zeit treu geliebt, und das Versprechen erhalten hat, bei meiner Rückkehr mit ihr verbunden zu werden, dringt jetzt darauf, die Braut heimzuführen, zumal da seine häuslichen Angelegenheiten dieses fordern. Ich unterstütze sein Verlangen. Zwar wird die Hochzeitfreude durch Wehmuth getrübt seyn; aber eine reine, herzliche Liebe verträgt die Thränen der Wehmuth, und wird durch sie nur noch mehr

geläutert, so wie die Trauer um einen geliebten Vater nicht entweiht wird durch die Freudenthränen der beglückten Liebe. Unser Leben ist ja doch im glücklichsten Falle ein Lächeln unter Thränen, und keine Freude ist rein, bei der man nicht an den Tod und den Wechsel der Vergänglichkeit denken kann. In einigen Wochen wird die Verbindung vollzogen werden, und ich werde in jedem Fall derselben beiwohnen."

„Ob ich hier bleiben oder wieder weggehen werde, ist noch nicht entschieden. Meine Mutter läßt mir ganz freie Hand, und der Oheim ermuntert mich, den ihm vertrauten Wunsch, noch eine Zeit lang meiner Bildung zu leben, zu befriedigen. Mein Schwager möchte mich zwar gern hier festhalten, und bemüht sich, mir annehmliche Vorschläge zur Uebernahme eines Handelsgeschäftes zu machen. Aber die geringen Mittel, die mir zu Gebote stehen, benehmen mir alle Lust. Dazu kommt, daß mich der Verlust meiner Gertrud zur Betreibung eines Berufs, dessen Früchte unsrem gemeinschaftlichen Glücke gewidmet seyn sollten, gelähmt hat; und ich bedarf noch einige Zeit des unbestimmten Hinschlenderns, wenn ich auch nicht den Trieb in mir spürte, mich noch in manchen Stücken auszubilden. Endlich fühle ich mich hier ausser meiner Familie nicht mehr recht

heimisch. Das Leben in Ihrem Hause, an Ihrer Seite, verehrte Freundin! hat mich verwöhnt; ich bin fern von Ihnen in der Fremde.“

„Aber wie schön ist es in diesem Lande, in dieser reichen, großartigen Natur! Sie haben mir den Sinn für landschaftliche Schönheit aufgeschlossen: o könnte ich mit Ihnen das reiche Gemälde dieser üppigen Wiesen, dieses schönen Wasserspiegels, dieser Berge und Wälder betrachten, und Ihre sinnreichen Deutungen vernehmen! Ach! warum muß alle diese Schönheit in meinem Herzen nur Wehmuth und Sehnsucht erwecken? Warum kann ich in das Jauchzen der Schöpfung nicht froh einstimmen?“ —

Nach einiger Zeit schrieb er an sie von Schaffhausen aus, als er die Schweiz zum zweiten Mal verließ.

„Durch Ihren Rath bestärkt, habe ich mich entschlossen, nochmals einen Ausflug aus dem Vaterlande zu wagen. Ach! jetzt zieht mich nicht mehr soviel dahin zurück. Die Schneeberge, vom Abendroth vergoldet, erwecken in mir eine andere Sehnsucht, als die nach der Heimath: sie weisen nach oben hin! Der Oheim rieth mir Frankreich zu bereisen; aber mich zieht es nach Deutschland, um dort meinen Durst nach Geistesnahrung zu befriedigen, die ich nirgends anderswo so mir

zusagend zu finden glaube. Späterhin will ich wohl auch jenes Land besuchen; denn die Freigebigkeit des guten Oheims läßt meiner Reiselust freien Lauf."

„Ich konnte Ihnen, verehrte Freundin, nicht gehorchen, und über ** gehen, um Herrn Reuß zu besuchen. Es widerstrebt meinem Herzen, eine Geliebte absichtlich zu suchen: weiß ich doch nicht, ob ich ein würdiges Mädchen, das mir vielleicht einmal zufällig begegnet, werde lieben können? Verzeihen Sie meinem Ungehorsam! Sie mögen Recht haben, wenn Sie Cölestinen für fähig halten, einen Jüngling meiner Art zu beglücken; ich selbst erinnere mich ihrer mit Wohlgefallen; aber ich konnte ihr nicht mit dem von Ihnen in mir angeregten Gedanken, sie zur Geliebten zu wählen, unter die Augen treten." — —

„In Ihrer Begleitung, mit dem Gedanken, wie Sie das große Schauspiel betrachten würden, habe ich so eben den Rheinfall besucht. O Freundin! wie groß, wie herrlich ist dieses Wunder der Natur! Lange stand ich sinnend auf dem Gerüst, und schaute auf den tobenden Sturz, wie die Wogen brausend zerstieben, und die Masse unaufhaltsam die Masse drängt, um sich in den Abgrund zu stürzen, sich in Schaum und Dunst aufzulösen und dann in das weite Becken zu

verfließen. In dieser Betrachtung ging mir das ganze Leben, ja, das ganze Daseyn der Endlichkeit vor der Seele vorüber. So unaufhaltsam rinnt der Strom der Zeit, und gebiert mannichfaltige Formen, um sie dann wieder zu vernichten. Jugendlich froh und kräftig fließt das Leben heran, um sich dann in den Kampf zu stürzen, und endlich in den stillen Hafen der Ruhe einzugehen. — Aber ich bin wohl zu weich und schwermüthig, liebe Freundin?“

„Ich werde über München, Nürnberg, Prag nach Dresden gehn, um theils schon gesehene, theils mir noch fremde Kunstschätze zu besuchen, und, wo möglich, mir einige Kenntnisse in der bildenden Kunst, worin ich noch so fremd bin, zu verschaffen. Möge nur der Genius der Kunst mir freundlich den Blick in sein Heiligthum aufthun!“

Eilftes Kapitel.

München — —

„Der Zufall hat sich mit Ihnen verbündet, verehrte Freundin, um an der Erfüllung Ihres freundschaftlichen Wunsches mit arbeiten zu helfen. Ich hatte einige Tage die Gemälde-Gallerie besucht, und so gut, als ich konnte, mich bemüht, mich in der ungeordneten Masse zurecht zu finden, als ich vor einigen Tagen unvermuthet Bekannte dort antraf. Ein ältlicher Herr und ein junges Frauenzimmer, seine Tochter, wie es schien, denn ich sah sie nur von hinten, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich durch den Eifer, mit welchem der Eine erklärte, und die angelegentliche Aufmerksamkeit, mit welcher die Andere zuhörte; dabei kam mir die Stimme fast wie bekannt vor. Endlich sah sich das Frauenzimmer um, und ihre großen, schwarzen Augen trafen meinen Blick, den ich unwillkürlich forschend auf sie heftete; denn ich glaubte sie zu kennen, konnte mich aber nicht erinnern, wo ich sie gesehen hätte. Sie

hingegen hatte mich erkannt, es ihrem Begleiter gesagt, und dieser kam auf mich zu. Es war Herr Reuß, und seine Nichte Cölestine."

„Ich gestehe, daß ich anfangs nicht ganz unbefangen war. Theils lag der Grund in dem, was Sie mit dem Mädchen und mir vorhaben, theils will ich es nur bekennen, daß ihre eigenthümliche Schönheit auf mich einen bedeutenden Eindruck machte. Sie war vor drei Jahren schon vollkommen erwachsen und ausgebildet, aber ihre Schönheit schien mir noch kalt und bedeutungslos zu seyn, während sich jetzt der ganze Zauber eines geist- und seelenvollen Lebens darüber ergossen hat. Auch sie schien anfangs etwas verlegen zu seyn, und ich habe Sie, theuerste Freundin, im Verdacht, daß Sie ihr von mir geschrieben haben. Aber bald trat an die Stelle dieser Spannung ein ungezwungenes, beinahe freundschaftliches Betragen. Wir sprachen an diesem und den folgenden Tagen viel von Ihnen, und was ich ihr erzählte, machte ihr inniges Vergnügen; doch schien sie von allem schon unterrichtet zu seyn. Wie wohl that es meinem Herzen, das Gefühl der Freundschaft und Verehrung für die entfernte Freundin gegen eine befreundete, mitfühlende Person aussprechen zu können und von dieser dieselbe Gesinnung aussprechen zu hören!"

„Wir haben nun in diesen Tagen zusammen die hiesige und Schleisheimer Galerie besucht, wobei mir Herr Reuß ein willkommener Führer und Ausleger war. Sein geübter Kunstblick lenkte meine Aufmerksamkeit vom Gemeinen und Unbedeutenden auf die reinen Erzeugnisse der Kunst. Anfangs zog mich theils noch das Bedeutende und Dichterische des Gegenstandes, theils die glatte, gefällige Darstellung, z. B. an den Werken Adrian Van der Werft's, an; er aber wies mich auf die einfache, anspruchlose Schönheit in den ächten Meisterwerken hin, die freilich gewöhnlich nicht gleich das Auge anzogen. So machte er mich unter andern auf das Bildniß einer jungen Frau von Leonardo da Vinci aufmerksam, welches eine sehr blasse Färbung, aber einen zarten und lieblichen Ausdruck hat. Er lobte den zarten Pinselstrich und das Harmonische und Natürliche der Darstellung.“

„Ich finde, daß mich der Mangel an aller technischen Kenntniß und Uebung im Zeichnen und Malen sehr bei der Betrachtung der Gemälde hindert. Ich gehe gleich auf den Ausdruck und, so zu sagen, die dargestellte Idee aus, und betrachte gemalte Gesichter und Gestalten, wie lebende. Das mag nun auch wohl das letzte Ziel der Kunst seyn; in ihr, wie in der Musik und Dich-

tung, soll sich menschliches Leben, menschlicher Geist, in seiner Schönheit, Fülle, Anmuth und Harmonie, zeigen. Aber der Betrachter muß alles dieses nicht todt, wie es vorliegt, auffassen, sondern lebendig in sich erschaffen, und dem Künstler in seiner darstellenden Thätigkeit nachgehen: dazu ist nun vor allen Dingen die innere poetische Nachbildung mittelst der Einbildungskraft nothwendig; aber sie wird angeregt und eingeleitet durch die äussere technische Nachbildung, so daß man gleichsam jeden Pinselstrich wiederholend nachthut, und das äussere Gebild zusammensetzt. So hat man erst den vollen Musikgenuß, wenn man in das Gewebe der Komposition klar eingehen, Haupt- und Nebengedanken unterscheiden und das Verhältniß der Melodie zur Harmonie bestimmt fassen kann. Die Freiheit und Feinheit der Umrisse erkennt man erst dann recht, wenn die Hand und das Auge lange geübt worden sind, der Schönheitslinie mächtig und inne zu werden; die richtige Anordnung von Licht und Schatten, das Zarte und Durchsichtige des Pinsels enthüllt sich ebenfalls nur einem geübten Blicke. Daher übertraf mich Cölestine öfters in Feinheit und Sicherheit der Beobachtung, weil sie eine geübte Zeichnerin ist."

„Indessen hoffe ich doch nach und nach in den Geist der Kunst einzudringen. Dazu betrete ich den Weg der Vergleichung der Malerei mit der Musik und Dichtung, deren Mittel verschieden, deren Zweck aber derselbe ist. Alle sollen das Leben des menschlichen Geistes in seiner Vollendung und Schönheit darstellen. Die Musik thut es durch die Bewegung und den Reiz der Töne; die Dichtung durch das Spiel der Gedanken, Gefühle, Gesinnungen und Entschlüsse, ausgedrückt durch die Rede. Näher, als die Musik, steht der letztern die Malerei, welche ganz denselben Stoff, nur in den sinnbildlichen Formen des Gesichtsausdruckes und der körperlichen Bewegung, darstellt. Die Bedeutung einer Musik in der Rede darzustellen, ist ein sehr unsicheres Geschäft; hingegen läßt sich mit ziemlicher Sicherheit sagen, was der Ausdruck eines Bildnisses oder eines geschichtlichen Gemäldes bedeutet: die Leidenschaften, Gemüthsbewegungen und Stimmungen lassen sich im körperlichen Ausdrucke lesen, und das Edle, Erhabene, Harmonische derselben macht den Zweck der Malerei, wie der Dichtung, aus. Ausser dieser Seelenschönheit hat der Maler noch die reine äussere, körperliche Schönheit in der Gestalt, Bewegung und Farbe darzustellen, welche, wie die Bewegung der Töne in der Mu-

sik, durch sich selbst gefällt, ohne gerade der Ausdruck innerer Vorgänge zu seyn, obgleich beides, Seelen-Ausdruck und körperliche Form, vielfach in einander fließt. Ich denke mir, daß die körperliche Schönheit, wie der Rhythmus der Musik, eigentlich auf mathematischen Gesetzen beruhet, und zwar auf Raumverhältnissen, während der Rhythmus der Zeit angehört. In beiden mag die Schönheit in einem gewissen Ebenmaß, in einer gewissen Zusammenstimmung bestehen, wodurch der messende Sinn des Auges und Ohres, und somit der innere Schönheitssinn, befriediget wird."

„Die altdeutschen Gemälde haben fast nur das Verdienst des tief gemüthlichen, einfältig unschuldigen Seelenausdruckes, und entbehren der vollkommenen körperlichen Schönheit, indem die Zeichnung oft fehlerhaft, und die Formen schwerfällig und eckig sind. Welch ein lieblicher Ausdruck in einer Jungfrau Maria, welche mit gesenktem Blicke den Gruß des Engels empfängt! Dagegen ist das Gesicht zu länglicht, die Haare fallen schlicht herab, Arme und Hände sind mager und steif, die Stellung des ganzen Körpers ohne Anmuth, das Gewand ungefällig geordnet. Und doch weiß ich nicht, ob ich mich täusche, wenn ich selbst in der Körperhaltung mancher solcher Bilder, bei aller Steifheit und Fehlerhaftigkeit,

eine gewisse Grazie zu entdecken glaube, welche in der Ruhe und Anspruchlosigkeit bestehen und somit aus der innern Seelenschönheit herfließen mag.“

„Die altitalienischen Maler, wie Fra Bartolomeo, von dem ich hier eine heil. Familie gesehen habe, kommen den altdeutschen nahe in der frommen Einfalt und der noch etwas unfreien Zeichnung; bei ihnen überwiegt auch noch die Seelenschönheit. Dagegen scheint mir bei den Malern der spätern bessern italienischen Schulen zuweilen die körperliche Schönheit zu überwiegen, und das Gemüthliche zurückzutreten. Beides in vollendetem Einklang findet sich unstreitig in Raphael, von welchem aber hier leider nur Weniges und nicht sehr Bedeutendes zu finden ist. Eine heilige Familie, der heil. Hieronymus und sein angeblich eigenes Bildniß mögen von hohem Werthe seyn; aber gegen andere Werke seines Meisterpinsels, die ich früher gesehen und wieder zu sehen hoffe, stehen sie doch sehr zurück.“

„Mit Herrn Reuß bin ich oft uneinig in den Urtheilen über den Werth der Gemälde. Wie sehr ich mich bemühe, die Schönheit der Form und den technischen Werth zu erkennen und zu würdigen, so ist mir doch die geistige Bedeutung, der Ausdruck, die innere Schönheit, und ich

glaube, mit Recht, die Hauptsache: ich tadle daher oft das Unbedeutende des Gegenstandes und der Handlung, und gegen das Unanständige und Lüsterne bin ich ganz unerbittlich, während er, vom technischen Verdienste bestochen, alles Andere gern übersieht. Cölestine dagegen scheint mir Recht zu geben, obgleich sie viel auf das Urtheil des Oheims gibt und für das Technische sehr viel Sinn hat. Die Bettlerknaben von Morillo sind gewiß ein vortreffliches Bild, nicht nur durch die technische Vollendung, sondern auch durch den lebendigen Ausdruck. Die Lust, mit welcher der eine Knabe in eine Semmel beißt, mit welcher beide mit Würfeln spielen, die unbewußte, rohe Lebenslust, welche sich in ihrem Ausdrucke malt, macht wohl ein inneres Lebensbild aus, das anregt und erfreut; es ist darin etwas Selbstgenügsames und in sich Vollendetes und somit etwas Schönes. Aber wie beschränkt und niedrig, wie nahe dem thierischen ist dieses Leben! Und verlohnt es sich wohl der Mühe, so viel Kunst an die Darstellung zu wenden? Zwar lehrt uns eine solche Darstellung überall, auch in der getrübtesten Gestalt, das Licht des Lebens zu finden; und das soll der Freund der Natur und Menschheit verstehen, das ziemt einem allseitigen, offenen, empfänglichen Sinne; aber als Kunst-

werke kann ich solche Darstellungen nicht sehr hoch stellen. Noch geringer scheint mir der Werth so vieler niederländischer Bilder, welche die mehr oder weniger entartete, verderbte Lust von Trinkern, Spielern u. dgl. darstellen. Darin zeigt sich nicht einmal die reine Rohheit der Natur, das Thierische des Menschen, sondern das, was uns unter das Thier erniedrigt."

„Sehr wenig Geschmack kann ich auch an den Stillleben finden. Es sind hier mehrere Küchenstücke von Joh. Wenix, welche wegen ihrer Schönheit bewundert werden; und sie haben unstreitig nicht nur das Verdienst der technischen Vollendung, sondern auch der gefälligen, harmonischen Anordnung; aber in aller Welt, wozu so viel Fleiß und Meisterschaft? Wird irgend dadurch eine Idee dargestellt, ein bedeutender Eindruck auf das Gemüth hervorgebracht? Es kann nichts als die harmonische Ruhe seyn, was dargestellt ist; aber da sie an todten, unbedeutenden Gegenständen erscheint, so kann sie dem innern Leben des Menschen wenig gelten."

„Frucht- und Blumenstücke schienen mir schon eine höhere Stufe einzunehmen; denn sie tragen etwas von Natur-Schönheit an sich, und nähern sich der landschaftlichen Gattung, für die ich sehr viel Liebe habe. Die Schönheit einer Landschaft

kann man auch eine todte nennen; denn Pflanzen, Bäume, Wasser, Berge und Luft haben wenigstens kein thierisches Leben; aber schon die sogenannte Staffage oder die Aufstellung lebendiger Figuren bringt Leben und eine Beziehung auf das Leben; und wenn jene auch fehlte, so leben wir ja in und mit der Natur, und sind gewohnt, mannichfaltige Einflüsse von ihr zu erfahren; sie macht die äussere Grundlage unsres Lebens aus: mithin berührt der Anblick einer Landschaft uns und unser Leben, regt unsre Lebensempfindung und dadurch unsern Geist an. Aber ist auch die Natur todt zu nennen? Bewegen sich nicht Wasser, Luft und Wolken? Spielt nicht das Licht in tausendfachen Farben, Beleuchtungen und Wiederscheinen? Ist nicht der Duft, der sich um Berge und Wälder zieht, und das Eine in geheimnißvolles Dunkel, das Andere in einen zart durchsichtigen Schleier einhüllt, und Alles mit Harmonie übergießt, ist es nicht etwas so Zart-Ansprechendes und Sehnsucht-Erweckendes, daß wir wenigstens in die süße Täuschung versetzt werden, es spreche etwas Lebendiges zu uns? Und leben die Pflanzen nicht wirklich, liegen in Licht, Luft, Wasser wenigstens nicht die ersten Bedingungen des Lebens?“

„Mir scheint nun der Zweck der Landschafts-Malerei der zu seyn, daß in der äussern Natur eine menschliche Gemüthsstimmung abgespiegelt werde, und zwar auf eine dichterische, d. h. harmonisch befriedigende und wohlthuende Weise, so daß das Gemüth dadurch einen höheren Gewinn davon trage. Die äussere Natur erweckt Gefühlsstimmungen, aber nur so, daß wir durch sie angeregt werden, einen innern Lebenszustand in ihr wiederzufinden; wir deuten eigentlich das, was sie darstellt, nach unsern Gefühlen, und leihen ihr einen Wiederschein unsres eigenen Lebens. In einer heitern, anmuthigen, reichen Landschaft spiegelt sich unser frohes Lebensgefühl; eine großartige Gebirgslandschaft weckt Muth und Begeisterung; zart-duftige Fernsichten, abendliche Beleuchtungen stimmen zür Sehnsucht, düstere Felsengruppen u. dgl. zur Wehmuth; Sturm und Ungewitter regen einen innern Kampf auf u. s. w. Alle diese Bestandtheile soll nun der Landschaftsmaler zu einem harmonischen Bilde vereinigen, das einen bestimmten Ausdruck und das Gepräge der Vollendung und Rundung trägt.“

„Aber bei der Landschafts-Malerei vermisse ich noch mehr, als bei der Geschichts-Malerei, die technische Uebung. Wer diese besitzt, und sich selbst darin versucht hat, die Schönheiten der

Natur aufzufassen, sie in ihren Veränderungen zu belauschen und glückliche Augenblicke zu ergreifen, wird den Geist, in welchem die Maler gearbeitet haben, und ihre feine und sinnige Beobachtungs- und Darstellungsgabe leichter fassen und würdigen. Besonders habe ich mich vor dem Fehler zu hüten, mehr in die Gemälde zu legen, als darin liegt, das Unvollkommene zu ergänzen, das Fehlerhafte zu verbessern, und so auch die eigenthümlichen Schönheiten zu übersehen, überhaupt mehr mit eigenen Augen, als mit den Augen des Malers zu sehen. Ich sehe gleich in einem Landschafts-Gemälde die Natur selbst, und erinnere mich ähnlicher, selbst gesehener Schönheiten, anstatt daß ich das Kunstwerk als solches und durch dieses dann erst die Natur selbst sehen sollte. Auch hier kommt es darauf an, dem Künstler nachzuschaffen und in die Thätigkeit seines Geistes nachbildend einzugehen."

„Doch ich theile Ihnen, theuerste Freundin, meine noch schülerhaften Kunstansichten breit mit, und Sie wünschen vielleicht Anderes zu lesen, wie es zwischen mir und Cölestinen steht, ob ich mich der Erfüllung Ihres Lieblingswunsches nähere? Ich habe die größte Achtung für das ausgezeichnete Mädchen gewonnen, und auch sie scheint sich freundlich zu mir zu neigen; wir begegnen uns

oft in Geschmacks- und andern Urtheilen, und es scheint eine gewisse Gleichstimmung der Seelen zwischen uns Statt zu finden. Es ist etwas Ungemeines und Erhabenes in dem Mädchen; sie ist für alles Große und Schöne empfänglich, und eine Tiefe des Gefühls blickt aus allem hervor, was sie sagt. An meinem Schicksal scheint sie herzlichen Antheil zu nehmen. Vom Verluste meiner Gertrud hat sie zwar nur wenig gesprochen, aber desto mehr Theilnahme hat sie mir wegen des Todes meines Vaters bezeugt, und zwar mit sichtbarer Rührung; denn sie hängt an ihrem Oheim, der ihr die Stelle des früh verstorbenen Vaters vertritt, mit begeisterter Liebe, und der Gedanke an den möglichen Verlust desselben schien ihre Theilnahme an meinem Schicksale zu verstärken."

„Alles das werden Sie Ihren Absichten günstig finden, und doch sehe ich noch keine Annäherung zu einem andern Verhältnisse, als dem der Freundschaft. Von einer Neigung und einem begehrenden und hoffenden Verlangen finde ich in meinem Herzen noch keine Spur. Und vielleicht hält die Erfahrung, die ich von der Gesinnung des Oheims gemacht habe, jede Regung der Art in meinem Herzen nieder. Er bezeugte mir auch seine Theilnahme an dem Verluste meines Vaters

und erkundigte sich nach den Ursachen seines Todes. Ich sprach von dem Glückswechsel, den er erfahren, und äusserte bei der Gelegenheit, wie ich denselben aufgenommen, daß ich mich dadurch zwar in meiner Laufbahn etwas gehemmt sähe, aber sorglos der Zukunft entgegenginge. Und da vernahm ich von ihm kein ermunterndes, bestärkendes Wort, vielmehr schien mir, daß er einen großen Werth auf den Besitz eines unabhängig machenden Reichthums setze. Ich nahm mir vor, ihn über diesen Punkt weiter zu erforschen, und zu meinem großen Befremden fand ich meinen Verdacht bestätigt; ja es schien mir sogar, als sei er kälter und zurückhaltender gegen mich geworden, seitdem er erfahren hatte, daß ich ohne Vermögen bin. Zwar ist es kaum zu begreifen, wie ein Mann von so viel Geist und Bildung eine so gemeine Gesinnung hegen kann; aber ich habe mich schwerlich getäuscht. Ist er nun so gesinnt, so sehen Sie selbst ein, theuerste Freundin, daß ich wohl thue, wenn ich gar keine Absicht und Hoffnung auf Cölestinens Hand fasse."

— „Heute ist Herr Reuß mit Cölestinen abgereist. Ihr schien der Abschied nicht gleichgültig zu seyn; er aber lud mich nicht einmal ein, ihn bei meiner Rückkehr in die Schweiz zu besuchen. Ich gestehe, daß mich dieß betrübte." —

Zwölftes Kapitel.

Dresden — —

„Von meinem hiesigen Aufenthalte habe ich Ihnen viel zu schreiben, verehrte Freundin! Er ist sehr fruchtbar für mich gewesen: ich habe hier einen Freund, einen Führer gefunden, und stehe nun nicht mehr so allein, wie bisher, seit ich von Ihrer Seite gerissen wurde.“

„Ich machte an der Wirthstafel und in der Gemälde-Gallerie mit dem Professor E. von H. Bekanntschaft, und besah in seiner Gesellschaft mit verdoppeltem Nutzen fast alle Merkwürdigkeiten dieser reichen Stadt, machte auch mit ihm einige Ausflüge in die reizende Umgegend. Er flößte mir bald ein kindliches Vertrauen ein, so daß ich ihm mein Inneres aufschloß, und ihm meinen Drang nach höherer Ausbildung offenbarte. Er schenkte mir seine Theilnahme und sein Wohlwollen, gab mir die fruchtbarsten Rathschläge und Winke, und kettete mich so sehr an sich, daß ich ihm nach der Universität, deren vorzüglichste Zierde er ist, folge, und dort studiren werde.“

„Ich habe noch nie einen Gelehrten von solcher Allseitigkeit, und der so sehr die Bildung des Geistes und Herzens verbindet, kennen gelernt. Er ist seines Faches eigentlich Theolog, zugleich aber auch ein selbstständiger Philosoph, ein umfassender Geschichtskenner und ein begeisterter Freund der Kunst.“

„Es waren zuerst Gespräche über die betrachteten Kunstgegenstände, durch die wir uns einander näherten. Wie sehr bin ich durch ihn in meinen Ansichten bestärkt, berichtigt und gefördert worden! Wie viel reicher an großen Meisterstücken ist aber auch die hiesige Sammlung, als die in München und Schleisheim! Hier findet sich das größte und einzige Werk von Raphael, die sogenannte sixtinische Madonna. Ich kenne nichts Größeres unter allen Werken des menschlichen Geistes, als dieses Bild, in welchem sich alles rein Menschliche in seiner ins Göttliche überschwebenden Vollendung vereinigt. Es ist ein unnennbarer Ausdruck in diesem Gesichte, eine Milde und ein Ernst, eine Größe und Lieblichkeit, eine Erhebung über das Irdische und selbstgenügsame Ruhe und doch dabei wieder eine solche Wärme der Liebe und Anhänglichkeit, daß man dadurch zugleich über das Leben emporgehoben und inniger daran gekettet wird. In diesem Bilde

findet sich denn auch jene vollendete Vereinigung der innern und äussern Schönheit. Schon die letztere allein trägt das Gepräge der Vollendung, und verfließt so sehr mit dem Ausdrucke der innern oder Seelenschönheit, daß man nicht weiß, wo die eine beginnt und die andere aufhört."

„Mit Wohlgefallen betrachtete ich auch die Madonna meines Landsmanns Holbein, von dem ich ehedem zu Basel mehrere Gemälde gesehen habe, ohne sie jedoch damals recht würdigen zu können. Es ist eine menschliche, deutsche, treu liebende, herzliche Mutter, zu der man sich recht innig hingezogen fühlt. Der Maler hat ihr das kränkliche Kind des Bürgermeisters Meier, des Stifters dieses Bildes, in die Arme gegeben, und somit selbst auf den höchsten Kunstzweck Verzicht geleistet."

„Von andern ausgezeichneten Bildern lassen Sie mich schweigen: mein Geist ist von dem vielen Sehen überfüllt, und ich kann all des Reichthums nicht Herr werden. Vielleicht theile ich Ihnen ein ander Mal meine Beobachtungen mit, wenn ich sie werde geordnet haben. Ich bemerke nur, daß die Meisterwerke Corregio's auf mich nicht den befriedigenden Eindruck gemacht haben, den ich davon erwartete. Ich finde etwas Gesuchtes und Geziertes in ihm; es fehlt ihm die

Vollendung der äussern Darstellung, und doch vermißt man auch die natürliche Einfalt der alt-deutschen und alt-italienischen Maler. Er hat Begeisterung; aber er ringt und zuweilen spielt er mit ihr; man sieht sein Streben und Suchen, man erkennt Absicht und Berechnung; und doch scheint ihm Alles in einem zauberischen Helldunkel vorzuschweben, sein Seherauge ist überfüllt, und die darstellende Hand schwankt."

„Auch mit der Bildhauerkunst habe ich hier Bekanntschaft gemacht, und ihren Zweck und ihre Bedeutung zu fassen gesucht. Anfangs wollten mir diese kalten, todten Gestalten nicht recht zusagen. Der Umfang dieser Kunst ist weit beschränkter, als der der Malerei. Die körperliche Schönheit in der Form der Glieder, der Stellung des Leibes, dem Wurfe der Gewänder tritt hier mehr hervor, und der Ausdruck des Gesichts oder die Seelenschönheit tritt mehr zurück, als in der Malerei. Dazu kommt, daß seltener Handlungen und belebte Mienen und Gebehrden, als ein ruhender Ausdruck, der das ganze innere Leben verkündigen muß (wie in einem Bildnisse) dargestellt werden. Und dieser Ausdruck kann nicht durch den Blick des Auges, nicht durch die Farbe des Gesichts belebt werden, sondern ruht allein in den festen, stillen Zügen. Aber eben dieses

Ruhende hat etwas mächtig Ergreifendes und Festhaltendes, wozu noch kommt, daß die Gestalt nicht in einer optischen Täuschung besteht, wie in der Malerei, sondern eine gediegene und greifliche Wirklichkeit hat, und sich von allen Seiten darstellt. Es ist, als wenn der Menschengeist in seinen Zuständen festgebannt und verewigt wäre; seine Gestalt ist todt, und birgt doch ein unversiegliches Leben in sich; er ist über den Wechsel von Leben und Tod hinweggehoben, und spricht in ewig dauernden Sinnbildern zu dem im Wechsel des Lebens noch begriffenen Geschlecht, um es zu erinnern, daß nur die reine Schönheit, die Größe und der Adel des Geistes ewig bestehen. Ein nicht unbedeutender, jedoch zufälliger Nebenumstand ist dabei dieser, daß diese Bilder aus der grauen Vorzeit überliefert sind und uns von der Größe einer untergegangenen, dichterisch und künstlerisch verklärten Zeit Zeugniß ablegen. In keiner Kunst aber ist die Mittelmäßigkeit so unerträglich, wie in dieser. Es muß die reine Schönheit, die würdige Größe in ihr dargestellt seyn; nur was die allgemeine Prüfung aushält, verdient eine so gediegene, wahrhafte Verwirklichung; nur was ewigen Werth hat, darf in einer so unvergänglichen Darstellung erscheinen."

„Da ich mich bei Betrachtung der Kunstgegenstände an den Professor E. hing, und Gespräche darüber mit ihm anknüpfte und fortführte: so fragte er mich, ob ich ausübender Künstler wäre. Da sagte ich ihm, daß ich die Kunst, wie die Dichtung, um meiner Bildung willen studierte, und daß ich dieser noch einige Zeit widmen wollte, ehe ich an die Ausübung meines kaufmännischen Berufes ginge.“

„Das ist sehr schön, sagte er. Junge Männer Ihres Berufes von solchem Streben sind mir noch nicht vorgekommen. Sie haben Recht, wenn Sie in der Kunst — ich nehme das Wort in der allgemeinen Bedeutung, in welcher es auch die Dichtung mit bezeichnet — die Darstellung des rein Menschlichen, alles dessen, was das menschliche Leben adelt, erhebt und verklärt, suchen. Sie ist gleichsam der Zauber-Garten, in welchem die Gewächse schöner und herrlicher wachsen und blühen, goldene Früchte tragen, und sich eines ewigen Frühlings erfreuen. Aber der Weg zu diesem Elysium führt durch daran stoßende wunderliche und verschlungene Wildnisse, in denen die natürlichen Gewächse zum Theil verkrüppelt, zum Theil grillenhaft und phantastisch verzerrt, verwildert und ins Ungeheure ausschweifend erscheinen; er führt durch einen altmodischen, fran-

zösischen Garten mit beschnittenen Hecken, verschnörkelten Gesträuchen und steif ausgehauenen Laubgängen; er führt durch einen gemeinen Hausgarten, in welchem ganz gewöhnliche Gewächse zum Hausverbrauche gezogen werden; er führt durch den Garten der Wollust und Lüsternheit, wo das Wehen lauer Lüfte, der Gesang der Nachtigallen, der lockende Anblick süßer Früchte zu weichlichem Genuß einladen. Welchen Führer haben Sie nun, der Sie vor diesen Irrwegen bewahrt?"

„Den guten Geschmack, antwortete ich."

„Aber der gute Geschmack, erwiederte er, ist etwas sehr Streitiges und Unsicheres. Diejenigen, welche die Unnatur als Schönheit verehren, diejenigen, welche in der Kunst nichts, als die baare, gemeine Natur wollen, und diejenigen, welche den Zweck derselben in die Befriedigung einer verfeinerten Sinnlichkeit setzen, machen eben so, wie die ächten Kunstfreunde, auf guten Geschmack Anspruch. Was ists, was ganze Zeitalter vom Wege des guten Geschmacks abführt, und Künstler und Kunstfreunde an der Unnatur, oder an der Unbedeutendheit gemeiner Natürlichkeit, oder an den Giftpflanzen der Wollust festhält? Der Geschmack ist vorzüglich Sache des Gefühls und der Einbildungskraft; und beide Geistes-Vermögen

sind dunkeln, zufälligen Anregungen hingegeben und unter den Einfluß der Sinnlichkeit, Gewohnheit und der herrschenden Lebensrichtung gestellt.“

„Ich sollte aber doch meinen, wandte ich ein, daß man sich eine bestimmte Rechenschaft von dem geben könnte, was man für schön und erhaben zu halten habe.“

„O ja, versetzte er, wenn Sie durch Natur, Erziehung und Lebensrichtung den Sinn dafür und das Bewußtseyn davon gewonnen haben; es ist dieß aber ein glücklicher Zufall, dem tausend andere unglückliche zur Seite stehen. Und selbst bei dieser glücklichen Richtung Ihres Gefühls und Ihrer Einbildungskraft auf das Schöne kann Ihnen die rechte Frucht der Kunstliebe für Ihre persönliche Ausbildung fehlen; Sie können das Schöne in der Kunst erkennen und lieben, und im Leben es verkennen und verfehlen; Sie können unfähig seyn, die Beziehungen der durch die Kunst dargestellten Ideen aufs Leben zu erkennen und sie in dieses thätig einzuführen. Ihre Kunstbegeisterung kann müßig und thatlos seyn.“

„Ich theilte ihm meine Ansichten von meinem Berufe und der Art, wie ich ihn zu betreiben gedächte, mit; und er billigte sie ganz, meinte aber doch, daß, wenn es mir um eine allseitige und gründliche Ausbildung zu thun sei,

es mir nützlich seyn könnte, eine umfassendere und tiefere Ansicht vom Leben zu gewinnen.“

„Sie haben, sagte er, bisher ihre Aufmerksamkeit auf das Schöne und Edle gerichtet; und damit und mit Ihrer Liebe und Begeisterung können Sie gewiß ein guter und edler Mensch werden. Aber eine gründliche Einsicht in die Grundwahrheiten des Lebens wird Ihnen mehr Haltung und Festigkeit geben. Schönheit und Wahrheit sind an sich eins: jene ist für das Gefühl und die Einbildungskraft das Höchste und Befriedigende, diese ist es für den Verstand; es gehört aber zur vollkommenen Ausbildung, auch mit dem Verstande der höchsten Lebenszwecke inne geworden zu seyn, und deutlich zu erkennen, wofür und wie man leben soll. Diese Ausbildung des Verstandes sichert auch erst den guten Geschmack; dadurch kann man sich erst deutliche Rechenschaft von dem geben, was schön und edel ist.“

„Und welches ist der Weg, diese Erkenntniß der Wahrheit zu gewinnen?“

„Das Studium der Philosophie.“

„Ich konnte ihm mein Befremden nicht bergen darüber, daß ich mich mit diesem dornigen Studium befassen sollte!“

„Sie schreckt der Name und die barbarische Art, mit der man bisher oft die Philosophie be-

trieben hat, ab. Die Erforschung der Wahrheit, das Streben nach Weisheit hat doch gewiß nichts Abschreckendes, und weiter soll eigentlich die Philosophie nichts seyn."

„Aber ist sie nicht ausschließend Sache der Gelehrten, erfordert sie nicht den geübtesten Scharf- und Tiefsinn, ist sie nicht ein Irrgarten der sonderbarsten Meinungen und Systeme, ein Tummelplatz sophistischer Klopffechtereien?"

„Wohl ist sie dieß unter den Händen eingebildeter, streitsüchtiger Sophisten geworden; aber Sophistik ist nur eine Ausartung der wahren Philosophie. Allerdings erfordert sie tiefes Nachdenken und den Gebrauch einer Menge von gelehrtem Rüstzeug und technischen Vorkehrungen; aber wer nicht Philosoph von Fach seyn will, kann unter guter Leitung bald durch alle Spitzfündigkeiten zum Wesentlichen durchdringen."

„Ich fragte ihn nun, worin dieses Wesentliche bestünde, und er sagte mir darüber ungefähr Folgendes. Darf ich es Ihnen mittheilen, verehrte Freundin, ohne Sie zu langweilen?"

„Die Philosophie sucht die letzten Gründe aller Wahrheit auf, oder die Grundwahrheiten, auf denen die wichtigsten und heiligsten Ueberzeugungen des Menschen beruhen. Dazu bedarf sie nun einer Denklehre oder einer besonders behan-

delten Wissenschaft von den Gesetzen des Denkens und Forschens, welche man Logik und in ihrer Anwendung Dialektik nennt. Diese ist sehr spitzfündig, und bleibt billig den Gelehrten überlassen. Eine Uebersicht davon zu haben, kann auch dem Liebhaber nicht schaden; doch würde ich Ihnen nicht rathen, sich viel damit zu befassen. Die eigentliche Philosophie zerfällt in die theoretische und praktische. Jene hat es mit den letzten und höchsten Gesetzen des Wesens der Dinge zu thun, wie wir uns solches über die Erfahrung hinaus zu denken haben. Man nennt sie auch Metaphysik. Physik oder Naturlehre ist die Wissenschaft von den Gesetzen der Dinge, wie sie uns die Erfahrung darstellt, oder der Natur; Metaphysik ist die übernatürliche Erkenntniß von den Dingen, oder ihrem unveränderlichen Seyn und Wesen. Hier ist nun auch Vieles bloß für die strenge Wissenschaft wichtig; aber wenn ich Ihnen die Gegenstände: Unsterblichkeit der Seele, Freiheit des Willens, Welt, Gott, nenne, so sehen Sie wohl, daß es sich hier um die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen handelt."

„Ich gedachte hier meiner ehemaligen Bemühungen, mir sichere und bestimmte Vorstellungen von der Unsterblichkeit zu verschaffen, und sagte mit lebhafterer Theilnahme: Also auch über

die letzten Gründe unsrer religiösen Ueberzeugungen gibt die Metaphysik Aufschluß?"

„Sowohl die Metaphysik, als die praktische Philosophie, welche von den Gesetzen des menschlichen Handelns und den Zwecken unsres und des Daseyns der Welt handelt, und die Grundzüge der eigentlichen Lebensweisheit enthält. Was uns die Religion als Ueberlieferung aus göttlicher Offenbarung gibt, was sie uns glauben lehrt, das wird hier als klar bewußte Einsicht gegeben; die ewige Wahrheit wird hier ohne Bild geschaut, und der Verstand von dem überzeugt, was wir mit dem Herzen fühlen und glauben."

„Und auch über das Schöne klärt uns die Philosophie auf?"

„Die Lehre vom Schönen schließt sich an die vom Guten an, denn beides ist innig verwandt; es kann nichts wahrhaft schön seyn, was nicht zugleich gut ist. Diese Schönheitslehre sichert durch ihre Grundsätze den Geschmack vor Verirrungen, erhebt ihn über die Richtung auf das bloße Reizende und Vergnügende, und weist ihn hin auf das, was die Seele wahrhaft adelt und erhebt."

„Urtheilen Sie nun selbst, meine Freundin, ob mich nicht das Verlangen ergreifen müßte, den Gewinn, den mir ein solches Studium verspricht,

mir anzueignen! Der Professor E. erbot sich freundlich, mir Anleitung dazu zu geben, und ausser seinen öffentlichen Vorträgen mir noch mit Rath und That an die Hand zu gehen. Und so entschloß ich mich, ihm nach H. zu folgen."

Heinrich Melchthal.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Heinrich Melchthal nahm nun seinen Aufenthalt in H., und richtete sich dazu ein, eine Zeit lang an der dortigen Universität zu studiren. Er ließ sich als Student einschreiben, und besuchte ausser den Vorlesungen des Professors E. auch noch einige andere, welche ihm zu seiner Bildung förderlich schienen. Die Seinigen waren mit diesem Schritte nicht ganz zufrieden, und der Oheim ließ ihm die Warnung zukommen, kein Schulfuchs zu werden, wie er sich ausdrückte. Auch Euphrosyne schien einige Besorgnisse deßwegen zu hegen, wie aus folgendem Briefe von ihr erhellet.

„Ich finde es sehr natürlich, daß ein Mann, wie der Professor E., Sie angezogen, und die Aussicht auf tiefere Aufschlüsse, welche die Wissenschaft zu geben verspricht, Ihren vom Drange nach dem Höheren erfüllten Geist in dieses Gebiet gelockt hat. Wenn Sie Ihren Lebenszweck nicht aus dem Auge verlieren, und Sich nicht über die Grenze dessen, was zu Ihrer persönlichen Bildung

dient, hinausführen lassen: so lobe ich Ihr Unternehmen. Aber diese Gefahr ist allerdings für Ihren alles, was er ergreift, mit Eifer und Hingebung erfassenden Geist vorhanden, und ich fürchte, die Züge, die Sie aus dem Becher der Wissenschaft thun, werden Sie berauschen. Ich wünschte, daß Sie bald zu Ihrem Berufe zurückkehrten; und wollte nur der Himmel, daß die Aussicht auf häusliches Glück Sie dahin zurücklockte!"

„Es ist zu bedauren, daß Herr Reuß über den Punkt des Vermögens so denkt, wie Sie gefunden zu haben glauben. Natürlich finde ich diese Gesinnung in so fern, als er seine Unabhängigkeit, die ihm bei seiner Lebensrichtung sehr theuer seyn muß, einem ererbten Reichthum verdankt; denn ich habe gefunden, daß diejenigen, die ihr Vermögen ererbt haben, weit mehr Werth darauf legen, als diejenigen, die es selbst erworben haben, da es doch umgekehrt seyn sollte. Aber als Mann von Bildung sollte er über diese Befangenheit erhaben seyn, und bei der Wahl eines Bräutigams für seine Nichte nicht auf Reichthum sehen, da sie ja für sich reich genug ist. Ich mache hier wieder die traurige Erfahrung, daß die Bildung oft auf das Herz und den Charakter nicht den Einfluß hat, den sie doch immer

haben sollte. Man kann Kenntnisse, Verstandesbildung und Geschmack besitzen, und doch dabei engherzig, selbstsüchtig und charakterlos seyn. Ja, man kann auch viel gesellige und sittliche Bildung haben, ein angenehmes Betragen, Gerechtigkeitsliebe, Edelmuth, Mäßigung und viele andere Tugenden; und doch, wenn es zu wichtigen Entscheidungen kommt, wobei die Eigenliebe und der Eigennutz mit ins Spiel treten, handelt man so gemein, wie der Ungebildetste. Wer bei seiner eigenen Verheurathung und der seiner Angehörigen nicht die Neigung des Herzens und die Achtung für geistigen Werth obwalten läßt, dessen Gesinnung ist billig gemein zu nennen.“

„Aber ich bitte Sie, verlieren Sie die Lust und den Muth nicht! Hat denn Herr Reuß so unbedingt über das Schicksal seiner Nichte zu entscheiden? Steht die Entscheidung nicht zuletzt und hauptsächlich der Mutter zu? Und sollte sie auch ihrem Bruder ganz das Recht eines Vaters zugestehen, so ist vielleicht seine Abneigung, wenn sie auch wirklich Statt findet, noch zu überwinden.“

„Sie glauben mir wohl, wenn ich Ihnen sage, daß ich nichts so sehr wünsche, als Sie wieder durch die Liebe glücklich zu sehen. Sie verdienen es so sehr! Ich habe gesehen, wie Sie lieben können, und den Schmerz getheilt, den

Sie über einen so schwer zu ersetzenden Verlust mit gleich viel Innigkeit und Fassung getragen haben: möchte ich nun auch wieder an Ihrem neuen Glücke Antheil nehmen können! Ein der Liebe fähiges und bedürftiges Herz ohne das Glück der Liebe zu sehen, thut einem gefühlvollen Beobachter weh, zumal wenn er dieses Herz kennt und Theilnahme dafür hegt. Warum gefällt es der Vorsehung nicht immer, solche Mißverhältnisse zu heben, und der edelsten Sehnsucht die Befriedigung zuzuführen? Wir beantworten diese Frage eben so wenig als die, warum die reiche, allernährende Natur so manche Pflanze nahrungslos verschmachten, so manche Frucht unreif abfallen läßt. Der Wille des Allmächtigen geschehe! Aber der gefühlvolle Mensch suche, wo er kann, jeden Mißton zu heben, jede reine Sehnsucht zu befriedigen, und wenn ihm nichts weiter übrig bleibt, wenigstens fromme Wünsche dafür zu nähren!“

„Und so lassen Sie mir denn, lieber Freund, die freundschaftliche, obschon ohnmächtige Sorge für Ihr Glück, und die Hoffnung, Sie es noch einst wieder finden zu sehen! O wie will ich mich freuen in der fernen, stillen Beobachtung Ihres glücklichen häuslichen Lebens! Denn ich hoffe, Sie werden mich dann nicht vergessen, und mir fleißig schreiben. Und auch Ihre Gattin wird

meine Freundin seyn. Besser wäre es freilich, sie wäre es schon vorher; und darum wünsche ich es vielleicht so sehr, daß Cölestine die Auserwählte werden möge."

So beschränkte die edle Entsagende die Wünsche ihres liebenden Herzens auf den uneigennützigen Wunsch, das Glück, das sie nicht mit ihrem Freunde genießen konnte, ihn mit einer seiner würdigen Freundin genießen zu sehen. Die reine Liebe ist uneigennützig, uud will das Glück des geliebten Gegenstandes, worin sie das eigene Glück wiederfindet; und edle Frauen sind am meisten einer solchen Uneigennützigkeit fähig. Der Mann hat die Begierde des Besitzes, denn er will herrschen und seine Kraft geltend machen: daher liebt er oft nur so lange, als das Streben nach dem Besitze unbefriedigt ist, und liebt im geliebten Gegenstande mehr sich selbst, als ihn, sucht mehr das eigene Glück, als das fremde. Edle Frauen aber geben sich dem Geliebten hin, leben in ihm und für ihn, und sind fähig, sich für sein Wohl aufzuopfern, ihm sogar, was das schwerste ist, die Liebe einer beglückteren Nebenbuhlerin zu gönnen, wenn auch das liebende Herz darüber brechen sollte. Sie thun es vielleicht dann am liebsten, wenn sie sich geliebt sehen, und nur einer äusseren Nothwendigkeit

weichen. Aber schon oft blieb eine stille Neigung dem geliebten Manne unbemerkt, sprach sich nur in den verborgenen Thränen der Entsagung aus, und tröstete sich endlich mit der uneigennützigen Freude, den Geliebten glücklich zu sehen.

O wie sehr haben diejenigen Unrecht, welche in der menschlichen Natur nichts als Sünde und Verderbniß sehen! Sie bemerken nicht die uneigennützige, aufopfernde Liebe der Mutter, welche selbst durch den schnödesten Undank nicht müde wird zu sorgen und zu wachen, nicht die Hingebung einer liebenden Gattin an einen rauhen, ungetreuen Mann, nicht den edlen Kampf und Sieg unglücklich liebender Frauen. Uneigennützige Liebe ist etwas Göttliches: dadurch erhebt sich der Mensch über sich selbst, und fügt sich in den Wohllaut des Ganzen, das durch Liebe entstanden ist und zusammengehalten wird.

Heinrich war durch diesen Beweis der edlen Gesinnung seiner Freundin sehr gerührt, aber darum nur weniger geneigt, ihren Wünschen zu gehorchen. Ihre ganze Liebenswürdigkeit trat ihm in der Erinnerung an die vielen schönen Stunden, die er in ihrem Umgange zugebracht, wieder vor die Seele. Sie durfte er nicht lieben, die er ganz kannte, deren schöne Seele sich ihm im Innersten aufgeschlossen hatte; und Cölestinen

sollte er nun lieben, die ihm doch immer noch sehr fremd war. Anerkennung von Vorzügen ist noch keine Liebe, und ein Herz, das den süßen Zauber vertrauter Gemeinschaft erfahren hat, kann sich nicht so leicht an ein fremdes anschließen, wenn es auch eine verwandte Stimmung in demselben zu finden Hoffnung hat. In der Gemüthslage, in welcher sich unser Freund befand, konnte er für eine neue Liebe nur dadurch gewonnen werden, daß ihm ein weibliches Herz mit Liebe entgegenkam und ihn zur Gegenliebe aufforderte.

Zweites Kapitel.

In H. fand Heinrich seinen alten Bekannten Herrmann wieder, aber in ganz veränderter Gesinnung. Sein politischer Umwälzungseifer war ihm ganz vergangen; und er mißbilligte heftig seine frühere Verirrung, so wie die ganze damalige, auf den Universitäten herrschende Stimmung, die denn auch wie ein Rausch verflogen zu seyn schien; denn Heinrich fand keine Studirenden mehr, welche sich so äusserten, wie jene Jünglinge in Constanz. Eine Ursache dieser auffallenden Veränderung lag in den strengen Untersuchungen und Strafen, welche man über die thörichten Bestrebungen der Jünglinge verhängt hatte, wie denn Herrmann nur durch die mächtige Fürsprache seines Oheims einer sehr empfindlichen Strafe entgangen war. Aber ganz erklären ließ sich doch die auffallende Umstimmung der jugendlichen Geister dadurch nicht. Die Furcht pflegt wohl die aufstrebende Kraft nieder zu halten; aber sie erregt geheimen Unwillen, Widerstreben und verborgene Gegenwirkung; und die Ueber-

zeugung zu ändern liegt nicht in der Wirkung, welche sie auf das menschliche Gemüth äussert. Die Gemüther der Jünglinge waren von jener politischen Aufregung zurückgekommen durch die allgemeine Abkühlung der ganzen deutschen Nation und die Hoffnungslosigkeit, welche auch diejenigen ergriff, welche vorher am meisten für politische Verbesserungen geglüht hatten. Zu Herrmanns und anderer in H. studierender Jünglinge Sinnesänderung trug aber noch ein anderer besonderer Umstand Vieles bei.

Ein dort lehrender Philosoph, den wir Thrasymachus nennen wollen, machte es sich zum angelegentlichen Geschäft, die Studierenden von ihren politischen Träumen zurückzubringen, ihnen die lebhaften Wünsche nach Verbesserungen des bürgerlichen Lebens auszureden und sie mit dem bestehenden Zustande der Dinge, besonders mit der monarchischen Verfassung, auszusöhnen. Dieß Bemühen wäre löblich gewesen, wenn er nicht anstatt des überspannten, anmaßlichen Strebens nach dem Besseren eine dumpfe Gleichgültigkeit und eine knechtische Verehrung des Bestehenden in den jugendlichen Gemüthern hervorzubringen, und sie über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens zu verwirren gesucht hätte. Ein Gespräch, das Heinrich mit Herrmann über diesen Gegenstand

führte, wird uns von dem Geiste dieser Philosophie einige Kenntniß geben.

Melchthal. Daß Sie von Ihrem ehemaligen heftigen politischen Verbesserungseifer zurückgekommen sind, freut mich, wenn ich gleich wünschte, daß Sie deßwegen weniger Unannehmlichkeiten gehabt haben möchten. Ich gestehe, daß mich damals Ihre und Ihrer Freunde Aeusserungen über diesen Punkt sehr stutzig machten, und ich einen entschiedenen Widerwillen dagegen hegte. Ich glaube, daß diese jugendliche Thorheit zu hart bestraft worden ist; aber ist die deutsche Jugend davon geheilt worden, so ist die Strenge doch heilsam gewesen. Nur sollten Sie Sich dadurch nicht in eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Angelegenheiten hineinschüchtern lassen; denn das scheint mir jetzt Ihre Stimmung zu seyn.

Herrmann. Die unangenehmen Folgen, die ich mir durch meine ehemalige Thorheit zugezogen, haben mich nicht allein davon zurückgebracht; auch beschuldigen Sie mich mit Unrecht der Gleichgültigkeit wegen der Ansicht, die ich jetzt vom Staatswesen habe. Es ist die wissenschaftliche Verständigung, die ich dem Unterrichte unsres großen Philosophen Thrasymachus verdanke, wodurch ich zur ruhigen Besonnenheit und ver-

nünftigen Ansicht zurückgeführt worden bin. Meine ehemaligen Verbesserungs-Träume flossen aus einer wüsten, wirren Begeisterung und engen Selbstbefangenheit; jetzt aber habe ich den klaren, umfassenden Begriff gewonnen, durch den ich den bestehenden Zustand der Dinge erst verstehe. Dadurch sehe ich ein, daß er gut und vernünftig ist; denn diese Philosophie, welche ich für die einzig richtige halte, lehrt, daß alles, was wirklich ist, vernünftig ist, so wie was vernünftig ist, wirklich ist.

M. Wie? habe ich Sie recht verstanden? Alles, was wirklich ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, das ist auch wirklich? Ich glaube, Sie scherzen.

H. Wohl mögen Sie Sich wundern; denn wenn Sie mit dem gemeinen Menschenverstande oder mit dem seichten Begriffe der bisher herrschenden Philosophie, deren Vernichtung, Gott Lob! durch unsern großen Thrasymachus herbeigeführt ist, die Offenbarungen dieses tiefen Denkers fassen wollen: so muß es Ihnen seyn, als wenn Sie aus tiefer Finsterniß ans helle Mittagslicht treten; Sie müssen geblendet werden.

M. Nun solange, bis es Ihnen gelingt, mich an meinem gemeinen Menschenverstande irre zu machen, behaupte ich, daß jener Satz Ihres

tiefen Denkers entweder eine baare Albernheit oder eine absichtlich ersonnene Spitzfündigkeit ist, wodurch er die Köpfe seiner Schüler zu verwirren sucht. Verzeihen Sie meine offene, derbe Sprache!

H. Ich nehme Sie Ihnen nicht übel; so wie Sie jetzt denken, können Sie nicht anders urtheilen. Wer in die Weisheit unsres Thrasymachus eingeweiht ist, kann über solche Urtheile nur lächeln.

M. Nun so lächeln wir beide gegenseitig über einander. Aber mit dem Lächeln ist nichts gewonnen: suchen wir uns zu verständigen! Was können Sie mir einwenden, wenn ich finde, daß man mit dem Grundsatze: „Alles was wirklich ist, ist vernünftig", Alles, auch das größte Unrecht, die größte Unsittlichkeit, vertheidigen und das Urtheil darüber verwirren kann. Zum Beispiel: die Leibeigenschaft der Bauern in Liefland ist wirklich, folglich vernünftig, und doch ist sie ein entschieden rechtloser Zustand.

H. Wie sie doch mit Ihrem unphilosophischen Denken gleich zufahren! So geradezu läßt sich der Satz nicht anwenden. Sie geben mir doch zu, daß jeder Staat, wie unvollkommen er auch sei, ein Produkt oder eine Erscheinung der Vernunft ist.

M. O ja, das kann ich Ihnen zugeben.

H. Nun gut; wenn denn die Verfassung des russischen Reichs vernünftig ist, und die Leibeigenschaft der Bauern einen Bestandtheil derselben ausmacht: so ist auch dieser Zustand selbst mit vernünftig, und macht eine der Bedingungen aus, unter welchen die politische Vernunft in Rußland zur Erscheinung gekommen ist.

M. Aber damit ist ja nichts gesagt, als daß in einem unvollkommenen Rechtszustande, dergleichen noch in Rußland besteht, Manches vernünftig ist, wenigstens ein Keim von Vernunft darin liegt, Manches aber auch sehr ungerecht und unvernünftig und der Verbesserung bedürftig ist. Das ist eine sehr gemeine Wahrheit, die man nicht in eine so auffallende Behauptung einkleiden sollte.

H. Sie ziehen sie nur durch Ihre seichte Anwendung ins Gemeine herab. Es liegt darin weit mehr; es liegt darin die großartige Anerkennung des vernünftigen Waltens des Weltgeistes im Menschenleben. So wie er in der Natur Mannichfaltiges nach ewigen Gesetzen hervorbringt, und darin seine hohe Schöpferkraft offenbart: so thut er sich auch in den geschichtlichen Erscheinungen und den verschiedenen Gestaltungen des Volksgeistes kund. Der Geist eines Volks erscheint wirklich in seiner Verfassung und Sitte;

diese sind, von welcher Art sie auch seyn mögen, wirklich gewordene Gedanken des Weltgeistes und als solche vernünftig. Jedes Volk hat die Verfassung und Sitte, welche seinem Geiste angemessen ist, in welcher sich dieser als wirklich lebendig darstellt.

M. Sie sagen da etwas, das sehr schön klingt, auch etwas Wahres einschließt, aber doch sehr falsch verstanden und angewendet werden kann. Es kommt Alles auf die einfache Frage an, ob man in einer bestehenden Verfassung Mängel entdecken und deren Abstellung wünschen und versuchen darf? Hat der Kaiser Alexander recht und vernünftig gehandelt, indem er die Aufhebung der Leibeigenschaft beschlossen und geboten hat? Ist diese Aenderung vernünftig, so ist der Zustand der Leibeigenschaft widervernünftig. War der Schritt, den unsre Altvordern thaten, als sie sich vom östreichischen Joche losrissen, vernünftig, so war der vorhergehende Zustand widervernünftig: mithin ist es nicht wahr, daß alles was wirklich ist, auch eben darum vernünftig ist.

H. In jeder Zeit offenbart sich der Weltgeist auf eine eigenthümliche Weise, und die Verfassung, die zu einer Zeit besteht, ist eine angemessene Form, in welcher er sich offenbart.

M. Ja, jede Verfassung hat einmal in ihre Zeit und in den damaligen geistigen Zustand eines Volkes gepaßt, oder ist doch wenigstens unter nothwendigen geschichtlichen Bedingungen entstanden (denn eine despotische Verfassung oder vielmehr Unverfassung ist nie passend); aber wenn nun behauptet wird, ein Rechtszustand sei veraltet und bedürfe der Abänderung, wenn von den Einsichtsvollsten und Besten des Volkes eine Verbesserung der Verfassung gefordert wird: dürfen Sie dann die Unruhigen mit dem Satze zur Ruhe verweisen: das Wirkliche sei vernünftig? Wehe dem Lehrer, der solche Irrsätze aufstellt, welche den Feinden der Verbesserung zum Vorwande dienen, und den einfachen Sinn für das Wahre und Gute verwirren! Schade um die Jugend, die in die Hände eines solchen Sophisten fällt!

H. Wenn Sie unsern gefeierten Thrasymachus kennten, seine Schriften gelesen und seine Vorträge gehört hätten, so würden Sie nicht solche Schmähungen gegen ihn ausstoßen. Versprechen Sie mir anstatt einer Ehrenerklärung, die ich wohl von Ihnen fordern könnte, daß Sie wenigstens einige Stunden bei ihm besuchen wollen. Sie werden ergriffen werden von der Ueberlegenheit seines Geistes, mit welcher er sich übel

alle früheren Lehrer der Philosophie stellt, und sie alle vernichtet. In keinem vor ihm war noch eine solche Gewalt der Dialektik, eine solche Alles auflösende Macht des Begriffs. Was die früheren nur dunkel geahnet haben, das faßt er in deutliche Begriffe: insofern steht er selbst höher, als Christus, der nur in und aus dem Gefühle lehrte und handelte.

M. Das ist stark! — Wie urtheilt er denn über seine Vorgänger und die gleichzeitigen Philosophen? Läßt er ihre Verdienste gelten, läßt er ihnen Gerechtigkeit widerfahren?

H. O es ist eine Lust, ihn über sie urtheilen zu hören! Und wenn Sie solche Aeusserungen vernähmen, so würden Sie von der tiefsten Verehrung für ihn erfüllt werden. Er blickt auf sie herab, wie auf Anfänger in der Wissenschaft: an den alten und den verstorbenen unter den neuern läßt er noch manches gelten; aber die jetzt lebenden stellt er in ihrer ganzen Seichtigkeit und Erbärmlichkeit dar.

M. O weh! das erweckt mir kein günstiges Vorurtheil. Uebermuth, Aufgeblasenheit, Rechthaberei sind der Tod der Wissenschaft; die ächte Weisheit ist bescheiden und gerecht. Warum sind doch gerade die deutschen Philosophen gewöhnlich so aufgeblasen, daß sie einer nach dem andern

glauben die wahre Weisheit entdeckt zu haben, und keine abweichende oder widersprechende Ansicht dulden können?

H. Wenn sich die wahre Größe geltend macht und die ihr gebührende Stelle einnimmt, so ist das keine Unbescheidenheit. Der Riesenbaum erhebt sich über alle andern Bäume und Gewächse, und drückt sie neben sich nieder.

M. Sie wollen vielleicht das Gleichniß des Giftbaums gebrauchen. — Doch ich will Ihren gepriesenen Lehrer kennen lernen, und dann sprechen wir wohl weiter über ihn.

Heinrich hielt Wort, und las einige Schriften dieses Philosophen, besuchte auch einige Vorträge desselben, aber nicht mit dem von Herrmann gewünschten Erfolge. Die Sprache, deren sich Thrasymachus bediente, war ein unverständliches Kauderwelsch, so barbarisch, wie unsrem Freunde noch nichts in der deutschen Litteratur aufgestoßen war. Alles war in dialektische Kunstwörter und Formeln gehüllt, und so verkräuselt und verbrämt, daß die einfachsten, alltäglichsten Gedanken kaum zu verstehen waren, und sich als wunderneue Entdeckungen ausnahmen. Heinrich war noch zu wenig im strengen philosophischen Denken geübt, um die Fehler deutlich zu entdecken, welche dem Gedankengange dieses Philosophen zum Grunde

lagen; aber so viel sah er, daß seine Lehre ein Gewebe von Unrichtigkeiten und Halbwahrheiten, und darauf berechnet war, die Wahrheit in das Gewirre von Schulspitzfündigkeiten zu verwickeln. Thrasymachus Vortrag selbst stieß ihn ganz ab durch den übermüthigen, absprechenden, wegwerfenden Ton, in welchem sich eine Gesinnung aussprach, welche eines Lehrers des Weisheit ganz unwürdig schien.

Heinrich fragte seinen Lehrer, den Professor E., um seine Meinung über die Philosophie des Thrasymachus; aber mit ächter Bescheidenheit sprach er sich ausweichend über ihn aus, und begnügte sich, unsrem Freunde vom Besuche der Vorlesungen desselben abzurathen. Den Tadel, den Heinrich über dessen unverständliche, erkünstelte Sprache äusserte, billigte er.

Es ist ein falsches Streben nach Originalität und Tiefe, sagte er, was unsre Philosophen, am meisten aber diesen, verleitet, sich in gesuchten und schwerfälligen Kunstwörtern und Wendungen auszudrücken. Auch ein gewisser Stolz mag mit dazu beitragen; sie wollen nicht auf dem Wege fortgehen, den Andere vor ihnen betreten haben.

Wird dadurch aber nicht, versetzte Heinrich, ein entsetzlicher Schade für die Wissenschaft gestiftet? Sie wird dadurch dem einfachen, klaren

Freunde der Wahrheit verdächtig gemacht, ihre Ergebnisse gehen schwer ins Leben ein, und die für solche angeblich neue Weisheit empfänglichen Zuhörer werden verwirrt, aufgeblasen und für jede einfache, gesunde Lehre verschlossen. Warum ist gerade Deutschland an solchen Irrlichtern der Wissenschaft so reich? In Frankreich und selbst in der Schweiz würden solche Philosophen kein Glück machen.

Es zeigt sich darin, erwiederte E., ein Vorzug und ein Fehler Deutschlands. Die Deutschen sind mehr, als ein anderes Volk, zum Nachdenken und zur Betrachtung gestimmt, und so überlassen sie sich gerne der tiefsinnigen und fleißigen Entwicklung der Wissenschaft; sie gehen aber darin zu weit, und verfehlen die nothwendige, fruchtbare Beziehung derselben auf das Leben, wodurch zugleich allem Ausschweifenden und Nichtigen gewehrt wird. Sie verfehlen diese Beziehung, weil sie kein öffentliches Leben haben, und die Wissenschaft in den Grenzen des Privatlebens bleibt. Die Franzosen sind durch ihr öffentliches Leben zu praktisch, aber auch zu wenig zum Tiefsinn aufgelegt, um solche Lehren hervorzubringen und zu dulden; und in der Schweiz steht dieser Art von Wissenschaftlichkeit theils auch der praktisch-politische Sinn, theils

die Kleinheit der Lehranstalten entgegen. Die Lehrer an Ihren höheren Schulen stehen gleichsam unter der unmittelbaren Aufsicht des bürgerlichen Lebens; ihre Schüler gehören diesem zu nahe an, um sich durch philosophische Theorieen davon weglocken zu lassen.

Drittes Kapitel.

Mit liebendem Eifer widmete sich unser Freund dem Studium der Philosophie unter der Leitung des Professors E., dessen Vorträge einfach, unverkünstelt und durch eine sanft eindringende Beredtsamkeit belebt waren, und der zugleich in seiner Person das Muster eines treuen, redlichen und bescheidenen Freundes der Weisheit darstellte. Seine Lehre ging aus einem edlen Gemüthe hervor, und äusserte ihren Einfluß auf sein Leben. Die Klarheit, die er durch das wissenschaftliche Nachdenken gewonnen hatte, zeigte sich in allen seinen Urtheilen; die Tiefe der Ideen, die er bei aller Einfachheit und Klarheit seiner Lehre besaß, erschien in seinen großartigen, umfassenden Ansichten vom Leben und dessen wichtigsten Angelegenheiten; die Begeisterung, welche seine Lehre durchdrang, beseelte ihn in seinem ganzen Leben und Wirken, in ruhigen Augenblicken als eine sanfte, liebevolle Wärme, und in den Stunden der Weihe als eine auflodernde heilige Flamme. Seine Schüler, deren verhältnißmäßig wenige

waren (denn den Haufen der Studierenden zog er wegen seiner Einfachheit nicht an) hingen mit Liebe an ihm, besonders diejenigen, die er bei sich im Hause sah. Er hielt einen freundschaftlichen Umgang zwischen Lehrer und Schülern für sehr wichtig zur fruchtbaren Förderung des wissenschaftlichen Studiums, und glaubte, daß eine kurze Unteredung mehr wirke, als ein weitläufiger gelehrter Vortrag. Er stellte in der Mitte seiner vertrauteren Schüler das Bild jener alten Weisen dar, welche ihre Schüler gesprächsweise, umherwandelnd unterrichteten, indem sie die Wahrheit an dem Faden von Fragen und Antworten entwickelten.

Warum, fragte ihn einst Heinrich, hat man diese Art des Unterrichts, welche so zweckmäßig und fruchtbar ist, verlassen? und läßt sie sich nicht wieder zurückführen?

Ganz, antwortete er, läßt sich der vortragende Unterricht nicht entbehren. Der Stoff der Wissenschaft ist zu sehr angewachsen und zu künstlich ausgebildet, als daß man ihn vollständig in der unterredenden Form entwickeln könnte; auch ist die große Anzahl der Schüler diese Art von Unterricht hinderlich. Aber man sollte, selbst an öffentlichen Anstalten, beide Unterrichtsarten verbinden; und es ist allerdings eine große Einseitig-

keit, daß wir uns bloß der vortragenden Form bedienen.

Heinrich hörte nun nach einander verschiedene Theile der Philosophie bei diesem Lehrer, und las die bessern dahin einschlagenden Schriften, die er ihm empfahl. Welchen Gewinn dieß ihm brachte, können wir aus den darauf sich beziehenden Aeusserungen in seinen Briefen an Euphrosyne sehen, aus denen wir einige Auszüge einrücken wollen.

„Erlauben Sie mir, verehrte Freundin, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit Rechenschaft gebe von meinen philosophischen Studien. Die Freude, die mir die gewonnenen Einsichten machen, treibt mich zur Mittheilung; und wen möchte ich lieber zum Theilnehmer machen, als Sie, mit der ich schon eine so lange vertraute Gemeinschaft des Herzens und Geistes gepflogen, und so vieles Schöne gemeinschaftlich genossen habe? Die Selbstverständigung, welche mir die Philosophie gewährt, die Blicke, die sie mich in mein Inneres und die tiefere Bedeutung des menschlichen Lebens thun läßt, geben mir ein so freudiges Selbstvertrauen, daß ich erst jetzt das Leben glaube gefunden zu haben. Ich blicke zwar mit süßen und wehmüthigen Erinnerungen gern auf mein früheres Leben zurück, und fühle, daß ich nicht ver-

gebens gelebt, daß mich mein Schicksal und mein Herz recht geführt haben; aber es war doch nur das schöne, ahnungsvolle Träumen der Kindheit und des Jünglings-Alters, und jetzt glaube ich zur Reife der Mannheit gelangt zu seyn. Mir scheint, ich stehe auf der Höhe des Lebens, und erblicke hinter mir die blumigen Wiesen, die schattigen Wäldchen und Lustgänge, so wie auch die Cypressen-Haine meines vergangenen Lebens, und vor mir die steilen, sonnigen Pfade, die ich noch zu wandeln, die Berge, die ich noch zu übersteigen habe; und ein hoher Lebensmuth schwellt meine Brust; ich fürchte die Kämpfe nicht, die mir bevorstehen mögen, nicht die Einsamkeit und Entsagung, zu der mich vielleicht das Schicksal bestimmt hat. Ich habe mich zu hüten, daß ich nicht stolz und übermüthig werde, und sehe jetzt wohl, warum die Philosophen so leicht zu diesem Fehler geneigt sind. Die umfassende Uebersicht, die tiefeindringende Einsicht steigern das Selbstgefühl, und erheben über das befangene Treiben der Alltagsmenschen."

„Fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit Unverständlichkeiten behellige, wenn ich Ihnen aus dem Reichthum gewonnener Einsichten Einiges mittheile. Was ich nicht allgemein verständlich machen kann, davon weiß ich, daß ich es selbst noch

nicht verstehe. Ich gefalle mir nicht, wie andere Schüler der Philosophie, in Handhabung dürrer, unverständlicher Schulformeln; der Geist meines Lehrers führt mich ins Leben ein, und trägt mir die Fackel der Wahrheit voran.“

„Soll ich Ihnen angeben, was die ganze Philosophie will, und worin ihr Zweck liegt, so weiß ich nichts besseres zu sagen, als daß sie dem Menschen das wahre, volle, klare Bewußtseyn von sich selbst und vom Leben gibt, und ihm die reife Selbstverständigung und Selbstherrschaft verleiht, ihn mithin erst ganz zum Menschen macht. Der Mensch ist Mensch durch das Selbstbewußtseyn und die Selbstherrschaft; die Thiere träumen nur ihr Leben, indem sie eine dunkle Naturkraft treibt. Der Mensch allein weiß von sich; er weiß um das, was er vorstellt, denkt und thut; er faßt Absichten und Zwecke, und regelt willkürlich sein Leben. Die möglich größte Erhöhung dieses Bewußtseyns und dieser Selbstherrschaft nun ist die Weisheit und die Tugend, welche beide stets mit einander verbunden sind. Der Weise weiß, wofür er lebt, und hält im Kampfe mit den Leidenschaften die erkannten Zwecke fest. Er unterscheidet die wahren, höheren Güter des Lebens von den bloß scheinbaren und untergeordneten, und ringt nach jenen, indem er diesen gern ent-

sagt, oder sie doch nur als Mittel zu jenen gebraucht."

„Zur Erhöhung und Aufklärung des Bewußtseyns dient die schwierige Untersuchung über die Quellen, Gesetze und Grenzen des menschlichen Wissens, eine Untersuchung, welche in der Art, wie sie gewöhnlich in der Schule geführt wird, höchst verwickelt, trocken und dornig ist, die aber mein Lehrer mit Einfachheit und Klarheit zu führen weiß. Die ächten Ergebnisse derselben dienen dazu, uns vor der Anmaßlichkeit eines seine Grenzen überschreitendes Wissens zu bewahren, und uns die sichere Einsicht in die Gründe dessen, was wir wissen können, zu geben. Sie machen uns zugleich bescheiden und vertrauensvoll, lehren uns die Schranken kennen, die uns gezogen sind, und stellen uns auf sicherem Boden fest."

„Die menschliche Erkenntniß ist an die beschränkten, zufälligen, scheinbaren Erfahrungen unsrer Sinne gebunden, und wächst gleichsam aus dem dunkeln Boden der Erde hervor, als eine schwache, gebrechliche Pflanze: dieß muß uns zur Demuth stimmen; aber in unsrem Geiste liegt ein Vermögen, über die irdischen Schranken empor zu steigen, das Ewige und Unvergängliche, wenn auch nicht in bestimmten Begriffen, doch in Ahnung und Gefühl, zu erkennen, und in be-

geisiertem Streben darnach zu ringen: und dieß berechtigt uns zu einem erhabenen Vertrauen, und hebt uns schwache Erdensöhne in die Nähe der Gottheit.“

„Die allgemein verbreiteten Vorstellungen von den höheren Dingen, von Gott, Unsterblichkeit, Weltregierung u. dgl. enthalten viel zu viel Bestimmtes und Festes; die Philosophie lehrt uns, daß darin viel Bildliches und Irdisches ist, was die Prüfung der Wissenschaft nicht aushält, und daß die ihrer selbst bewußte Vernunft sich mit unbestimmten, schwebenden Vorstellungen begnügen muß, daß sie von diesen Dingen eigentlich nichts wissen kann, sondern ihr nichts erlaubt ist, als in ahnungsvollem Aufschwunge der Gefühle und Gedanken sich zu dem Uebersinnlichen zu erheben, es gleichsam im Fluge zu erhaschen und auf den Fittigen des Glaubens schwebend sich empor zu halten. Aber wie niederschlagend anfangs diese Entdeckung für mich Neuling war, so tröstlich, erhebend und ermuthigend ist sie mir bei längerer Bekanntschaft damit geworden. Ich erkenne meine Schranken, und unterwerfe mich demüthig; aber mit frohem Vertrauen hebe ich das Auge des Geistes zu den Sternen, über die Sterne empor, und suche dort oder vielmehr in dem gestirnten Himmel in meiner Brust das Reich

der ewigen Wahrheit, Güte und Schönheit, dessen Schimmer wenigstens meinem Geiste entgegenstrahlt, wenn mir auch dessen Anblick versagt ist. Ich weiß, daß ich nichts davon wissen kann, aber ich weiß, daß und warum ich daran glauben darf; ich fühle ehrfurchtsvoll meine Abhängigkeit von einer höheren Gewalt, die mich in diese endlichen Schranken gestellt, mir aber den Beruf gegeben hat, mich darüber hinwegzuschwingen; ich glaube und bete an."

„Auf diesem Standpunkte verschwinden alle Zweifel, die mit der gewöhnlichen, auf allzu bestimmte Begriffe sich stützenden Ansicht verbunden sind. Das Gefühl, die Ahnung, die Hoffnung können mir durch keine Einwendungen geraubt werden; mein eigener Verstand kann nichts dagegen vorbringen, denn er kennt seine Schranken; und fremde Zweifel berühren das gar nicht, worauf meine Ueberzeugung beruht. Ich mache mir keine bestimmten Vorstellungen von der übersinnlichen Welt, ruhe auf keiner Vermuthung aus, und bleibe bei nichts feststehen, sondern bin in einem rastlosen Aufschwung und Emporstreben begriffen; und darin kann mich nichts aufhalten."

„Wie ruhig und freudig denke ich jetzt an meine selige Gertrud. Sie wissen, welche Zweifel

mich ehedem quälten, als ich mir bestimmte Vorstellungen von dem Seyn nach dem Tode bilden wollte, und daß ich nur im frommen Glauben Ruhe und Frieden fand. Das klare Bewußtseyn dieses Glaubens hat mir nun die Philosophie gegeben. Geburt und Tod, Besitz und Verlust, Freude und Trauer gehören dem Wechsel dieses irdischen Lebens und der endlichen, zufälligen Erkenntniß unsrer sinnlichen Natur an; aber so wie ich in der vergänglichen Erscheinung etwas liebte, das ich ewig lieben werde, wie mein Herz in dem Wechselnden nnd Hineilenden etwas mit wechselloser Treue ergriff und ewig festhalten wird: so ergreift auch mein ahnender Geist darin etwas Ewiges und Wesenhaftes, das nie untergeht, das über Geburt und Tod erhaben ist. Seliger, reiner Geist, du bist und bleibst, was du warst! Dich umfängt mein Geist in seligem Glauben, und läßt dich nicht! Ich weiß nicht, wie du bist, aber du bist, das sagt mir eine unwiderlegliche Gottesstimme in meiner Brust. Dich mit Geistesarmen innig umschließend, erhebe ich mich aus dem Dunkel dieses Erdenlebens in das lichte Gebiet des unvergänglichen Seyns, und schwebe mit dir, über mich selbst erhaben, in seliger Selbstvergessenheit. Und es ist kein leerer Traum, wodurch ich mich mit dir vereinigt

glaube: ich lebe wirklich mit dir; die reine Liebe, durch die du mir angehörst, erfüllt mein Leben. Wenn ich für das Wahre, Gute und Schöne lebe, so lebe ich für dich und mit dir; denn auch du lebtest hienieden dafür, und lebst noch dafür."

„So habe ich überhaupt die feste Ueberzeugung von einer höheren Weltordnung, von einer höheren Bestimmung aller Dinge und besonders der Menschheit, von einem über der Welt waltenden weisen, heiligen Willen, wenn mir auch das bestimmte Verhältniß dieses Höheren zum Irdischen und Zeitlichen verhüllt bleibt. Ich glaube, hoffe und liebe; durch das Dunkel dieser Welt schimmert mir ein höheres Licht entgegen, und gießt Vertrauen nnd freudigen Muth in die Seele. Was ich zu thun habe, weiß ich; meine Pflicht ist mir unmittelbar klar, und diese bestrebe ich mich zu erfüllen, indem ich alles Uebrige der unendlichen Weisheit des Schöpfers vertrauensvoll überlasse. Ich gehe ruhig meinen Weg, wissend, daß er zu einem hohen, herrlichen Ziele führt, wenn ich dieses auch nicht bestimmt vor mir sehe. Diejenigen, die die Verhältnisse des Uebersinnlichen zum Irdischen genau bestimmt sehen wollen, sind ohne das rechte kindlich demüthige Vertrauen, ohne den

wahren Glauben, der nicht sieht, und doch fest und selig ist. Sie sind wie Kinder, die dem Vater, der sie einen Weg führt, nicht vertrauen, daß er sie recht führe, und ihn mit vorwitzigen Fragen bestürmen."

Viertes Kapitel.

Wir fahren fort, Heinrichs Gedanken über philosophische Gegenstände, die er in Briefen an Euphrosyne niederlegte, mitzutheilen.

„Meine Philosophie lehrt mich das Ewige im Aufschwunge des Geistes über das Irdische zu suchen; sie führt mich aber auch freundlich zurück in das Irdische, um in diesem selbst wieder das Ewige zu finden. Sie zerstört mir gleichsam erst die Sinnenwelt, indem sie mich lehrt, daß in unsrer Sinnenerkenntniß die höchste Wahrheit nicht zu finden ist, und mich des Vergänglichen und Beschränkten in ihr inne werden läßt: und nachher baut sie dieselbe herrlicher wieder auf, sie durch das Licht der Ideen verklärend.“

„Es ist in der Natur ein vergängliches, gebundenes, bewußtloses Leben; aber es ist in ihr ein Leben, das mit dem Leben unsres Geistes Verwandtschaft hat, und mit ihm aus einer und derselben Quelle strömt und ein Ganzes bildet. Das Mitgefühl, das wir in dichterischen Augenblicken für die Natur empfinden, wird durch die

Philosophie gerechtfertigt. Die gemeine Ansicht erkennt nur die Unterschiede des thierischen und Pflanzen-Lebens vom Menschenleben, so wie sie jenes herzlos als Mittel und Werkzeug von diesem gebraucht. Aber dieser Unterschied und diese Benutzung gründen sich blos auf die Schranken der Endlichkeit, denen auch unsre Natur, obschon in geringerem Grade, unterworfen ist; und erhebe ich mich über diese Schranken, so erscheint mir ein unendliches, wogendes Meer von Leben, das die ganze Natur erfüllt, und dessen Pulse in meinem Herzen schlagen. Ich fühle mit meinen Mitgeschöpfen die Lust des Daseyns; der Gesang der Waldbewohner ist das Stammeln einer Lobpreisung des Schöpfers, in welches ich mit Bewußtseyn einstimme; lebensfroh wiege ich mich mit den Zweigen des Baumes im Strahle der Sonne und sauge ihre belebende Wärme ein. Aber eine höhere, sehnsuchtsvolle Ahnung ergreift mich; alles dieses in enge Lebenskreise gebundene, in Entstehen, Wachsen und Vergehen auf- und niedertauchende und sich erneuernde Leben muß doch eine höhere Bedeutung und Wesenheit haben, als dieses vergängliche Spiel; es muß etwas Unvergängliches in ihm liegen, ein ewiger Zweck in ihm verwirklicht seyn. Ich verstehe davon nichts, aber ich ahne etwas. Mich erhebt das allgenug-

same, tiefbefriedigende Gefühl des Lebens in seiner unverwüstlichen Kraft und ewigen Jugend: alles Einzelne vergeht, aber die Kraft, die es erzeugt, ist ewig frisch und jung; sie siegt stets über den Tod, breitet die Schönheit ihrer Gebilde mit stolzem Siegsgefühl aus, und lehrt mich dem gleichen Gefühle in meiner Brust vertrauen."

„So begegnet die Wissenschaft der Kunst und Dichtung, und überläßt diesen das auszubeuten, was sie selbst nicht erklären kann. Die Natur-Dichtung und die Landschafts-Malerei sollen uns die Natur in ihrem höheren, unvergänglichen, in sich selbst genügenden, durch sich selbst geltenden, in seiner Kraft und Schönheit sich offenbarenden Leben darstellen, und den Beschauer mit einem begeisternden Lebensgefühl erfüllen."

„Ueberhaupt befriedigt mich das so sehr an dieser Philosophie, daß sie der dichterischen und frommen Lebensansicht so in die Hände arbeitet, nicht, wie manche andere, Zwiespalt in die Lebensansicht bringt, sondern alle Gegensätze vermittelt und ausgleicht. Sie lehrt mich Religion, Kunst und Dichtung als die Priesterinnen verehren, die uns in die unbegreiflichen Geheimnisse des Lebens einweihen; sie zeigt den innigen Zusammenhang zwischen dem Wahren, Guten und Schönen; sie führt an die Grenze des Wissens,

und überläßt dann das Uebrige dem dichterischen und frommen Gefühle. Der vollendete Weise denkt und forscht, handelt und strebt mit ernstem, klarem Geiste; aber zugleich mischt er sich in das kindlich frohe Spiel des Lebens, und findet darin eine hohe Bedeutung, überläßt sich den heitern Träumen der Dichtung, opfert am Altar der Andacht, und beugt seine Kniee im Gebet."

„Die Welt ist ein Räthsel, und die menschliche Erkenntniß Stückwerk; und unser Geist findet nur dadurch Befriedigung, daß er nach allen Seiten hin seine Thätigkeit entfaltet, und mit Verstand, Gefühl und That das Leben erfaßt. Was der Verstand nicht begreift, das deutet das Gefühl, und die thätige Liebe knüpft uns an das Leben. Wer Alles verstehen will, versteht nichts; wer sich nicht ganz und allseitig hingibt, bleibt in Zweifel oder Eigensinn vereinzelt stehen."

„Die Philosophie gibt das volle und tiefe Bewußtseyn des Geistes; sie lehrt aber auch dessen Kraft kennen, und erfüllt mit dem erhebenden Gefühle derselben. Der Geist ist in seiner wahren, innersten Natur frei, und je mehr er auf dieselbe zurückgeht, desto mehr bemächtigt er sich seiner Freiheit. Sein irdisches Leben ist an die Abhängigkeit von der sinnlichen Erkenntniß und Anregung gebunden; aber er kann

sich immer mehr und mehr davon befreien; er kann die sinnlichen Triebe bezwingen und mäßigen, der Lust widerstehen, der Furcht trotz bieten, den inneren reinen Gesetzen seines Wesens gehorchen. Die wahre Philosophie muß eben so sehr die Abhängigkeit des Geistes, als dessen Freiheit anerkennen. Sie darf den Geist nicht mit Uebermuth erfüllen, indem sie ihm seine Abhängigkeit verhehlt, aber eben so wenig ihn niederbeugen und seine Kraft lähmen, so daß sie ihn, wie jedes andere Naturding, den Gesetzen der Nothwendigkeit unterwirft. Letzteres ist die Ansicht der Gewohnheitsmenschen, die von keinem freien Aufschwunge des Geistes wissen wollen, der Diener der Wollust und des Lasters, welche sich zu schwach fühlen, sich von den Banden der Sinnenknechtschaft loszureißen. Jeder edle Mensch, ohne es zu wissen, ohne davon klare Rechenschaft geben zu können, glaubt an die Freiheit des Willens, ja, das Gewissen, das sich nie ganz unterdrücken läßt, beurtheilt den Menschen immer als frei, und rechnet ihm das Böse, das er thut, als freie Schuld zu."

„Freiheit und Unsterblichkeit sind die beiden großen Eigenschaften des menschlichen Geistes, deren Bewußtseyn über alle Schranken und Hindernisse dieses Lebens hinweghebt, aus welchem alle großen Gedanken und Entschlüsse hervorgehen.

Der Held, der dem Tode trotzt, handelt aus diesem Bewußtseyn; er verfolgt mit festem Willen seine Bahn, überwindet, was ihn aufhalten will, und stürzt sich in den Abgrund der Vernichtung, vertrauend der innern unverwüstlichen Kraft des Lebens, das nicht untergehen kann."

„Auch an der Freiheit nimmt die ganze Natur Theil, so wahr in ihr Leben ist. Obgleich Alles dem Getriebe der Nothwendigkeit, der Einwirkung der Elemente und Naturkräfte, den Gesetzen der Entwickelung, den blinden Trieben der Natur unterworfen ist; so muß das Leben doch in seinem innersten Grunde frei seyn, und aus einer freien Ursache hervorgehen. Der äussere Zusammenstoß von Kräften kann wohl eine äussere Erscheinung des Lebens bedingen, aber nicht das Leben selbst hervorbringen. Im Menschengeist und dessen Handeln bricht die Freiheit hervor; aber sie macht die innerste Kraft alles Lebens aus, wie gebunden es in seiner äussern Erscheinung seyn mag."

„Man hat der Welt eine Seele geliehen, und in dieser Weltseele den letzten Quell und Grund alles Lebens gesucht. Als Mittel-Gedanke oder als Bild mag diese Vorstellung gelten, wenn damit gesagt seyn soll, daß die Natur ein lebendiges Ganzes ist; aber der richtigste und höchste Gedanke ist der, daß Alles durch die freie Allmacht

eines höchsten Wesens ist und besteht. Alles führt uns zurück auf eine höchste, freie Ursache, welche, selbst Geist und der höchste vollkommenste Geist, alles geistige Leben hervorbringt. Es weben und wirken in der Natur die unendlichen Kräfte, in einander schlagend, zündend und zeugend, verbindend und gestaltend, und entwickeln das mannichfaltige Spiel des Lebens; aber in Allem und über Allem wirkt eine ewige, Alles durchdringende, allmächtige Kraft."

„Ist das Leben unsres Geistes unvergänglich und frei, erfüllt ein solches Leben die ganze Natur, und besteht Alles durch eine allmächtige, freie Ursache: so haben wir auch den tröstlichen Glauben an eine gerechte, heilige Weltordnung gefunden. Das Höchste ist in jeder Hinsicht vollkommen, und in ihm ruhet das Gefühl eben so, wie der Gedanke, aus; der ganze Geist findet in ihm seinen Frieden. Was unser Herz verletzt, was uns zweckwidrig und böse erscheint, haftet nur an der endlichen Mannichfaltigkeit und Entgegensetzung; das in sich selbstständige, unvergängliche, freie Leben ist auch in sich harmonisch, rein und vollkommen; der allmächtige Wille ist allheilig, und was er schafft, ist gut."

„Es ist ein Gott — großer, heiliger Gedanke, der himmlischen Frieden in die Seele gießt!

Alle Gedanken und Gefühle unsres Geistes streben dahin zusammen, wie die Radien in den Mittelpunkt des Cirkels; das ist der Lichtpunkt unsres Bewußtseyns, der Anker der innern Ruhe; ohne diesen Gedanken ist keine Einheit und kein Halt der innern und äussern Welt. Zweifelst du an Gott, so zweifelst du an dir selbst. Folge dem innern Drange und Zuge, gib dich dem reinsten Vertrauen deines Geistes hin; versenke dich in den Lichtquell, den du in dir trägst: und du findest alles, was du bedarfst; alle deine Sehnsucht ist befriedigt, alle Räthsel sind gelöst."

„Es ist ein Gott, ein allvollkommener, allweiser, allheiliger Geist, das Wesen aller Wesen. Es ist nicht ein dunkles, bewußtloses, nothwendiges Gesetz, das die Welt zusammenhält; das, was unser Geist über sich erkennt, von dem er sich abhängig weiß, ist nicht geringer, als er selbst; ist er bewußt und sittlich frei, so ist es sein Schöpfer noch viel mehr; nur ein Geist, wie er selbst, vollkommner, als er selbst, kann sein Urheber seyn; nur ein solcher kann ihm das Sittengesetz ins Herz geschrieben haben."

„Eine heilige, allmächtige Liebe waltet über uns. Liebe zieht den Geist zum Geiste hin, denn das Gleiche zieht das Gleiche an. Liebe, Hinneigung der Wesen zu einander, Streben nach

Vereinigung und Einklang, ist das Gesetz der Welt, das sich selbst auf die leblose Natur zu erstrecken scheint. Frohe Lebenslust, kindliche Dankbarkeit gegen den Urheber des Lebens, der uns stets wohlthut und segnet, begeisterte Hingebung an seinen heiligen, uns zum Gesetze vorgeschriebenen Willen ist die gesunde Stimmung des zufriedenen, frommen Menschen. Und so erfüllt ihn auch das kindliche Vertrauen zu der heiligen Allmacht, als der gerecht und gütig waltenden, väterlichen Liebe, die Alles zum Besten lenkt, die selbst den Schmerz in Heil verwandelt.“

„Es ist in uns eine überwiegende Kraft des Guten. Wir vergessen leichter das Böse, als das Gute, und sind zur Versöhnung gegen unsre Mitmenschen geneigt, so wie die gesunde Körperkraft Wunden heilt, und schädliche Stoffe ausstößt. Und so liegt auch in der Vernunft der Glaube an eine Versöhnung der Welt, an den Sieg des Guten über das Böse, des Wohlthätigen über das Verderbliche, der Liebe über den Haß; die ewige, ungetrübte Herrschaft des Guten, der alles umfassende Bund heiliger Vater- und Bruderliebe ist der abschließende Gedanke, in welchem die Vernunft ausruht, in welchem der Weise sanft und selig zum Tode entschlummert.“

Fünftes Kapitel.

Folgenden Brief Heinrichs an Euphrosyne wollen wir ganz einrücken.

„Der Professor E. wird immer gütiger und freundschaftlicher gegen mich, und hat mich seit einiger Zeit auch in seinen Familien-Kreis gezogen. Er ist ein glücklicher Gatte und Vater. Seine Gattin ist ein sanftes, liebendes Wesen, von sehr munterem Geiste, ohne allen Anspruch auf höhere Bildung, aber fähig, in die Gedanken und Ansichten ihres Mannes einzugehen. Er hat zwei Töchter und einen Sohn. Die älteste Tochter ist ungefähr sechszehn Jahr alt, ein sehr schönes und geistreiches Mädchen; die jüngere Tochter und der Knabe sind liebliche, fröhliche Kinder. Ich habe schon einige vergnügte Abende in der Familie zugebracht; schön aber war besonders der gestrige Tag, wo das Geburtsfest des Vaters auf dem Lande gefeiert wurde."

„Die Mutter mit den Kindern und einer Freundin fuhren voraus; wir, der Professor, der Doctor Sch., ein junger Docent an der Uni-

versität, der bisher für den vermuthlichen Schwiegersohn galt, und ich, folgten zu Fuße nach auf einem sehr anmuthigen Wege, der durch Saatfelder und einen Wald führte. Lehrreiche Gespräche verkürzten uns die Zeit.“

„Wir sprachen unter anderm von der philosophischen Lehre, (von der auch Sie, verehrte Freundin, vielleicht zufällig gehört haben, und die ehedem so viel Aufsehen gemacht hat) daß die Anschauung von Zeit und Raum keine Bedeutung für die höchste Erkenntniß und das wahre Seyn der Dinge haben soll. Der Doctor Sch., ein Naturforscher, der sich etwas zu der sogenannten Naturphilosophie hinneigt, brachte Zweifel dagegen vor.“

„Der gesunde Menschenverstand, sagte er, sträubt sich gegen die Behauptung, daß Zeit und Raum nur in uns selbst ihren Grund, nicht aber äusserlich in den Dingen ein wirkliches Daseyn haben sollen. Was wäre denn die Körperwelt ohne Zeit und Raum, was wären wir selbst? Alle unsre Erkenntniß fällt in Nichts zusammen, wenn wir das Unterscheidende und Bestimmende der Größe, Ausdehnung, Zahl und Dauer wegnehmen.“

„Ich begreife wohl, erwiederte E., daß Sie als Naturforscher sich nicht in diese Lehre

finden können; denn die Naturkunde lebt ja ganz in den Verhältnissen von Zeit und Raum. Aber ihr läßt auch der Philosoph diese Verhältnisse, und für die natürliche Ansicht ist die Behauptung, daß Zeit und Raum nicht seien, ohne Bedeutung. Nur um zur Erkenntniß des ewigen Wesens der Dinge zu gelangen, müssen wir uns über diese Schranken der endlichen Erkenntniß erheben."

„Aber, versetzte jener, was kann ich mir unter dem Wesen der Dinge ausser Zeit und Raum denken? Es ist ein erträumtes, gestaltloses Ding, ein Chaos."

„Auch mir, fügte ich hinzu, ist oft die Frage aufgestiegen, wie denn das ewige Wesen an sich ausser Zeit und Raum seyn möge, ob ich gleich wohl weiß, daß man sich dieser Frage enthalten soll."

„Nur in der wissenschaftlichen Form, erwiederte E., ist diese Wahrheit auffallend, weil man sie dann gern zu bestimmt faßt. Aber die Ueberzeugung davon liegt in jedem menschlichen Gemüthe, und wird immer geltend gemacht, so oft wir vom Ewigen sprechen, und besonders, wenn von den höheren Zwecken des Lebens die Rede ist. Gott denken wir uns erhaben über Zeit und Raum, unwandelbar und unvergänglich;

ihm ist das Zukünftige, wie das Vergangene, gegenwärtig. Das Leben der Seligen bei Gott denken wir uns als eine ewige, selige Ruhe. Die Gesetze der Welt sind von Ewigkeit gegründet, und bestehen ewig. Was wir mit reiner Liebe umfassen, gilt uns als ewig. Das Gute ist sich schlechthin gleich, und kein Wechsel der Zeit soll uns davon abführen. Der gute Wille, die Tugend, soll unwandelbar seyn im Laufe der Zeit, und heute soll ich handeln, wie ich es nach Jahren noch billigen kann. Die Treue der Liebe soll in allem Wechsel beständig seyn, und über das Grab hinüberdauern; der Tod löset die Bande inniger Liebe nicht, und das treue Herz glaubt mit dem abgeschiedenen Geliebten in alle Ewigkeit verbunden zu bleiben. Genug, mit jedem erhabenen Gedanken und Gefühle schwingen wir uns empor über Zeit und Raum, und setzen deren Nichtigkeit voraus."

„Ist es aber nicht, wandte Sch. ein, eher die Idee einer ewigen Dauer *in* der Zeit, was wir da voraussetzen, als eines Seyns *über* der Zeit?"

„In der Zeit, erwiederte E., ist keine ewige Dauer, in ihr ist nichts als Vergänglichkeit. Sobald Sie jene Idee fassen, haben Sie Sich schon über die Zeit erhoben."

„Wenn aber ein Paar Liebende, versetzte jener, sich eine geraume Zeit beständig lieben, so ist doch die Dauer in der Zeit verwirklicht."

„Es ist aber doch nicht eigentlich das Zeitliche, was sich gleich bleibt und dauert. Nicht das äusserliche Leben solcher Liebenden ist ohne Wechsel; denn im Alter lieben sie sich anders, als in der Jugend; der Ablauf der Empfindungen ist veränderlich, bald feuriger, bald kühler: es ist das innere, rein geistige Leben, worin das Beständige und Gleiche ruhet, das, was vom Wechsel der Zeit nicht berührt wird, was über ihm liegt. Und in jedem Augenblicke, in welchem die Liebenden sich der Ewigkeit ihres Bundes bewußt werden, erheben sie sich über die Zeit; wo nicht, so müßten sie es als zufällig ansehen, ob ihre Liebe dauern würde; sie müßen es von der Zeit erwarten, ob sie den Bestand oder die Auflösung derselben bringen würde."

„Es ist ein Vermögen im Menschen, fuhr E. fort, sich über die Zeit und den Raum zu erheben, und er muß es thun, wenn er das schlechthin Wahre und Gute denken will, widrigenfalls ihm nur Zufälliges und Scheinbares bleibt. Die Philosophie thut nichts, als daß sie dieses zum Bewußtseyn bringt. Aber es ist uns nichts weiter vergönnt, als uns über das End-

liche zu erheben, nicht aber können wir das, was darüber liegt, in seiner eigenen Gestalt erkennen und begreifen. Das Ewige ist über der Zeit, aber auch in den zeitlichen Dingen selbst; schon hier sollen wir jenes, wenn auch nur im Glaube und der Ahnung, erkennen und in der Begeisterung dafür leben."

„Also Sie nehmen, versetzte Sch., kein Ding an sich ausser der Sinnenwelt an; dann lasse ich mir Ihre Lehre gefallen."

„So lange wir in diesem sinnlichen Daseyn sind, erkennen wir das Ding an sich nur in den zeitlichen Dingen; ob es in einem andern Leben nicht anders ist, weiß ich nicht. Aber es ist eine allgemeine menschliche Hoffnung, daß wir einst in ein höheres Leben übertreten, und diese Hoffnung halte auch ich fest."

„Unter diesem Gespräche waren wir in die Nähe des Lustortes gekommen, wo die Familie unser wartete. Sch. war, indem ich den Professor auf einen Wink von ihm etwas zurückhielt, vorausgegangen und etwas eher angekommen. Als wir eintrafen, wurden wir mit einem Gesange empfangen, den die Tochter, die Hausfreundin und Sch. aufführten, wozu der letztere die Worte gedichtet hatte. Das Lied enthielt einen Glückwunsch zum Geburtstage, und war, besonders

durch den unschuldigen Ausdruck der Tochter, welche das Solo sang, sehr rührend. Die beiden Kinder umwanden den Vater mit Blumenketten. Dieser dankte voll inniger Rührung, mit Thränen der Freude im Auge. Zugleich wurde der Knabe, dessen Geburtstag ebenfalls mit gefeiert wurde, von den Eltern, Geschwistern und Hausfreunden beschenkt. Ich sah nie eine schönere Familienscene."

„Wir lagerten uns hierauf im Grünen, um das Frühstück einzunehmen. Der Platz war trefflich gewählt am Ufer eines von zwei Seiten mit Wald umgebenen Sees, über welchen sich im Hintergrunde eine schöne Fernsicht zeigte. Uns beschatteten hohe Eichen."

„Die Unterhaltung war heiter und gemüthlich, wie es die Stimmung des Tages mit sich brachte. Eine vertrauliche Offenheit schloß Allen Herz und Mund auf, und mir war, als wäre ich in diesem Kreise von jeher einheimisch gewesen."

„Dieser Tag, sagte der Professor E., ist mir nicht nur als Geburtstag festlich; an ihm ist mir auch das Glück der Liebe erschienen. Darf ich plaudern, Ernestine?

„Wenn du glaubst, antwortete die Professorin, daß das unsre Freunde unterhält, und wenn du discret seyn willst."

„Der Roman unsrer Liebe ist kurz, und fast in den wenigen Worten zusammenzufassen: „Blandine sah her, Lenardo sah hin," und zwar war es auch hier Blandine, die hersah."

„Du bist unartig, sagte drohend die Professorin."

„Es war vor nunmehr neunzehn Jahren an diesem Tage, als ich, obschon ungern — denn lieber hätte ich meinen Geburtstag in der Einsamkeit oder in einem kleinen Kreise vertrauter Freunde zugebracht — der Einladung in eine zahlreiche, gemischte Gesellschaft folgte, wo denn auch meine Frau mit ihren Eltern erschien, mir noch gänzlich unbekannt. Ich gestehe, daß ich ihr nur eine flüchtige Aufmerksamkeit schenkte, obgleich sie mir auf den ersten Blick gefiel; denn ich hatte damals noch keine Stelle, und dachte nicht ans Heurathen. Aber so oft zufällig mein Blick auf sie fiel, begegnete ich ihrem Auge, das sie dann schüchtern niederschlug. Indeß zog selbst dieß meine Aufmerksamkeit nicht sehr auf sich; denn ich war nicht eitel genug, um zu glauben, daß ich eine Eroberung gemacht hatte, wie es doch wirklich war."

„Du beliebst einmal zu scherzen, und so will ich mich nur geduldig Preis geben, sagte die Professorin."

„Nach dem Thee wußte die blöde Schäferin es so einzurichten, daß sie neben mich zu stehen kam, und da konnte ich nicht umhin sie anzureden. Es zeigte sich nun, daß ich als Prediger auf das zarte Herzchen Eindruck gemacht hatte; denn sie fragte mich, ob ich nicht bald wieder predigen würde. Als nachher die Gesellschaft in den Garten ging, unterhielt ich mich längere Zeit mit ihr; ich sah, daß sie mir mit inniger Neigung zugethan war, wurde selbst auch warm, und unser Bund war so gut als geschlossen.“

„War das aber nicht etwas leichtsinnig von dir, lieber Vater, fragte Dorothea, die älteste, Tochter, da du die Mutter damals noch so wenig kanntest.“

„Sehr weise bemerkt, mein Töchterchen, antwortete der Vater; aber ich habe von jeher die Eitelkeit gehabt, mich auf die Menschenkenntniß verstehen zu wollen, und dießmal wenigstens habe ich mich nicht betrogen.“

„Die Frau Professorin, sagte der Doktor Sch., die Sie auf der Kanzel gesehen und gehört hatte, war wohl im Falle, Sie zu kennen; denn ich habe nie einen natürlichern und herzlichern Vortrag, als den Ihrigen, gehört. Sonst dient der steife, manierirte Vortrag der

meisten Prediger wenig dazu, ihre Gemüthsart kennen zu lernen.“

„Glücklich die Jungfrau, bemerkte ich, deren Herz durch solche geistige Eindrücke zur Liebe erregt wird, und das Weib, das im Manne die geistige Ueberlegenheit verehrt! Glücklich aber auch der Gatte, der auf diese Weise der Hingebung und Liebe der Gattin gewiß ist!“

„Ich lernte meinen seligen Mann, sagte Elisabeth, die Hausfreundin, kennen und lieben, als ich ihn am Krankenbette einer Freundin sah. Die Sicherheit seines Blickes, die Ruhe, mit welcher er Alles aufnahm, und die Theilnahme, die er der Kranken bewies, gewannen ihm mein Herz.“

„Er war ein Arzt, versetzte der Professor, im edelsten Sinne des Wortes, denn er war ein Mann; und wie beim Geistlichen, so beim Arzte, macht Herz und Charakter eben so viel, als Wissenschaft.“

„So wurde ich an meinem Geburtstage, fuhr er fort, zu einem neuen, erhöheten, verdoppelten Daseyn geboren; denn so nenne ich die Ehe, und mir wenigstens ist sie das. Und sonderbar! ein Jahr darauf an demselben Tage erhielt ich die Ernennung zu meiner Professur, wodurch ich in Stand gesetzt wurde, meine geliebte Ernestine in mein Haus zu führen.“

„Ihnen ist also, sagte Elisabeth, Ihr Geburtstag ein Tag des Glückes; an dem meinigen verlor ich meine Mutter und meinen Gatten; ich war nicht dazu geboren, glücklich zu seyn.“

„Ein Aberglaube, der glücklich macht, bemerkte der Professor, ist zu dulden, aber nicht ein solcher, der das Unglück erschweren hilft. Ich gestehe, daß ich ein gewisses Vertrauen zu meinem Geburtstage habe, der mir das Glück meines Lebens gebracht, und an dem ich noch fast jedes Mal ein frohes Ereigniß erlebt, eine angenehme Erfahrung gemacht habe. An diesem Tage entdeckte mir meine Ernestine zum ersten Male, daß sie Hoffnung habe, Mutter zu werden; und das merkwürdigste ist, daß mein Adolph an demselben Tage geboren ist. Gleichwohl ist es nichts als Aberglaube, wenn ich diesen Tag für einen glücklichen halte.“

„Große Männer, sagte die Professorin mit schalkhaftem Lächeln, hegen gern einen solchen Aberglauben. Napoleon hielt auch auf Tage viel.“

„Diese Rache sei dir von Herzen gegönnt, meine Liebe, erwiederte der Gatte.“

„Aber ist es so unvernünftig, warf der Doctor ein, an eine solche Verknüpfung der menschlichen Schicksale mit gewissen Zeitverhältnissen zu glauben? Wenn Glück und Unglück nicht bloßer

Zufall ist, so kann und muß es durch eine gewisse Nothwendigkeit bestimmt und diese zuweilen deutlich erkennbar seyn.“

„Zufall ist nichts, was geschieht, aber nur in der Ordnung der Gestirne ist eine meßbare Nothwendigkeit: sonst versagt sich Alles der menschlichen Berechnung, und an die höhere Nothwendigkeit der heiligen, liebevollen Vorsehung ziemt uns nur zu glauben. Sie sei gepriesen, daß sie mich so glücklich geführt hat, und ihr vertraue ich, daß sie mich ferner glücklich führen wird. Aber sollte sie mir noch Prüfungen beschieden haben, so will ich auch diese mit Vertrauen bestehen. Vertrauen ziemt selbst dem Unglücklichen; denn die allmächtige Liebe thut immer wohl, auch wenn sie Wunden schlägt.“

„Ich habe diesen Glauben erprobt, rief ich bewegt: ich habe die Thränen der schmerzlichsten Trauer geweint, aber doch die Lebensfreude, und in reinerer Art, wieder gewonnen.“

„Erhaben zu seyn über den Wechsel von Glück und Unglück, wie über Zeit und Raum, ziemt dem selbstständigen Geiste und dem treuen Herzen.“

„Doch jetzt, unterbrach die Professorin ihren Gatten, wollen wir uns an die Zeit binden. Wenn wir noch vor Tische den Spaziergang in

den Wald machen wollen, so müssen wir aufbrechen.“

„Man folgte ihrem Winke, und begab sich auf den Weg. Die Gesellschaft vertheilte sich bald. Der Doctor ging mit Dorotheen voraus. Die Professorin mit Elisabeth und den Kindern blieben zurück, und der Professor hielt sich zu mir. Ich mußte ihm von meiner seligen Gertrud erzählen, und wir kehrten dann wieder auf den vorigen Gegenstand des Gesprächs, Schicksal und Vorsehung, zurück.

„Es ist ein gemeiner, für fromm geltender, aber sehr unfrommer Glaube, bemerkte mein Lehrer, daß man von der Vorsehung nichts zu erwarten habe, als was zu demjenigen führe, was man das Glück des Menschen zu nennen pflegt. Die Erfahrung zeigt, daß sehr viele Menschen unglücklich sind, und es ihr Lebelang bleiben, daß sehr viele auf eine höchst bedauernswerthe Weise untergehen. Soll ich nun wähnen, daß ich der Liebling der Vorsehung sei, und daß sie mich vor allem Unheil bewahren werde? So wähnt nur die Selbstsucht. Die demüthige Ergebung erkennt die Möglichkeit, daß einem Jeden das herbste Schicksal bevorstehen könne, und macht sich in voraus darauf gefaßt; aber sie erwartet es nur von der weisen Liebe des Allmächtigen, und er-

kennt darin etwas Heilsames, nicht in dem Sinne, daß es zum irdischen Glücke führen werde, sondern daß es für das Ganze nothwendig und für das geistige Heil des Einzelnen zuträglich seyn könne, wenn er es nämlich zu benutzen weiß."

„Mir scheint überhaupt, erwiederte ich, daß der gemeine Glaube, den selbst die meisten Geistlichen begünstigen, ganz von Selbstsucht durchdrungen sei."

„Ja wohl, versetzte er, der Glaube der Meisten ist ein sich Abfinden mit der übersinnlichen Weltordnung, wobei man so viel als möglich vom Irdischen und Selbstischen zu retten sucht. So ist der gewöhnliche Unsterblichkeits-Glaube nichts als ein Linderungsmittel, aber kein Heilmittel des Schmerzes; man beschwichtigt ihn mit Vertröstungen auf den zukünftigen Wiedergewinn des Verlornen, heilt aber das Herz nicht gründlich durch demüthige Verzichtleistung auf das Irdische und reine Hoffnung auf das Himmlische. Viele Geistliche glauben ihre Bestimmung erfüllt zu haben, wenn sie die Trauernden, wie weinende Kinder, mit schlecht begründeten, vorgespiegelten Hoffnungen beruhigen, und sie rufen, wie der Prophet sagt, Friede, wo kein Friede ist."

„Die meisten scheinen überhaupt, setzte ich hinzu, gleich den Priestern des Alterthums, den Grundsatz zu befolgen, daß sie sich zum Volke herablassen müssen, da sie es doch emporheben sollten.“

„Die Gesellschaft vereinigte sich wieder an einem von hohen Buchen überwölbten Platze, von dem man glaubte, daß er einst den alten Deutschen zum Opferplatze gedient habe. Die Gesangkundigen der Gesellschaft stimmten ein Lied an, das sich unter dem Laubgewölbe recht feierlich ausnahm.“

„Es war doch ein schöner Gebrauch, sagte ich, die Gottheit in der Stille des Waldes zu verehren.“

„Ja wohl, erwiederte der Professor; aber schöner noch ist es, es nicht zufolge eines Gebrauches, unter der Leitung herrschsüchtiger Priester, sondern aus freier Bewegung zu thun, wie wir es jetzt thun. Er bat sich von den Sängern ein geistliches Lied aus, in welches Alle einstimmten.“

„Als man geendigt hatte, nahm der Doctor Dorotheens Hand, und führte sie zu den Eltern, indem er sagte: Wir haben uns so eben unsre Liebe bekannt, und bitten um Ihre Einwilligung. Dieser Tag bewährt seinen glücklichen Charakter,

er will auch uns beglücken, und Ihr Glück, theure Eltern, erhöhen. Geben Sie Ihren Segen zu unsrer Verlobung! Das glückliche Paar knieete nieder, und Vater und Mutter legten ihre Hände auf sie. Seid glücklich, liebe Kinder, so glücklich, wie wir es waren und noch sind! rief der Vater. Gott segne euch! Dann hielten Beide in Doppelumarmung das geliebte Paar umschlungen, und gerührt brachten wir andern unsre Glückwünsche dar.“

„In der glücklichsten Heiterkeit vollbrachten wir das Uebrige des schönen, festlichen Tages. Wir nahmen ein mäßiges Mahl ein, wobei es nicht an frohen Trinksprüchen und Gesang fehlte. Nachher schifften wir uns auf dem See ein, machten einen Weg von einer halben Stunde zu Fuße, und gewannen eine Anhöhe, von wo wir eine reizende Aussicht genossen. Am Fuße derselben erwarteten uns dann zwei Wagen, in denen wir nach Hause fuhren. Die Gesellschaft war von der besten Laune belebt, und mein geliebter Lehrer erschien von der Freude wie verklärt. Wie innig fühlte ich den Werth eines glücklichen Familienlebens, das durch höhern Sinn und Lebensweisheit veredelt ist! Braut und Bräutigam waren von ihrem Glücke gehoben, und erschienen mir in einem weit anziehenderen Lichte.

Besonders kam mir das Mädchen ungleich reizender und liebenswürdiger vor. Das ist die Macht der glücklichen Liebe und des Bewußtseyns geliebt zu seyn: darin findet das Weib erst seine wahre Würde. Ich gestehe Ihnen, verehrte Freundin, daß mein Herz zugleich von wehmüthiger Sehnsucht und hoffendem Verlangen bewegt war. O Glück der Liebe! Was ist ohne dich das Leben!" —

Sechstes Kapitel.

„Die Sittenlehre des Professors S. athmet hohe Begeisterung. Nach ihm ist das sittliche Leben nichts als das reine Leben des Geistes in seiner Kraft und Selbstständigkeit, der Sieg desselben über alles, was ihn hemmt und niederdrückt, die vollkommene Erscheinung des geistigen, innern Menschen in der Aussenwelt. Aber es hat im Innern, in der Gesinnung, seine Quelle, und jede äussere Handlung hat nur in sofern Werth, als sie lebendig aus dem Innern hervorgeht."

„Die Tugend besteht im Kampfe mit der Sinnlichkeit, und die tugendhafte Gesinnung in der Erhebung des Geistes über das Irdische und dessen selbstsüchtige Liebe. Dieser Kampf, diese Erhebung sind stets nothwendig, weil ein Zwiespalt im Menschen ist zwischen Geist und Sinnlichkeit, weil ihn so vieles zur Sinnenlust hinzieht. Aber der Sieg soll nicht in der Vernichtung der Sinnlichkeit, sondern in der Unterordnung und Mäßigung derselben gesucht werden; und

derjenige hat die Höhe der Sittlichkeit erstiegen, in dem die Sinnlichkeit nicht mehr den empörten, sondern den gehorsamen Unterthan macht!“

„Je roher der Mensch, je größer der Zwiespalt in ihm, desto heftiger ist der Kampf zwischen Sinnlichkeit und Geist, daher die Buß- und Selbstpeinigungs-Uebungen da herrschend sind, wo die sinnliche Rohheit noch das Uebergewicht hat. Das Christenthum bedient sich des Bußkampfes nur als eines Anfangs- und Durchgangspunktes; es will den Geist je mehr und mehr über diesen Kampf zur Herrschaft erheben.“

„Wie Leib und Seele innig verbunden sind, so soll auch zwischen Geist und Sinnlichkeit Einklang seyn, und der erste die zweite herrschend und bildend durchdringen. Eine schöne, gesunde Sinnlichkeit, eine würdige, anmuthige körperliche Erscheinung, ein Zurückstrahlen des Geistes auf seine körperliche Hülle, wird von der Weisheit nicht nur geduldet, sondern gefordert. Der wahre Weise ist ein Freund der unschuldigen Lebenslust.“

„Die Kraft und Selbstständigkeit des Geistes erweist sich darin, daß er sich rein durch sich selbst und seine innern Gesetze bestimmt, nicht aus Begierde und Furcht, sondern aus Achtung und Liebe für das in sich Gute und Schöne handelt;

wenn er aus rein geistiger Bewegung rein geistige Zwecke verfolgt; wenn er alles achtet, schätzt pflegt und fördert, was zu seiner Würde und zur Entwickelung und Aeusserung des geistigen Lebens gehört. Zweierlei ist in diesem Handeln erforderlich: erstlich die reine geistige Stärke und Lebendigkeit des Willens, wodurch der Mensch mit Muth, Freudigkeit und unerschütterlicher Festigkeit seinem Ziele entgegengeht, und zweitens die Reinheit und Wärme des Herzens, wodurch er das Gute und Schöne über alles Gemeine und Werthlose setzt, und in Allem nach dem Höchsten strebt."

„Die Willensstärke zeigt sich oft in der Heldengröße ohne Reinheit des Herzens, ohne wahre Liebe; die Liebe erscheint oft thatlos, in leidender Gefühligkeit. Nur wenn diese beiden reinen Strahlen des Geisteslichtes sich vereinigen, entsteht das volle Bild des wahren Lebens."

„Alle Sittenregeln helfen nichts ohne diese Willensstärke und diese Liebe. Die Sittenlehre thut wohl etwas dazu, den Menschen für die gesunde Lebensansicht zu gewinnen, indem sie ihm das Vernünftige und Würdige derselben einleuchtend darstellt; aber sie setzt immer eine Empfänglichkeit dafür voraus. Die Erziehung thut sehr viel, wenn sie durch Liebe und lebendiges Beispiel

belebt und unterstützt wird; noch mehr die Gemeinschaft der nächsten Lebensgenossen und des ganzen Volkes, die herrschende Sitte, der öffentliche Geist. Aber alle diese Anregungen und Einflüsse veranlaßt und ordnet Gott, der auch die Natur des Menschen schafft. Von ihm kommt der gute sittliche Geist. Kein Gebet ziemt daher dem Menschen mehr, als das: Gib uns deinen heiligen Geist! Mit Sehnsucht und Empfänglichkeit sollen wir uns den Einwirkungen des guten Geistes hingeben, und er zieht gern ein in das aufgeschlossene Herz. Schon ist viel gewonnen, wenn der Mensch sich über sich selbst erhebt, nicht vollkommen zu seyn glaubt, nicht in enger Selbstsucht befangen ist. In uns wohnt ein Funke des Geistes, aber er muß angefacht werden durch den Geist, der im Ganzen lebt, der schaffend und belebend durch das sittliche Reich Gottes wehet."

„Darum ist die Gemeinschaft so wichtig für das sittliche Leben, die Gemeinschaft der Familie, der Freunde und Geliebten, der Berufs- und Standesgenossen, der Kirche und des Staates. Nur als Glied eines Ganzen wird der Mensch zum Menschen; nur an einer liebenden Brust erwärmt sich das Herz zur Liebe. Glücklich, wem Gott liebende, edle Eltern und begeisterte Freunde gab, wen er in einer lebendigen, von

großen Ideen bewegten Staats- und Kirchengemeinschaft geboren werden ließ!"

„Dieser lebendige, reine sittliche Geist ist an sich eins mit dem auf das Höchste gerichteten erkennenden Geiste, die Liebe mit dem Glauben. Wer lebendig an eine übersinnliche Welt glaubt, der liebt auch die übersinnlichen Güter, und strebt darnach. Wer an die Unsterblichkeit glaubt, der lebt für das Ewige und Unvergängliche; wer an eine ewige Ordnung der Dinge glaubt, der unterwirft sich ihr mit begeistertem Gehorsam; wer an einen heiligen Gesetzgeber und Regenten der Welt glaubt, der ergibt sich mit ganzer Seele seinem heiligen Dienste. Der reine Geist ist immer eins in all seiner Thätigkeit."

„Mich entzündet die Erkenntniß der Ideen zu einer begeisterten Liebe des Uebersinnlichen, und die Liebe belebt und kräftigt hinwiederum diese Erkenntniß. Dieselbe Kraft des Geistes hebt mich empor im Erkennen und Streben über den eiteln Schein der Sinnenwelt zu der Unvergänglichkeit des Ewigen."

„O wie groß fühle ich mich, geliebte Freundin, und wie demüthig zugleich! Groß, indem ich über mich selbst und die engen Schranken der befangenen Selbstheit erhoben bin, und demüthig, indem ich mich liebend und hingebend einfüge in

das große Ganze des Lebens, dessen Glied ich bin. Das Herz ist oft größer, als der Wille, und ich traue mir vielleicht zuviel zu. Aber ich fühle in mir die Bereitwilligkeit, mich und mein Glück einem großen Zwecke zu opfern. Nimm mich beim Worte, heiliger Gott, und führe mich zum Opferaltare, ich will nicht zaudern noch zagen! Du wirst mir Kraft geben, das Größte zu vollbringen; denn nichts größeres ist, als freudig im Kampfe für eine große Sache unterzugehen. Wenn der Geist alles, was nicht ihm eigen ist, Leben und irdisches Glück demjenigen hingibt, was ihm das eigenste ist, Gerechtigkeit, Tugend, Liebe, dann erweist er sich in seiner reinsten Kraft; in der Flamme des Opfertodes sprühet der Funke des Geistes leuchtend auf, und verklärt sich zum ewigen Lichte."

„O könnte ich die Fülle der sittlichen Ideen, die mein herrlicher Lehrer in mich geworfen hat, die in meinem Innern wallt und wogt, in klarer Verständlichkeit vor Ihrem Geiste ausbreiten, in lebendiger Wärme in Ihr edles, für alles Gute und Schöne empfängliches Herz überströmen! Der sittliche Geist ergießt sich als lebendige Kraft veredelnd und verschönernd in alle Verhältnisse des Lebens, vermannichfaltigt sich in tausendfachen Pflichten, Obliegenheiten, Bestrebungen

und Richtungen, und ist doch stets der eine und selbe Geist. Was gerecht, ehrlich, keusch, edel, schön und liebenswürdig ist, ist nichts als die Aeusserung des Geistes in seiner reinen Kraft und Selbstständigkeit, in seiner siegenden Herrschaft über die Sinnlichkeit und Selbstsucht.“

„Diese Sittenlehre schließt mir nun auch erst das rechte Verständniß der Kunst und Dichtung auf, und bringt die rechte Klarheit in die Ansichten, die ich früher davon gefaßt habe. Künstlerische und dichterische Schönheit ist nichts, als das reine, selbstständige Leben des Geistes in vollkommener, anschaulicher Erscheinung, oder die höchste Sittlichkeit in lebendig ergreifender, vollkommen befriedigender, sich ganz aussprechender Form. Sind es nicht Handlungen, Gesinnungen und Bestrebungen, was die Kunst und Dichtung darstellt, sondern Gefühle der Freude und Trauer, des Vertrauens und der Hingebung, des reinen Selbstgefühls und der demüthigen Anbetung: so gehört auch dieß der sittlichen Natur des Geistes an; denn in diesen Gefühlen findet das Gemüth seine höchste Erhebung und seligste Ruhe; in ihnen schließt sich das innere Leben ab zur reinen Einigung und Vollendung. Die fromme Stimmung eines mit

sich selbst, der Welt und Gott einigen Gemüths ist nichts als die höchste Blüthe der Sittlichkeit; Handeln und Streben findet sein höchstes Ziel in der seligen, gottinnigen Ruhe."

Siebentes Kapitel.

Cölestine an Euphrosyne.

„Ein zerstreuter, langweiliger Gesellschaftsabend ist glücklich überstanden, die süße Stille der Nacht bleibt mir ungestört, und ich setze mich an den Schreibtisch, auf welchen der Abendstern so freundlich hereinfunkelt, um Ihnen, theure Freundin, zu schreiben. Das Andenken an Sie ist so still erhebend, wie dieser heitere nächtliche Himmel; in Ihrer reinen, großen Seele stehen die Sternbilder des höheren Lebens glänzend da, und gern richte ich dahin mein inneres Auge.“

„Ich gestehe Ihnen, daß ich des beruhigenden, aufklärenden Andenkens an Sie in diesem Augenblicke ein wenig bedarf; denn es ist nicht ganz ruhig und klar in mir. Das alte Klaglied erneuert sich bei mir wieder, und in derselben langweiligen Weise. Ich habe schon wieder einen Freier! Und dieß Mal werde ich von allen Seiten bestürmt, selbst von meinem Oheim, der den jungen Mann sehr begünstigt. In der That ver-

einigt er auch sehr Vieles in sich: er ist von Familie, reich, wohlgebildet (Manche nennen ihn sogar schön), hat Erziehung, Kenntnisse und Kopf, auch rühmt man seine Aufführung. Und doch habe ich nicht einmal Achtung für ihn, geschweige Neigung. Ich schätze wohl seine guten Eigenschaften, und achte ihn als Menschen; aber ich habe nicht die Achtung für ihn, die nach meiner Meinung das Mädchen für den Jüngling ihrer Wahl fühlen soll. Ich finde ihn nicht nur nicht mir überlegen an Geist und Gemüth, sondern glaube ihn sogar unter mich stellen zu müssen. Wie stolz geurtheilt, werden Sie sagen. Aber ich will gern zugeben, daß er gelehrter, scharfsinniger, einsichtsvoller, als ich, seyn mag; nur fehlt ihm jener geistvolle Blick über das menschliche Leben und die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten, jenes feste, entschiedene Urtheil, jene großartige Ansicht, jenes volle, große Herz, was ich alles von einem Manne, den ich achten und lieben soll, verlange; und mich dünkt, ich sehe das Leben, von einem höheren Standpunkte an, als er. Darf ich nun aber einem Manne dieser Art meine Hand geben? Diese Frage richte ich an Sie, und Ihren reinen Sinn, und indem ich sie an Sie richte, beantworte ich sie auch schon mit einem festen, klaren Nein. Ich

will von dem Manne, den ich heurathen soll, überwunden, angezogen, gefesselt seyn, oder frei bleiben. Eine Heurath aus Rücksichten halte ich für etwas Unwürdiges, und eine aus bloßer Vernunft wenigstens nicht für das Rechte. Die Vernunft soll ihre Einwilligung dazu geben, das Herz aber sich entscheiden, und dazu bedarf es einer unwiderstehlichen Gewalt. Wozu soll mir ein Mann? um Mutter zu seyn und Kinder zu haben? Ja, das ist eine schöne Bestimmung! Wie soll ich aber die Kinder erziehen, wenn der Mann mich nicht mit seinem höheren Geiste, mit seinem festeren Charakter dabei unterstützt? Ich bin glücklich: ich habe eine gute, zärtliche Mutter, eine Schwester, die meine Liebe und Sorgfalt dankbar belohnt, einen väterlichen Freund an meinem Oheim, liebenswürdige Gespielinnen, mit denen ich gern harmlos manche Stunde verplaudere, wenn sie mich auch nicht ganz verstehen; und an Ihnen habe ich eine Freundin, an der meine ganze Seele hängt. Ich habe angenehme, lehrreiche, bildende Beschäftigungen; die Natur spendet mir ihre Freuden; Kunst und Dichtung öffnen mir ihre Heiligthümer; und die Zeit allein scheint gegen mich zu kargen, indem ich oft den Tag zu kurz, die Stunden zu eilig finde, um

Alles zu benutzen und zu genießen, was sich mir darbietet.“

„Man droht mir mit dem Schreckbilde der alten Jungfer; aber ich biete ihm Trotz. Ist es denn dem Weibe ganz versagt, etwas an sich selbst zu seyn durch Geist, Gemüth und Charakter? Läßt sich der jungfräuliche Stolz nur so lange behaupten, als Jugend und Schönheit blühen? Ist das Gefühl der verfehlten weiblichen Bestimmung für die Gesellschaft mit nichts zu überwinden? Nun wohlan! ich wage es. Ich fordere das männliche Geschlecht auf, durch einen würdigen Stellvertreter mein Herz zu bezwingen; wo nicht, so sei meine Altjungferschaft ein Spott auf dessen Ohnmacht. Ist es denn so schwer, ein der Liebe empfängliches Herz zu rühren?“

„Ich habe nun einmal den Begriff von weiblicher Ehre, daß man sich nur aus Liebe einem Manne zu eigen geben soll. Um Geld, Reichthum, Stand sich zu verkaufen, ist unedel; aber ist es auch nicht unwürdig, seine Freiheit in der Absicht hinzugeben, daß man die dem Weibe gebührende Stelle in der Gesellschaft einnehme? Ich halte mein Selbst für höher, als jedes äussere menschliche Verhältniß. Einem liebenden Manne die Hand zu reichen ist nicht unedel; ich aber will es nur dem zugleich liebenden

und geliebten thun; denn nur dann ist das Band gegenseitig geknüpft und umschlingt den ganzen Menschen.“

„Nichts hat mich mehr gerührt und erhoben, als jene Ehrenrettung der alten Jungfern, die es darum geblieben sind, weil sie ihr Herz nicht wegwerfen wollten, in Jean Pauls Hesperus. Der jungfräuliche Kranz ist schöner, wenn er verwelkt, als wenn er zerrissen und in den Koth getreten ist. Wie groß ist es, das Glück der Liebe zu verschmähen, weil das Herz es nur rein und ganz, oder gar nicht besitzen will!“

„Ich habe mich einmal über diesen Gegenstand verbreitet, und bin so offenherzig gegen Sie, meine Theuerste, geworden, daß ich nicht umhin kann, mich endlich über einen Punkt zu erklären, den Sie wiederholt berührt haben. Sie scheinen in der Meinung zu stehen, daß Heinrich Melchthal auf mein Herz einen Eindruck gemacht habe; oder vielmehr Sie meinen, er müsse und werde es gethan haben, indem er ganz der Mann für mich sei. Ich ehre die freundschaftliche Theilnahme und Sorge, die Sie für den jungen Mann hegen, und der Wunsch scheint mir von Ihrer Seite ganz natürlich, ihn wieder glücklich zu zu sehen, so wie es schmeichelhaft für mich ist, daß Sie glauben, er könne es durch mich werden.

Aber etwas zu rasch in Ihrer Erwartung möchten Sie doch wohl seyn. Ich gestehe, daß ich das erste Mal aufmerksam auf ihn geworden bin, indem mich sein bescheidenes, gehaltvolles Wesen anzog. Als ich ihn in München sah, erschien er mir schon dadurch in einem anziehenden Lichte, daß er seine Geliebte verloren hatte. Der wehmüthige Ernst seines Ausdrucks, der doch der Erheiterung durch die Theilnahme an der Kunst fähig war, gab ihm gleichsam das Gepräge einer höhern Weihe. Ueberhaupt scheint mir auf demjenigen, der um einen geliebten Todten trauert, der Abglanz einer höheren Welt zu liegen; denn sein Blick muß ja dahin gerichtet seyn. Ich halte Ihren Freund in der That für einen ausgezeichneten Jüngling, der, über das Gemeine erhaben, das Leben von einem höheren Standpunkte auffaßt. Vielleicht darf ich ihn für einen Gleichgesinnten halten; und er muß es ja seyn, weil er Ihr Freund ist. Aber mehr weiß ich Ihnen nicht zu gestehen. Ich denke mit vollkommener Ruhe an ihn, und würde ihm von Herzen zur Verbindung mit einer Andern Glück wünschen."

„Doch es ist Zeit zu schließen. Der Abendstern ist unterdessen untergegangen, und ich bin noch allein im Hause wach. Dieß Mal habe ich

nur von mir allein geschrieben, aber es war mir Bedürfniß, Ihnen mein Herz zu öffnen."

Euphrosyne an Heinrich Melchthal.

„Ihre verschiedenen Mittheilungen über die Belehrungen, die Sie Ihrem verehrten Lehrer verdanken, habe ich mit Theilnahme gelesen, und freue mich, Ihren Geist gehoben zu sehen. Es mag wohl das reinste Vergnügen seyn, dessen der Mensch fähig ist, ins Heiligthum der Wahrheit einzudringen und den wißbegierigen Geist aus ihrem Götterquell zu tränken. Und Ihre Wißbegierde ist so uneigennützig, so ganz die Frucht reiner Wahrheitsliebe, daß sie die wärmste Theilnahme verdient. Sie huldigen der Wissenschaft als einer Göttin, buhlen nicht um sie als eine irdische Geliebte, mit der Sie das Glück Ihres Lebens machen wollen. Ich sehe es auch gern, daß Sie Sich auf eine Höhe erhoben haben, von welcher Ihnen das Schicksal Ihres Lebens gleichgültig erscheint; man muß über dem Leben stehen, um es recht zu fassen und zu genießen. Aber ich hoffe, daß das Herz Sie aus der kalten Höhe wieder hernieder ziehen wird in die warmen, blumigen Auen des Lebensglückes, und freue mich, daß Sie dafür noch Sinn und Empfänglichkeit haben, wie Ihr vorletzter Brief zeigt."

„Ich habe einen schönen Brief von Cölestinen erhalten, den ich Ihnen gern mittheilen möchte, wenn es die Discretion erlaubte. Sie weist einen Freier nach dem andern ab; keiner noch konnte dieß große, stolze Herz rühren. Gewiß ist es Ihnen aufbehalten. Sie besitzen ihre Achtung in einem hohen Grade, und es will viel sagen, einem solchen Herzen Achtung abzunöthigen. Sie legt einen hohen Maßstab an die Männer; sie will ihren hohen Geist, ihr großes Herz von demjenigen übertroffen sehen, dem sie dieses schenken soll. Die Prinzessin Turandot wollte sich im Räthselkampfe besiegt sehen; Cölestine stellt sich zu einem höheren Wettstreite: reizt dieß Ihre Kampflust nicht, mein irrender Prinz?"

„Sie wollen, daß ich Ihnen mehr, als bisher von mir schreibe, wie ich lebe, was ich treibe. Mein Leben geht den gewohnten, ruhigen Gang. Ich beschäftige mich noch immer in der Weise, die Sie kennen, lese, musicire, sticke und unterrichte. Seit Sie uns verlassen haben, habe ich manches Neue gelesen, und über Einiges Ihnen schon meine Bemerkungen mitgetheilt. Letzthin kamen mir zufällig die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders in die Hände, und ich las dieses anziehende Büchlein mit recht lebhaftem Andenken an Ihr Studium der Kunst.

Sie müssen es lesen, wenn Sie es nicht schon kennen. Kindlicher, hingebender, treuer kann sich die Kunstliebe nicht aussprechen, als hier. Wie der Liebende sehnsüchtig den Anblick der Geliebten sucht, und, wenn sie ihm einen lächelnden Blick zuwirft, überselig ist: so dieser Verehrer der Kunst; wo ihm ein Schimmer ihrer Schönheit erscheint, da wallt ihm das Herz von himmlischem Entzücken, und sehnsüchtig folgt er jeder ihrer Spuren, um zu ihrem Heiligthum zu gelangen."

„Eine neue Liebhaberei habe ich gewonnen; ich beschäftige mich mit der Blumenzucht, und Adelbert ist so gefällig gewesen, mir ein Gewächshaus bauen zu lassen. Diese Beschäftigung mit den sanften Kindern der Natur, die keine Leidenschaft noch Begierde kennen, auf Kosten keines Geschöpfes leben, sondern harmlos an den Brüsten der Erde und der Luft saugend heranwachsen, hat etwas sehr Beruhigendes und still Erfreuendes. Das Wachsthum geht langsam, aber sicher von Statten, übt in der Geduld, nährt die Hoffnung und befriedigt sie auch. Selten, daß uns ein Mißgedeihen und eine Krankheit stört und täuscht; lauschen wir der Natur ihre Gesetze ab, und gehorchen ihnen treu, so erreichen wir das Ziel unserer Bemühung. Welche Freude, wenn eine lang

gepflegte Pflanze Knospen treibt, und nun die Blüthe hervorbricht! Der neue Gärtner, den wir angenommen haben, ein alter Mann, der lange einem hiesigen Hause gedient hatte, und durch den Tod seines Herrn ausser Brod gekommen war, trägt viel dazu bei, mir diese Beschäftigung lieb zu machen. Er lebt ganz in seinen Blumen, und das Harmlose und Sanfte ihrer Natur scheint in seine Gemüthsart übergegangen zu seyn."

„Sie sehen also, ich bin ruhig und nicht ohne Lebensfreuden. Den Verlust, den mir Ihr Weggang gebracht, scheint mir das gütige Schicksal durch eine neue Freundin ersetzen zu wollen, die Frau eines Kaufmanns, der sich hier vor kurzem niedergelassen hat. Wir verstehen uns, haben gleiche Bedürfnisse des Geistes und Herzens, und gewinnen zu einander immer mehr Vertrauen. Wenn ich Jemand habe, dem ich mein Herz öffnen kann, in dem meine Gefühle einen Wiederklang finden: so bin ich zufrieden."

Achtes Kapitel.

Heinrich Melchthal besuchte nun auch die Vorlesungen des Professors E. über die christliche Glaubenslehre; denn er war der Meinung, daß ein gebildeter Mensch sich nicht mit dem ersten christlichen Jugendunterrichte begnügen, sondern über seinen Glauben eine klare und gründliche Verständigung suchen solle. Der philosophische Glaube, den er gewonnen hatte, genügte ihm nicht, obschon viele der Gebildeten bei dem sogenannten Vernunftglauben stehen bleiben und entweder Verächter des Christenthums, oder doch dagegen gleichgültig sind. Die Ergebnisse, die er durch dieses Studium gewann, und die er ebenfalls Euphrosynen mittheilte, waren ungefähr folgende.

„Die Wahrheit ist nur eine, und die philosophische von der christlichen dem Gehalte nach nicht verschieden. Aber Form und Ausdrucksweise ist eine andere bei dieser, als bei jener. Die Religion an sich, wie sie in der Vernunft liegt, ist die Erkenntniß des Ewigen im Gefühle, wäh-

rend die Philosophie dieselbe in reinen Verstandesbegriffen faßt; die christliche Religion aber bringt diese gefühls- und begriffsmäßige Erkenntniß in geschichtlichen Thatsachen und Sinnbildern zur lebendigen Ueberzeugung, und verwirklicht das, was nur in schwebender Allgemeinheit in der Vernunft liegt."

„Die Wurzel des Christenthums ist ein liebender Glaube und eine gläubige Liebe, worauf auch in der Vernunft-Religion alles ankommt. Aber der Christenglaube hat nicht bloß das Uebersinnliche zum Gegenstande, sondern findet in der Geschichte eine Offenbarung und Bewährung desselben. In Christus ist alles wirklich geworden, was der Fromme glaubt und liebt. In ihm war die höchste Wahrheit und die höchste Liebe, und er hat beiden den Sieg verschafft im Menschenleben, indem er den Tod der Aufopferung starb. Er ist das Urbild der reinen Menschheit in ihrer Vereinigung mit der Gottheit. Die Gottheit ist in ihm zur Menschheit herabgestiegen, und die Menschheit zur Gottheit aufgestiegen. Der Zwiespalt zwischen Fleisch und Geist, der übersinnlichen Weltordnung und dem Menschenleben, Gottheit und Menschheit, ist in ihm, dem Gottmenschen, ausgeglichen, und eine vollkommene Versöhnung gestiftet."

„Was Vielen im Christenthum anstößig ist, das ist die der Zeit seiner Entstehung und dem Volke, unter dem es entstand, angehörige Form der Lehrsätze und Sinnbilder; und die Aufgabe der christlichen Theologen ist, dieses Zeit- und Volkgemäße so zu erklären und zu beleben, daß es für uns verständlich und ansprechend werde. Viele nehmen es buchstäblich, und huldigen so dem Aberglauben. Auch in die öffentlich festgesetzte Kirchenlehre ist manches Mißverständniß der Art gekommen.“

„Die Lehrsätze der Bibel sind meist in einer kindlich bildlichen Sprache ausgedrückt. Gott und alles Uebersinnliche wird menschlich gefaßt, und so zwar dem philosophischen Denken nicht genug gethan, aber wohl dem einfachen frommen Herzen, indem das Bildliche immer lebendiger und ansprechender ist, als das rein Abgezogene. Doch ist über solche Lehrsätze weniger Streit, als über das Geschichtliche der Bibel; und auf dieses war vorzüglich meine Aufmerksamkeit gerichtet, indem ich schon längst Zweifel dagegen gehegt, und eine mir anstößige Aehnlichkeit desselben mit den heiligen Sagen anderer Völker entdeckt zu haben glaubte.“

„Diese Aehnlichkeit gibt mein Lehrer zu, macht aber auch wieder einen großen Unterschied

geltend. Nach ihm liegt der biblischen Geschichte wirkliche, geschichtliche Wahrheit zum Grunde, die aber nach dem Geiste des Alterthums zum Theil sinnbildlich behandelt und mit religiösen Ideen verwebt ist. Die Wunder gründen sich auf Thatsachen, die aber zum Theil aus dem natürlichen Zusammenhange herausgerissen, und nicht mit dem forschenden Auge des Geschichts- und Naturkundigen, sondern mit dem Auge des Glaubens betrachtet, und in diesem Lichte dargestellt sind. Die neutestamentliche Geschichte steht der wirklichen Geschichte weit näher, als die alttestamentliche, welche großentheils aus einer alten Ueberlieferung geschöpft ist, in die sich manches Sagenhafte eingeschlichen hat; aber selbst im Neuen Testamente erscheint manches mehr als Sinnbild, denn als Geschichte, wie z. B. die Versuchung und Verklärung Jesu."

„Ganz anders ist es in den Sagen der andern alten Völker, wo Sinnbilder und heilige Mährchen, welche die Priester ersonnen haben, in das Gewand der Geschichte gekleidet erscheinen. Es gibt auch hier wirkliche, geschichtliche Thatsachen, aber sie stehen vereinzelt, oder sind so in die Sinnbilder verflochten, daß man bei weitem nicht so sicher, wie in der Bibel, einen geschichtlichen Faden entdecken kann."

„Man muß nun die biblische Geschichte in dem Sinne, wie sie gegeben ist, und nicht durchaus als buchstäbliche Wahrheit fassen, aber den geschichtlichen Gehalt auch nicht von seiner Hülle zu trennen suchen, nicht zweifeln, kritteln und zustutzen, sondern sich in den religiösen Geist des Alterthums versetzen, und mit einem frommen, dichterischen Sinne das Bedeutungs- und Ahnungsvolle, das in reicher Fülle darin liegt, auffassen. Immer freilich wird die Bibel von Verschiedenen verschieden gelesen, verstanden und angewendet werden, von dem denkenden Kenner der alten Sprachen und Geschichten anders, als von dem einfachen Gläubigen; alle aber, wenn sie nur den rechten frommen Sinn haben, den doch jeder haben sollte, werden darin etwas Heiliges und Göttliches finden. Kein menschliches Buch ist ihr gleichzustellen, so wie auch die Geschichte der Israeliten etwas Ausgezeichnetes und Unvergleichliches hat. Es lebt in ihr ein wunderbarer, ernster, wahrhaft göttlicher Geist; in der einfachsten, kindlichsten Sprache liegt eine Tiefe der Gedanken verborgen, die den Ausleger oft in Erstaunen setzt. Wie bei den Griechen der Sinn für das Schöne in jugendlicher Frische waltet, und die Einbildungskraft ihre Fittige fröhlich schwingt: so ist jenem Volke der tiefe, in sich

gekehrte heilige Ernst, die dem Uebersinnlichen zugewandte fromme Ahnung eigen; in ihm hat die Menschheit ihr tiefstes Bewußtseyn aus dem alten kindlichen Zustande gerettet und nach und nach immer klarer gewonnen, bis es endlich in einem ausserordentlichen Menschen, den wir billig an die Spitze unsres Geschlechts stellen, in göttlicher Klarheit hervorgebrochen ist. Gott wohnte in diesem Volke, und ward in Christo Fleisch: das ist der kurze Inbegriff der ganzen biblischen Geschichte."

„Der Geist des Christenthums ist überall lebendig, wo Glaube und Liebe lebendig sind, und geht, gleich dem schöpferischen Athem Gottes, durch die Menschengeschichte. Die sittlichsten, lebendigsten Völker, diejenigen, die eine Geschichte im wahren Sinne des Wortes haben, d. h. die sich bilden und entwickeln, sind christlich, und ausser der Christenheit herrscht Erstarrung, Barbarei, Rohheit. Was unser reinstes geistiges und sittliches Leben bewegt und erfüllt, ist dieser Geist: ihm gehört unsre Weisheit und Dichtung (was nämlich diesen Namen verdient) als seine Frucht an. Er ist in seiner lebendigen Kraft unabhängig von der geschichtlichen kirchlichen Form, und es ist möglich, ein wahrer Christ zu seyn, ohne jene Form zu kennen. Aber als öffentlich geltende

Religion, als Bindemittel der frommen Gemeinschaft (und diese ist für das öffentliche Leben von unendlicher Wichtigkeit), ist jene Form durchaus nothwendig, und muß heilig gehalten werden. Sie kann im Fortgange der Zeit vielleicht selbst in der großen Gemeinschaft eine freiere, geistigere Ansicht und Behandlung finden; aber die wesentlichen Züge werden immer stehen bleiben müssen. Vor der Hand herrscht in unsrer Kirche der dogmatische, verständige Sinn vor: vielleicht kommt eine Zeit, wo der religiös dichterische Sinn, jedoch im Einklange mit der Wahrheit, die Herrschaft gewinnt."

„Unsre öffentlichen Andachtsübungen haben sich von dem sinnlichen Cerimoniendienste losgemacht, und die Richtung auf den Verstand und das Herz genommen, was wir der Reformation verdanken. Aber es ist zu wünschen, daß auch die Kunst und Dichtung den ihnen gebührenden Antheil gewinnen mögen; denn sie stehen mit der Religion im innigsten Zusammenhange. Die Baukunst und Musik sollten weit mehr, als bisher, mitwirken, und während Verstand und Herz beschäftigt sind, auch die Phantasie in Anspruch nehmen, damit der ganze innere Mensch zur Andacht und Begeisterung erhoben würde."

Neuntes Kapitel.

Auch auf das Studium der Geschichte wurde unser Freund geführt, wofür er schon in seinen früheren Jahren Sinn und Liebe gehabt hatte. Jetzt aber faßte er den Zweck und die Bedeutung dieses Studiums höher, oder vielmehr, erst jetzt sah er ein, was es solle und in welchem Sinne es zu treiben sei.

Es ist eine natürliche Wißbegierde, die den Menschen treibt, zu erfahren, was vor ihm geschehen ist. Kinder hören und lesen nichts lieber, als Geschichtliches, und in der alten Zeit galten diejenigen, welche am meisten im Leben erfahren hatten und davon zu erzählen wußten, für die Weisesten, an deren Munde das jüngere Geschlecht hing. Den Menschen zieht alles Menschliche an; er will wissen, wie Andere neben ihm leben, wie Andere vor ihm gelebt haben. Am fremden Leben kommt er zum Bewußtseyn des eigenen; darin spiegelt sich sein Inneres ab. Je eigener und lebendiger nun die Geschichte der Vergangenheit aufgefaßt und wiedergegeben wird, desto mehr

zieht sie den Menschen an, desto näher tritt sie ihm. Er sieht sie dann von einem besonderen Standpunkte, mit besonderer Theilnahme, an. Darum hörten die Alten und hört noch jetzt das Volk so gern die Erzählungen vielgereister, vielerfahrener Männer an; darum sind die alten, einfachen Stammes- und Volkssagen mit Liebe gepflegt und fortgepflanzt worden.

Aber im Fortgange der Zeit und durch die Ausbreitung, welche die Gelehrsamkeit gewonnen, ist die Geschichte ins Unendliche angewachsen; und da sie in die Hände der Gelehrten gefallen ist, welche oft das Leben wenig kennen und ihre Beziehungen auf dieses nicht immer aufzufassen vermögen; so ist sie nicht selten ein todter, ungenießbarer Stoff geworden, in welchem man sich nicht zurecht finden kann.

Es gibt eine äussere, in Thronfolge, Krieg und ähnlichen Thatsachen sich fortspinnende Geschichte, welche in die Länge ermüdet und leer läßt, weil das eigene Leben zu wenig dabei berührt wird, und zu viel Aehnliches wiederkehrt. Die innere Geschichte, die Erscheinung des Geistes der Völker in ihrer Sitte, Verfassung, Religion, Kunst, Wissenschaft und ganzen Lebensrichtung, ist die wahre, welche lebendig ergreift, anzieht, befruchtet und bildet. Aber diese Bil-

dungsgeschichte ist erst seit einiger Zeit Gegenstand der Bearbeitung geworden, und nicht jeder Geschichtskenner ist dazu geschickt. Es gehört zur richtigen Behandlung derselben ein hochgebildeter, über alle wichtigeren Angelegenheiten des Lebens verständigter Geist, eine umfassende Lebensansicht, ein tiefer Blick in die Natur, die Kräfte und Bedürfnisse des menschlichen Geistes. Die Bildungsgeschichte enthält die Sittengeschichte: man muß also die Bedingungen und Gesetze der menschlichen Sittlichkeit kennen; sie enthält die Staatsgeschichte: man muß also mit den Aufgaben der Politik vertraut seyn; sie enthält die Geschichte der Religion, Kunst und Wissenschaft: von allen diesen Zweigen des menschlichen Lebens muß also der Geschichtsforscher wenigstens die ersten Principien in seiner Gewalt haben.

Hinwiederum kann man freilich auch sagen, daß uns alles dieses die Geschichte lehrt. Wird sie uns von demjenigen vorgetragen, der des Lebens und seiner höheren Zwecke inne ist: so ist sie gleichsam ein Lehrgedicht, eine Beispielsammlung, eine Lebensweisheit in der Erfahrung. Auch demjenigen, der durch eine höhere Selbstthätigkeit des Geistes leicht erwecklich ist für die Auffassung der wahren Lebenszwecke, kann die Geschichte die Lehrerin der Weisheit werden; die in

ihm liegenden Grundgedanken uud Grundgefühle werden ihm durch die Betrachtung der mannichfaltigen Lebenserfahrungen klar, und er weiß in diesen das Wahre, Gute und Schöne zu entdecken und festzuhalten. Aber sicherer ist es doch, mit gewecktem und gebildetem Geiste in die Geschichte zu treten.

Gleichwohl lernen wir immer sehr viel aus ihr. Die Ideen der Weisheit, welche nur gar zu leicht in trockener, abgezogener Allgemeinheit aufgefaßt werden, gewinnen in der Geschichte eine wirkliche, lebendige Gestalt und somit erst ihre volle Wahrheit; wir werden dadurch eben so sehr von der Ausführbarkeit gewisser Ideen überzeugt, als von dem ausschweifenden Streben nach dem bloß Gedachten und Erträumten zurückgeführt; lernen die Bedingungen kennen, unter welchen die Foderungen der Weisheit erfüllt werden können; üben uns das an sich Gleiche in verschiedener äusserer Gestaltungs- und Ausdrucksweise wieder zu erkennen, und machen uns vom Begriff- und Buchstaben-Wesen los. Ausserdem wird Herz und Einbildungskraft von dem Großen und Edeln, das die Geschichte darbietet, erwärmt und mancher Funke ins Gemüth geworfen, der späterhin angefacht werden kann.

Unser Freund legte sich seiner Geistes-Richtung gemäß mit besonderer Liebe auf die Geschichte der Philosophie, Religion, Kunst und Dichtung, und zwar zunächst der der Griechen und Römer, weil bei diesen der Anfang und die Grundlage aller Geistesbildung zu finden ist. Aber dabei wurde ihm bald der Mangel der Kenntniß der alten Sprachen fühlbar. Er fragte seinen Lehrer E. um Rath, ob er das Studium derselben nachholen sollte. Dieser sagte darüber ungefähr folgendes.

„Ihr Zweck ist der einer allgemeinen Bildung, der Aufklärung Ihres Geistes über die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten und der Bildung Ihres Sinnes für das Gute und Schöne. Zu einer edeln menschlichen Bildung ist nun allerdings Sprachbildung erforderlich, aber nicht gerade die altklassische. Das Sprachstudium übt die Denkkraft, weckt das Gemüth, und bringt die Muttersprache in unsre Gewalt, so daß wir uns richtig und passend auszudrücken pflegen. Aber alles dieses leistet das gründliche Studium jeder fremden, auch einer neuern Sprache, obgleich das der alten wegen ihrer eigenthümlichen Schönheit es im höheren Grade leistet. Diese sogenannte formale Bildung scheinen Sie nach den schriftlichen Versuchen, die ich von Ihnen gesehen, durch

das Studium der französischen und englischen Sprache in einem hinreichenden Grade gewonnen zu haben und in dieser Hinsicht möchte ich Ihnen zum Studium der alten Sprachen nicht rathen, ob Sie gleich dadurch noch manchen Gewinn für die Sprachbildung selbst machen, und einen umfassendern Blick auf das Sprachgebiet werfen können."

„Die Frage, die Sie an mich thun, ist eigentlich die, ob Sie die alten Sprachen als Hülfsmittel, die Geschichte und das geistige Leben der Griechen und Römer kennen zu lernen, studieren sollen? Und hierauf weiß ich nicht anders als bejahend zu antworten. In der Sprache eines Volkes ist das ganze geistige Leben desselben abgebildet. Wir haben zwar von vielen, ja vielleicht den meisten alten Schriftstellern gute Uebersetzungen; aber in diesen geht gar vieles verloren, was gerade zur lebendigen Auffassung nicht unwichtig ist. Die Gestaltung der Wörter und Begriffe ist in den alten Sprachen sehr von der unsrigen verschieden, und darin liegt eine nicht unbedeutende Eigenthümlichkeit. Sind bloße Thatsachen aus den Schriftstellern zu schöpfen, so kommt es auf die Sprache nicht an; aber will man Ansichten, Urtheile, Gesinnungen, Gefühle kennen lernen, lebendige Darstellungen fassen: so ist das Lesen der Urschriften unerlaßlich."

„Da Sie bloß den Zweck einer allgemeinen Bildung und einer edleren Unterhaltung haben: so können Sie aus Uebersetzungen immer sehr viel schöpfen. Aber wollen Sie das Vollkommene und Tiefe, und scheuen Sie nicht die Mühe des Lernens: so werden Sie gewiß belohnt werden.“

Heinrich stand nicht lange an, ob er diesen Rath befolgen sollte. Er begann zunächst das Studium der griechischen Sprache, worin er durch einen angestrengten Fleiß sehr schnelle, überraschende Fortschritte machte. Gewöhnlich müht man sich mit der Erlernung der alten Sprachen viele Jahre hindurch ab; unser Freund aber bewies, daß, wenn man mit einiger Sprachbildung, mit selbstthätigem Geiste und Anstrengung daran geht, die Schwierigkeiten, die allerdings dabei größer, als bei neueren Sprachen, sind, in kurzer Zeit überwinden kann. Sein Lehrer mühte ihn nicht, wie es beim Studium der alten Sprachen gewöhnlich ist, mit grammatischen Regeln, Ausnahmen und kleinlichen Bemerkungen ab, sondern führte ihn rasch in die Sprache hinein, ließ sie ihn schreiben und sprechen, und viel lesen; und so gewann er in einer sehr kurzen Zeit, die er aber auch fast ganz allein diesem Studium widmete, die Fertigkeit, griechische Schriftsteller zu lesen. Wendet man die Kraft

des Geistes auf einen einzigen Gegenstand, so kann man unglaublich viel leisten; und im öffentlichen Schulunterrichte macht man nur deßwegen so langsame Fortschritte, weil zu viel auf einmal getrieben wird, und mehrere Schüler zugleich beschäftigt werden müssen, welche übrigens nicht so selbstthätig sind, wie ein Erwachsener, wenn er will, es seyn kann.

Unser Freund fühlte sich sehr glücklich, als er sich in Stand gesetzt sah, mit den so hochgefeierten klassischen Schriftstellern in vertrauten Verkehr zu treten. Er lebte nun ganz im griechischen Alterthum, und mit Bemerkungen über diese seine Studien unterhielt er auch in seinen Briefen seine Freundin Euphrosyne, woraus wir Einiges ausheben wollen.

„Die griechische Sprache ist unstreitig die vollkommenste aller menschlichen Sprachen. Sie ist die wohlklingendste, indem in ihr die Selbst- und Mitlauter so harmonisch gemischt sind, daß eben so wohl die Weichlichkeit, als die Härte vermieden ist, und sich Kraft mit Anmuth vereinigt. In ihr (wie in der lateinischen) ist ein mannichfaltiger Sylbentanz möglich, den auch die Dichter zu einer ausserordentlichen Feinheit ausgebildet haben, so daß sie in ihren Versen mit der Musik wetteifern. Von allen neuern Sprachen

kann nur die deutsche etwas Aehnliches leisten, aber doch die Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der griechischen bei weitem nicht erreichen. In der Form der Wortbeugungen ist diese Sprache gleichsam bis ins Einzelne hinein gegliedert, so daß für alle Fälle und Wendungen gesorgt ist. Die gleiche Vielgestaltigkeit und Biegsamkeit findet in der Wort- und Satzverbindung Statt. Die neueren Sprachen erscheinen gegen sie mit ihrem Mangel an Beugungen, ihren vielen Hülfswörtern und ihrer loseren Wort- und Satzfügung wie abgegriffen und zerbröckelt, wie sie denn auch, die deutsche ausgenommen, durch Auflösung und Vermischung entstanden sind. In diesem mannichfaltig gegliederten Sprachbau der Griechen drückt sich nun, wie in einer lebendigen, beweglichen Form, gleichsam jeder Hauch des Geistes ab; die zartesten, feinsten Wendungen sind möglich; jede Schattirung, jeder Gegensatz, jede Gedanken-Verbindung tritt im richtigen Verhältnisse hervor. Man ist nicht so, wie in den neuern Sprachen, an eine bestimmte Wortfolge gebunden, und kann, ohne unverständlich zu werden, weil die Wortbeugung den Zusammenhang anzeigt, den lebhaftern Anregungen folgend, das voranstellen, was herausgehoben zu werden verdient."

„Lebendige Frische und Beweglichkeit der Einbildungskraft, Sinn für das Schöne, natürliche Richtigkeit und Gewandtheit des Verstandes, und alles in jugendlicher Lebenskraft, scheint mir überhaupt das Eigenthümliche der griechischen Geistesbildung zu seyn. Wir sind, was wir sind, durch sorgfältige Erziehung und fleißiges Studium, und der Verstand herrscht mit seinen strengen Regeln, mit seiner ernsten Erfahrung, vor. Die Griechen sind Alles durch eine glückliche Naturanlage, durch Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit des Geistes, durch die frei und harmonisch gestaltende Einbildungskraft; und was sie der Vorwelt verdanken, kommt gegen das, was wir durch Studium gewinnen, fast gar nicht in Betracht. Sie sind Pflanzen, die unter einem glücklichen Himmel sich in ihrer natürlichen Schönheit entfaltet haben; wir sind sorgfältig gepflegte Gartenpflanzen. In der Wissenschaft sind sie Kinder, wir aber Stümper in der Darstellung. Wir übertreffen sie in sittlicher Tiefe, und darum ist unsre Dichtung ernster, gemüthlicher und gefühlvoller, oft freilich auch weichlich empfindsam, während die ihrige kühler, aber desto lebendiger und natürlicher ist. Wir sind in allem innerlicher, sie hingegen äusserlicher, auf die Darstellung gerichtet, wozu sie mehr Anlage haben und wor-

auf sie auch mehr Fleiß wenden. Sie wollen mit dem, was sie sagen, Hörer und Leser ergreifen und überzeugen, und geben sich ihrem Gegenstande hin. Das macht die vorwaltende Einbildungskraft, aber auch das öffentliche Leben, worin sie zu Hause sind, und das wir Deutsche zumal gar nicht kennen. Der Grieche lebt auf dem Marktplatze, in der Volksversammlung: der Dichter singt vor der lauschenden Menge, und führt seine Stücke selbst auf; der Redner sucht das lärmende Volk zu überzeugen; der Philosoph unterredet sich mit seinen Schülern. Diese Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Form, dieser Sinn für das Schöne, ist es vorzüglich, was das griechische Wesen für uns so bildend macht. Es ist ein frisch sprudelnder Quell, aus dem wir schöpfen müssen, um uns zu erfrischen und zu erquicken."

„Die Religion der Griechen steht weit unter dem Christenthum, und entbehrt des heiligenden, tröstenden Glaubens; aber in ihr waren die Beziehungen des Uebersinnlichen auf das Leben auf eine mannichfaltige, Sinn und Einbildungskraft ergreifende, anmuthige Weise in das Leben verflochten. Jedes Lebensverhältniß, jede Kraft der Natur, jeder Theil der Schöpfung hatte seinen Antheil am Göttlichen; die Götter wohnten unter

den Menschen, in der Natur; überall traf man auf Tempel und Altäre. Dadurch wurde das Leben nicht geheiligt, aber verschönt, mit einem Schimmer des Göttlichen durchwebt; und die Kunst und Dichtung hatten reichen Anlaß, sich im Leben geltend zu machen. Ja, die Religion war fast selbst nichts als Dichtung, und die Einbildungskraft die Deuterin ihrer Geheimnisse. Einem Dichter, wie Schiller, war es wohl zu verzeihen, wenn er sich in seinen „Göttern Griechenlands“ in das alte Wunderland der Fabel zurücksehnte.“

„Das Staatsleben der Griechen, besonders der Athenienser, mochte an manchen Gebrechen leiden, aber es hatte die unendlich wichtigen Vorzüge der Freiheit und Oeffentlichkeit, in deren gesunder Lebensluft sich politische Geistesgaben und vaterländische Gesinnung kräftig erweisen konnten. Die Jünglinge wuchsen in der Oeffentlichkeit heran, und übten sich in den Gymnasien unter Aller Augen, indem sie somit früh ihre Bestimmung erkannten, sich für das Vaterland zu bilden, und die Achtung ihrer ältern Mitbürger zu gewinnen. Allgemeine Volksliebe und Eintracht kannten die in verschiedene kleine Staaten zersplitterten Griechen nicht, und bekriegten sich nicht selten bis zur Vernichtung.

Aber in ihren allgemeinen Spielen, in welchen ritterliche Leibesgewandtheit und Dichtergeist um den Beifall des versammelten Volkes wetteiferten, erkannten sie ein gemeinsames Vaterland der Tugend und Geistesbildung an; und dieser Gemeingeist der edelsten Art mußte durch eine solche Einrichtung mächtig gehoben werden. Vor den Augen des ganzen Volkes den Preis der Tugend und Geistesgabe davon zu tragen, welches erhebende Gefühl! Wohl mußte es nach dem Ausdrucke des Dichters empor zu den Göttern tragen.“

Zehntes Kapitel.

Unter diesen Beschäftigungen mit den Wissenschaften lernte unser Freund einen merkwürdigen jungen Mann kennen, der auf seine Lebensrichtung einen wichtigen Einfluß ausübte. Robert (so wollen wir ihn nennen) war im J. 1813 als Student zu den Waffen gerufen worden, und hatte in der Lützowschen Freischaar gedient, wo er sich ausgezeichnet, aber auch manche widrige Schicksale erfahren hatte. Er war nachher im J. 1815 als Offizier in die regelmäßigen Truppen übergetreten, und hatte es durch seine Tapferkeit bis zum Hauptmanne gebracht. Nach dem Frieden trat er aus dem Kriegsdienste aus, weil er das Kriegshandwerk ohne Krieg nicht treiben wollte, und begab sich in den Staatsdienst. Da er hier aber Ursache zum Mißvergnügen fand, und nicht nach Wunsch wirken konnte, nahm er seinen Abschied, und ging nach Neapel, um mit unter der Fahne der verfassungsmäßigen Freiheit zu fechten. Denn für diese Idee war er hoch begeistert, und wegen der vereitelten Hoffnung, sie

in seinem Vaterlande verwirklicht zu sehen, trug er einen tiefen Schmerz in seiner Brust. Von Neapel wollte er nach Griechenland gehen, wurde aber durch häusliche Umstände genöthigt, zurückzukehren und sich eine Zeitlang in H. aufzuhalten.

Es verging einige Zeit, bis Heinrich mit ihm näher bekannt wurde; denn Robert gab sich nicht einem Jeden hin, und erforschte seine Bekannten erst sorgfältig, ehe er sich ihnen anvertraute. Seine Verhältnisse machten ihm ohnehin Vorsicht nöthig; denn er glaubte nicht ohne Grund beobachtet zu seyn; und daß er in Neapel gewesen war, verbarg er allen, denen er nicht ein besonderes Vertrauen schenken zu dürfen glaubte.

Ehe Heinrich noch seine Verhältnisse kannte, errieth er doch die warme, tiefe Freiheitsliebe, die in ihm lebte, und bezeugte ihm deßwegen seine Freude.

So lerne ich doch endlich, sagte er zu ihm, einen jungen Deutschen kennen, in welchem die Begeisterung der ewig denkwürdigen Kriegsjahre nicht wie ein Rausch verflogen oder gar in eine knechtische Gesinnung verkehrt ist. Fast habe ich gezweifelt, daß die Deutschen einer nachhaltigen, kernhaften politischen Gesinnung fähig seien. Vor wenigen Jahren fand ich noch in der studi-

renden Jugend hochfliegende, schwärmerische Ideen über Staatsverbesserung und öffentliches Leben; und nun lassen alle, die ich kennen gelernt habe, die Flügel hangen, oder haben gar kriechen gelernt.

Um die politische Gesinnung der Deutschen zu beurtheilen, erwiederte Robert, muß man nicht die Stimmung der Jugend zum Maßstabe nehmen, welche von den augenblicklichen Erregungen abhängig ist und das Leben nicht kennt. Ueberhaupt muß man nicht auf dasjenige sehen, was sich ausspricht. Denn Hoffnungen auszusprechen ist eben so unnütz und gefährlich, als den Schmerz über die vereitelten laut werden zu lassen. Die wahre Vaterlandsliebe verschließt sich jetzt bei uns tief in die Brust als stille Trauer über die fruchtlos für dieses Geschlecht vorübergegangene schöne Zeit und als stille Hoffnung auf eine bessere Zukunft, wo die Samenkörner der Begeisterung aufgehen und Früchte tragen werden.

„Aber was nicht ausgesprochen werden kann, und der Nahrung durch Mittheilung entbehrt, das erlischt nach und nach. Die Gesinnung, die Sie vielleicht mit Vielen theilen, wird mit diesem Geschlechte untergehen.“

„„Eben diesen Mangel einer Mittheilung und Gemeinschaft fühle ich so schmerzlich; aber darum

gebe ich doch die Hoffnung nicht auf, daß die Sehnsucht nach dem Bessern, die so viele Gemüther erfüllt, sich in der Stille fortpflanzt. Ja, ich hoffe, daß unsre Regierungen, die nicht böse, sondern nur eingeschüchtert sind, sich mit dem Geiste von 1813 wieder befreunden, und ihm wenigstens die Freiheit sich auszusprechen geben werden.““

„Sie glauben also nicht, daß dieser Geist den Regierungen gefährlich ist.“

„„Nichts weniger. Die Vernünftigen wollten nichts als Volksvertretung und Freiheit der Presse. Ich weiß wohl, daß manche thörichte Jünglinge den Traum republikanischer Verfassungen hegten; aber das war nur der Schaum des klaren, reinen Weines der Begeisterung, welche in den Bessern lebte. Die Liebe zu den angestammten Fürsten hat sich in den Kriegsjahren unzweideutig ausgesprochen.““

Einige Zeit später entdeckte Robert unserm Freunde seine verunglückte Kriegsfahrt nach Neapel und sein Vorhaben nach Griechenland zu gehen. Wo das Licht der Freiheit aufdämmert, sagte er, da wende ich mich voll Sehnsucht und Hoffnung hin; und mit Freuden vergieße ich mein Blut, um das ins Leben zu rufen, was ich freilich am liebsten meinem Vaterlande gönnte. Ich

fühle mich fremd in dieser Umgebung, und kann nur im Luftkreise der Freiheit leben; mein Herz ist krank, und gesundet nur, wo es seine Begeisterung, und wäre es auch in seinem Blute, ausströmen kann. Die elenden Neapolitaner waren der Freiheit unwürdig, und ich mußte auch dort eine schmerzliche Täuschung erfahren. Jetzt ist meine Hoffnung auf die Griechen gerichtet, und ich will in ihrem Kampfe untergehen, oder mich ihres Sieges mitfreuen. Mir kommt es vor, als wenn an das Gelingen der griechischen Sache weit mehr, als die Freiheit der Griechen selbst, geknüpft sei: es soll sich dort entscheiden, ob eine Bewegung vom Volke selbst aus durchdringen kann und soll, ob es in der Macht und im Rechte eines Volkes liegt, sich die Freiheit zu geben und sein öffentliches Leben zu ordnen, oder ob es nur bei den Fürsten und ihren Räthen steht, zu bestimmen, nach welchen Gesetzen ein Volk leben soll. Hier kommt es übrigens noch darauf an, ob die morgenländische Barbarei oder die europäische Gesittung, ob der Halbmond oder das Kreuz siegen soll. Schande über die Gleichgültigkeit der Christenheit, mit welcher sie diesem Kampfe zusieht! Fluch über diejenigen, welche sogar den Sieg des christlichen Erbfeindes wünschen!

Heinrich fand diese Gesinnung edel, und Roberts Charakter erschien ihm jener alten Vaterlandsfreunde würdig, welche, vom vaterländischen Boden verbannt, ihr Leben vertrauerten, oder auf den Trümmern der untergegangenen Freiheit verzweiflungsvoll sich selbst den Tod gaben. Dieses Gefühl der Bewunderung aber riß ihn nicht aus dem Zauberkreise seiner Studien, in welchem ihn eine unersättliche Wißbegierde gefangen hielt: er fuhr fort, die Alten zu lesen, und sich immer mehr in den Geist ihrer Zeit zu versetzen.

Vergebens gab ihm Euphrosyne ihre Mißbilligung und die Besorgniß, daß er sich zu sehr in das Studium vertiefen und den Zweck seines Lebens verlieren möchte, zu verstehen. Mehr Eindruck machten die ungeduldigen Aeusserungen seines Oheims, die ihm die Mutter mittheilte, daß er nämlich wünschte, Heinrich möchte sich auf Reisen begeben und die Welt sehen. Er fühlte sich dadurch beunruhigt, aber nicht geneigt, sich dadurch sogleich bestimmen zu lassen, und wollte wenigstens noch einige Zeit seiner wissenschaftlichen Muße leben.

Robert hatte ihn lange Zeit in seinem Treiben beobachtet, aber seine Bemerkungen aus Bescheidenheit zurückgehalten, bis er endlich damit hervortrat.

Es scheint, sagte er zu Heinrich, daß Sie den kaufmännischen Beruf aufgegeben und den gelehrten gewählt haben, weil Sie Sich so sehr ins Studium vertiefen.

Nein, keinesweges, erwiederte jener: ich treibe das alles nur aus Liebhaberei und um mir eine allgemeine Bildung zu verschaffen.

„Aber das Studium der alten Sprachen ist doch gerade nicht nothwendig zur allgemeinen Bildung; und als Liebhaberei mag es zwar gelten, aber an eine solche darf man nicht so viel Zeit wenden, und nicht alles Uebrige darüber vergessen, wie Sie zu thun scheinen.“

„„Was zur allgemeinen Bildung gehört, läßt sich nicht abgrenzen; und da ich noch nicht in den Geschäften bin, so kann ich wohl meiner Neigung nachhangen, ohne mit der Zeit zu kargen. Ich finde nun einmal Geschmack am Studium, habe dagegen keine Lust, an das Berufsgeschäft zu eilen: und so lasse ich mich ein wenig gehen. Es ist so schön, ins Unbestimmte hin bloß aus Lust und Geschmack den Geist zu beschäftigen.““

„Ja, und es ist edel, mehr wissen zu wollen, als was zum Berufsgeschäfte nöthig ist, sich nicht bloß vom Eigennutze bestimmen zu lassen. Aber ist es nicht auch eine, obschon edlere Art von

Eigennutz, das zu treiben, was uns gefällt, was zur Veredlung und Bereicherung unsres Selbst dient, und nicht nach dem zu fragen, womit man Andern dienen kann?“

„„Womit kann man Andern besser dienen, als dadurch daß man ein Mensch und alles Wahren, Guten und Schönen Freund ist? Und ist es eigennützig das zu treiben, was gefällt und anzieht, so ist auch die Tugend eigennützig; denn sie ist um so vollkommner, je freiwilliger, begeisterter und liebender sie ist.““

„Wohl, aber die Tugend lebt in der Erfüllung der Pflichten, die wir gegen Andere haben; dem Tugendhaften steht beständig die Würde und das Wohl des Nebenmenschen vor Augen. Wer hingegen nur treibt, was ihm gefällt, ohne daran zu denken, ob er es im Leben gebrauchen kann, läßt sich von dieser Achtung und Liebe nicht leiten. Sie sind der Bürger eines Freistaates, um welches Glück ich Sie beneide, und sind dazu berufen, mitwirkend an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen; vielleicht vertraut Ihnen die Bürgerschaft einst sogar öffentliche Aemter an: Ihre Studien sollten daher vorzüglich die Richtung auf dasjenige nehmen, was Sie zum Bürger und Staatsmanne befähigen kann. Verzeihen Sie, wenn ich es gerade heraus sage:

die edlen Regungen und Richtungen des Gemeingeistes scheinen ihrem Gemüthe noch zu sehr fremd zu seyn."

„„Ich gedenke einst meinen Beruf ganz gemeinnützig zu treiben, und dadurch den Wohlstand meiner Mitbürger heben zu helfen."" (Hier theilte er ihm einige seiner Ideen über den Kaufmannsstand mit, welche wir früher kennen gelernt haben.)

„Das ist sehr löblich, aber noch scheint Ihnen viel zu fehlen, um einst einen tüchtigen Bürger einer Republik abgeben zu können. Mit Politik haben Sie Sich noch gar nicht beschäftigt. Das wäre ein Lieblingsstudium, das einst für Ihr Vaterland gute Früchte tragen könnte. Auch die Staatswirthschaftslehre, die ohnehin eng mit Ihrer Berufswissenschaft zusammenhängt, verdiente, daß Sie ihr ein tieferes Studium widmeten, als Sie bisher gethan zu haben scheinen."

„„Das Staatswesen ist bei uns so einfach, und erhält sich so still in seinem Geleise, und die Theilnahme unsrer Bürger daran ist so ruhig, daß ich von dieser Seite her wenig Anregungen erhalten habe. Die Geschichte meines Vaterlandes hat mich sehr angesprochen, und ich liebe unsre von unsren Vätern schwer errungene, uns überlieferte Freiheit; ich schätze mich glücklich,

ein Schweizer zu seyn, und sehe mit Stolz auf Andere herab, die nicht unter freien Verfassungen leben; aber zum politischen Nachdenken und Streben habe ich mich bisher nicht aufgelegt gefühlt.““

Robert fuhr nun fort, unsren Freund von dieser Seite anzuregen; und eigentlich war es sein Zweck, ihn zur Theilnahme an seinem beabsichtigten Zuge nach Griechenland zu bewegen, aber er nahm klüglich den Umweg, ihn erst für politische Ideen überhaupt zu begeistern. Wirklich brachte er es auch dahin, daß Heinrich seine Alterthums-Studien etwas bei Seite legte, und sich mit der Lesung politischer Schriften beschäftigte. Bei seiner Bekanntschaft mit der Philosophie und dem Staatswesen der Alten gelang es ihm bald, in die Tiefe der Sache zu dringen; und wie er alles mit ganzer Seele umfaßte, was er einmal ergriff, so gab er sich auch den Ideen der bürgerlichen Freiheit, der öffentlichen Gerechtigkeit, des Gemeingeistes und der Vaterlandsliebe mit Begeisterung hin.

Nunmehr nahm er auch an den politischen Verhandlungen und der Geschichte des Tages mehr Antheil, als bisher, wo er mehr für seine Freunde und Studien gelebt hatte. Er las aufmerksam und regelmäßig die Zeitungen, und fand darin eine Unterhaltung, von der er sonst keinen Begriff

gehabt, weil er nicht unausgesetzt und im Zusammenhange gelesen und überhaupt keine politische Theilnahme gehabt hatte.

Indessen kam die Zeit heran, wo Robert seine Reise nach Griechenland antreten wollte; und noch hatte er seinen Zweck, Heinrichen zur Mitreise zu bewegen, nicht erreicht.

Dieser vernahm mit tiefer Bewegung, daß er am nächsten Tage abreisen wollte, denn er hatte ihn von Herzen liebgewonnen und achtete seinen männlichen Sinn hoch.

Ich bin reisefertig, sagte Robert zu ihm, und noch mehr, ich bin ganz von der Heimath abgelöst. Eltern habe ich nicht mehr; meine Schwester ist glücklich verheurathet und bedarf meiner nicht; mein Vaterland, oder doch wenigstens die Regierung, entbehrt gern solche Mißvergnügte, wie ich bin; ich habe alle meine Habe zu Gelde gemacht und in Triest angelegt: und so wandere ich frei und ledig dem neuen Vaterlande zu, das ich suche; und finde ich es nicht auf der Erde, so wird mir der Kampf für die Freiheit den Weg zu dem besseren jenseits eröffnen. Leben Sie wohl, lieber Freund! Es wäre schön gewesen, wenn Sie mich begleitet hätten; aber ein Jeder handle, wie es ihm ums Herz ist. Ich werde Sie nicht wiedersehen, wenn es nicht auf griechischem

Boden geschieht. Leben Sie wohl! Lebt wohl, alle meine Freunde! Lebe wohl, geliebtes, unglückliches Vaterland!

Ich habe wohl auch, erwiederte Heinrich, den Trieb gefühlt, mit Ihnen zu gehen, aber ich kämpfe mit Bedenklichkeiten; besonders weiß ich nicht, ob meine Mutter und mein Oheim dazu ihre Einwilligung geben werden. Ich bewundere Ihren Heldensinn, fühle mich aber noch zu schwach, es Ihnen gleich zu thun.

„Nun vielleicht entschließen Sie Sich noch, und folgen mir nach; aber thun Sie es nicht mit widerstrebendem Herzen; so etwas muß mit völliger, freier Hingabe geschehen, oder es geräth übel, und hat die Reue im Gefolge.“

Er bat hierauf noch Heinrichen um Empfehlungsbriefe an Bekannte in seiner Vaterstadt, wo ein Hülfsverein für die Griechen sich gebildet hatte, mit dem er sich in Verbindung setzen wollte. Heinrich gab ihm eine nachdrückliche Empfehlung an seinen Schwager, die er für hinreichend hielt, da er wußte, daß dieser von jenem Vereine Mitglied war.

Und nun nahmen beide von einander mit vieler Rührung Abschied. Sie schwuren sich ein ewiges Andenken, und Robert versprach fleißig zu schreiben.

Eilftes Kapitel.

Die Abreise dieses Freundes wirkte auf Heinrich mehr, als alle stillen und ausdrücklichen Anregungen desselben. Robert war ihm mehr gewesen, als er selbst gewußt hatte; der Entfernte stieg in seiner Bewunderung und Liebe, und hinterließ in seinem Herzen eine Sehnsucht, die sich mit der Theilnahme an der Griechensache so verwebte, daß die eine von der andern nicht zu trennen war.

Nach einiger Zeit ging ein Brief von Dietrich, Heinrichs Schwager, ein, woraus folgendes hieher gehört.

„Ich habe deinen Freund Robert gern empfangen und in unsern Verein eingeführt. Er zeichnet sich vortheilhaft von den Griechenfreunden aus, die auf ihrer Reise nach Hellas hier durchgekommen sind und bei uns eingesprochen haben. Die meisten von ihnen waren Abenteurer, die zu Hause, nicht ohne ihre Schuld, kein Fortkommen gefunden hatten oder gar vertrieben waren, und in Griechenland eine ehrenvolle Stellung

zu finden hofften, übrigens, ohne alle Mittel des Unterhalts, uns zur Last fielen, da wir unmöglich alle hinreichend unterstützen konnten. Dein Freund hingegen trat nicht nur nicht als Hülfsbedürftiger auf, sondern man erkannte auch leicht, daß er aus innerem Triebe, aus wahrer Begeisterung, dem kämpfenden Brudervolke zu Hülfe eilte. Wir haben ihm wenig genützt, indem er nichts als Empfehlungsbriefe wünschte und erhielt; er aber hat uns viel genützt, nämlich uns aufgeregt und ermuntert, in unsrer Wirksamkeit kräftiger, als bisher, fortzufahren. Er sprach einige Worte in unserm Vereine, wovon Alle ergriffen und begeistert wurden. Es war die Begeisterung des Herzens und Charakters, die keiner Kunst und keiner vielen Worte bedarf. Fahre glücklich, edler Mann! Gott stärke deinen Arm im Kampfe für die gerechteste Sache, für die je gestritten worden ist!“

„Ich nehme mit großem Eifer an den Bemühungen unsres Griechenvereins Theil, und habe Ursache, mit den Gesinnungen unsrer Mitglieder und der ganzen Bürgerschaft zufrieden zu seyn. Uns freien Schweizern ziemt es vor Allen, dem fast vom ganzen übrigen Europa verlassenen, um sein ehrliches Daseyn kämpfenden Volke Hülfe zu leisten. Wir kennen den Werth der Freiheit,

lieben sie rein genug, um sie Andern zu gönnen, und sehen ein, daß wir im Besitze derselben mehr gesichert werden, wenn sie anderwärts siegt. Wir mißbilligen es, daß unsre Vorväter ihre Tapferkeit dem Ehrgeize der Fürsten verkauft haben; und was neuerlich in diesem Sinne geschehen ist, wird von den Bessern unter uns mit Recht verabscheut. Der Schweizer sollte nur für die Sache der Freiheit kämpfen, und es wäre der Eidgenossenschaft würdig, eine Kriegsmacht zur Hülfe des Brudervolkes auszurüsten; da nun dieses ein frommer Wunsch bleibt, so ist es wenigstens die Pflicht der Einzelnen, nach Kräften Hülfe zu leisten. Zuletzt aber ist es nichts als Menschen- und Christenpflicht, dem Hülfsgeschrei des im Vernichtungskampfe begriffenen, sich von unmenschlicher Tyrannei losringenden Volkes ein mitleidiges Ohr zu leihen, und zur Rettung desselben beizutragen. Ich verabscheue diejenigen, die sich aus Selbstsucht und bequemer Gleichgültigkeit oder aus Vorurtheilen dagegen verhärten. Wer keine politische Theilnahme hegt, der denke an die blutige, verwüstende Grausamkeit der Barbaren, an den martervollen Tod so vieler Schlachtopfer, an die in Sklaverei geführten Weiber und Kinder!"

„Du solltest hier seyn, und uns helfen. Du hast Lebendigkeit, Eifer und Begeisterung, und

könntest viel thun zur Aufregung der Gemüther. Warum vergräbst du dich in die Studien, und vergissest deine Lebenszwecke und dein Vaterland? Spürst du in dir keinen Trieb zur Thätigkeit? Willst du nur immer einsammeln, und nie aussäen?“

„Du fändest hier so manche andere Veranlassung nützlich zu seyn. Immer mehr erwacht der Geist der gemeinsamen Wohlthätigkeit und Nützlichkeit. Schon mehrere wohlthätige Vereine zur Verbesserung des Zustandes unsrer Armen, zur Beförderung der bessern Erziehung der untern Klasse haben sich gebildet; und ich kann nicht sagen, welch ein Segen für das Gemüth in einer solchen gemeinsamen Wirksamkeit ist. Einer erregt, erwärmt und klärt den Andern auf; die Liebe wächst durch gemeinsame Theilnahme. O komme bald zu uns zurück!“

In Folge dieser Anregungen reifte nach und nach in Heinrichs Seele der Entschluß, ebenfalls am Freiheitskampfe Griechenlands thätigen Antheil zu nehmen. Er las mehrere Bücher, um sich von der Geschichte, der politischen Lage und den Sitten dieser Nation, so wie von dem Ausbruche und Fortgange ihres neuesten Aufstandes, zu unterrichten, und schöpfte daraus viele Nahrung für seine Theilnahme am Schicksale der

auch in ihrer Entartung noch edlen Nachkommen der alten Griechen. Dabei nahm er einige seit langer Zeit unterlassene kriegerische Uebungen wieder vor, und befliß sich, seinen von Anstrengungen entwöhnten Körper zu stärken.

Jetzt erscholl das Jammergeschrei über die von den Türken auf Chios verübten Gräuel, und erregte auch die kältesten Herzen zum Mitgefühl. Auf unsern Freund machte diese Nachricht den erschütterndsten Eindruck; sein Herz erglühte von edlem Zorn, und er beschloß nun nicht länger zu säumen. Zugleich lief auch folgender Brief von Robert an ihn ein.

Aus dem Lager von Athen,
d. 4. Mai 1822.

„Gestern habe ich im Piräus gelandet, und trete nun den heiligen Boden, auf welchem einst Themistokles und Perikles, Sokrates und Plato wandelten. Diese Zeilen schreibe ich dir in den Ruinen des Tempels des Theseus, welche mir Schatten und Einsamkeit gewähren. Ich habe hier edle Kampfgenossen, den Obersten Voutier und meinen alten lieben Freund Str., mit dem ich schon ehedem im Feuer der Schlacht stand, getroffen; und mit ihnen will ich die edle Minervenstadt vollends von den Türken befreien helfen,

welche noch die Akropolis mit Hartnäckigkeit behaupten, aber sich nicht lange mehr halten können. Wie dürstet michs, mein Schwert in Türkenblut zu tränken! Die Liebe zur Freiheit trieb mich hieher; jetzt beseelt mich glühende, aber, wie ich glaube, gerechte Nachbegierde. Die Gräuel, die auf Chios verübt worden sind und noch nicht ihre Endschaft erreicht haben, werden dir schon zur Kunde gekommen seyn, wenn du diese Zeilen erhältst. Das Jammergeschrei darüber scholl mir entgegen, als ich ans Land stieg. Die Griechen, sowohl Samier als Chioten, sind nicht ohne Schuld, und allgemein mißbilligt man das leichtsinnige Betragen der erstern, welche diese Insel unzeitig zum Aufstande reizten. Aber mußten die elenden Barbaren darum so wüthen, und eine ganze Stadt in einen Aschen- und Leichenhaufen verwandeln? Solche Gräuel sind in Asien, in den finstern Zeiten des Alterthums, zu Hause; aber daß sie sich in Europa, zu unsrer Zeit, wiederholen können, daß eine Macht, die sie zuläßt, als ein Glied des europäischen Staaten-Systems anerkannt wird, daß Christen sie entschuldigen und beschönigen, ja sogar daran Theil nehmen: o Schande und Entsetzen! Ein genuesisches Schiff besorgt die Ueberfahrt der gefangenen Frauen und Kinder nach Alexandrien!“

„Komm, und hilf uns die Flecken, welche von dieser entsetzlichen Blutschuld auf den christlichen Namen gefallen sind, im Blute der Barbaren abwaschen! Komm! hilf uns mit deinem Arm, mit deiner Begeisterung!“

„Es gehört viel Selbstverleugnung dazu, für die Griechen zu fechten; denn sie sind nicht so dankbar gegen die Philhellenen, als sie seyn sollten. Ueberhaupt herrscht unter ihnen Selbstsucht, Parteiung, Zwietracht. Doch gibt es auch Edlere unter ihnen, welche ganz anerkennen, was wir für sie thun. Ich finde es natürlich, daß dieses Volk unter einer so langen Sklaverei sittlich entartet ist; ja, ich wundere mich, daß sich noch so viel Edelsinn und Tapferkeit unter ihm findet. Es muß und wird durch die Freiheit wiedergeboren werden, und zu dieser Wiedergeburt laß uns ihm helfen. Komm, mein geliebter Freund! Ich sehne mich recht nach dir, und habe mehr an dir verloren, als ich beim Abschiede glaubte. Aber komme nicht von mir überredet, sondern aus freiem Triebe!“

Es kam nun alles darauf an, ob Heinrichs Mutter und Oheim ihre Einwilligung zu diesem Kriegszuge geben würden; denn wider ihren Willen wollte er ihn nicht unternehmen. Er schrieb zuerst an den letztern, um zu sehen, wie er den

Antrag aufnehmen würde; und zu seinem Erstaunen erhielt er dessen Genehmigung zugleich mit der seiner Mutter. Der alte Kriegsmann freute sich herzlich über den ritterlichen Entschluß seines Neffen, den er von Anfang an lieber als Offizier, denn als Kaufmann, gesehen hätte, und schrieb, daß er selbst gern mit gegen die Türken ziehen würde, wenn er nicht so alt wäre. Nur machte er die Bedingung, daß Heinrich noch vorher die Reise nach Frankreich und einen Aufenthalt in Paris machen sollte, den er dazu benutzen könnte, die neugriechische Sprache zu erlernen; auch beschränkte er seine Einwilligung dahin, daß er nur so lange in Griechenland bleiben sollte, bis er an irgend einer wichtigen Waffenthat Theil genommen und einen entscheidenden Sieg mit erfechten geholfen, worauf er denn in seine Vaterstadt zurückkehren und sich daselbst niederlassen sollte.

Ein Räthsel war Heinrichen, wie der Oheim so leicht und schnell die Einwilligung der Mutter erlangt hatte; und erst in der Folge erfuhr er, wie dieß zugegangen war. Die gute Frau ergab sich mit Verleugnung ihrer zärtlichen Besorgnisse in den Willen ihres Bruders, in welchem sie den Wink der Vorsehung zu entdecken glaubte, und machte es nur zur Bedingung,

daß Heinrich sie noch vor seiner Abreise auf etliche Wochen besuchen sollte. Jetzt hielt also unsern Freund nichts ab, seinen Entschluß auszuführen.

Zwölftes Kapitel.

Heinrich an Euphrosyne.

„Ich bin erwacht, liebste Freundin! Sie hatten wohl Recht, wenn Sie mich warnten, mich nicht zu sehr in die Studien zu vertiefen; aber Sie thaten es in Beziehung auf meinen kaufmännischen Beruf und das eheliche Leben, welches beides mir bis jetzt noch fern liegt; und mein Erwachen wird Sie vielleicht eher erschrecken, als erfreuen.“

„Ich gehe nach Griechenland, um mich in die Reihen der Kämpfer für die Freiheit zu stellen.“

„Hören Sie mich, verehrte Freundin! Es thäte mir leid, wenn Sie meinen Entschluß nicht billigten, den doch die Meinigen gebilligt haben. Ich fürchte fast, daß Sie damit unzufrieden seyn werden; und doch kann sich Ihr edler Sinn nicht gegen das verschließen, was mir so wahr und würdig erscheint, und mich aus meiner bisherigen Unthätigkeit hinaus in den Kampf treibt.“

„Ich war bisher selbstsüchtig und ohne Thatkraft in meiner Lebensrichtung. Ich war bemüht mir eine allgemeine menschliche Bildung zu geben: das war recht, aber ich ging darin zu weit. Die Wißbegierde ergriff mich als Liebhaberei, als eine obschon edle Art von Leidenschaft. Allerdings liegt alles das, was ich bisher getrieben habe, dem Menschlichen nicht fern, und kann mir einst auf mancherlei Weise heilsam werden; aber ich vergaß zu sehr, daß der Mensch nicht allein sich selbst, auch nicht bloß seiner persönlichen Ausbildung, sondern für die Gemeinschaft und die Wohlfahrt seiner Mitmenschen leben, daß er nicht allein empfangen, sondern auch geben soll, daß das Leben in der That und Wirksamkeit besteht. Ich hatte zwar nie meinen künftigen Beruf ganz aus den Augen gesetzt, und hielt den Vorsatz fest, in demselben auf eine edle, wohlthätige Weise zu wirken; aber theils schob ich dieses immer zu weit hinaus, theils war das noch nicht der rechte Sinn zu wirken, noch nicht der rechte Geist der Gemeinschaft."

„Der Mensch soll nicht bloß menschlich gebildet, nicht bloß Berufsarbeiter und Hausvater, wenn auch in dem edelsten Sinne, er soll vor allen Dingen Bürger seyn, Mitglied der großen Gemeinschaft, welche Alle umschließt, aus wel-

cher Alle die höhere Nahrung des Lebens empfangen. Der Geist, der einen Staat belebt, hat auf Alle Einfluß; und nur wenige Selbstständige können sich des verderblichen, entnervenden, ertödtenden Einflusses eines schlechten Staatswesens erwehren, und unter der Herrschaft schlechter Gesinnungen eine gute behaupten. Selten sind Freigesinnte unter einem Haufen von Knechten; wenn Alle niedrigem Eigennutze nachgehen, so ist es schwer, den edlen Sinn der Uneigennützigkeit und Hingebung zu bewahren, und noch schwerer, ihn zu beweisen. Es ist daher unendlich wichtig, unter welcher Staatsverfassung, in welcher Volksgemeinschaft man lebt, und wenn der Einzelne durch Bildung und Anregung sich über das Vorhandene zu erheben gewußt und das Bessere erkennt hat: so ist es seine Pflicht, zur Verwirklichung desselben mit beizutragen."

„Die Lebenskraft des Staatswesens nun ist die Freiheit, die Gerechtigkeit, der in die Verfassung eingedrungene, in ihr lebendig sich regende Geist der Gemeinschaft, unter dessen Schutze jeder Einzelne seine menschliche selbstständige Stellung und das Ganze den Raum einer freien, gesunden Entwicklung findet, wo alle Willkür entfernt, und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten nicht das besondere Eigenthum eines

Einzelnen oder einer Kaste ist. Halten Sie mich nicht für einen Jacobiner, der alles gleich machen will, nicht für einen angebrannten Freiheitsprediger, nicht für einen Feind der ruhigen Ordnung; ich bin nicht einmal ein Feind der monarchischen Verfassung, und obgleich mir, als einem Schweizer, die republikanische die liebste ist, so lege ich doch auf die Formen der Verfassung kein großes Gewicht. Ob es eine oder zwei Kammern geben soll, wie die Gewalten abzugrenzen sind, das kümmert mich wenig; wenn nur das Gesetz, und nicht die Willkür herrscht, wenn nur der vernünftige Gesammtwille des Volkes, der Verständigen nämlich in demselben, Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung hat, wenn nur der Geist der Gerechtigkeit die Zügel führt: so bin ich zufrieden. Bloß die Freiheit der Rede und Schrift scheint mir eine unerlaßliche Bedingung zu seyn. Wenn diese bestände, so wäre selbst eine rein despotische Verfassung, d. h. eine solche, welche einem Einzigen nach seiner Ueberzeugung unbeschränkt zu regieren verstattete, nicht gegen die Idee; denn er müßte nach dem Willen des Volkes regieren, oder dessen freie Stimme unterdrücken."

„Europa ist nun jetzt in den Geburtswehen der Freiheit, und es ist Pflicht aller Freunde

derselben, die schwere Geburt zu befördern. In Spanien, Piemont und Neapel war es eine Fehlgeburt; in Frankreich ist zu fürchten, daß das neugeborne Kind am jesuitischen Gifte stirbt; und nur für Griechenland ist noch Hoffnung da. Hier ruft das erste, heiligste Menschenrecht um Hülfe gegen barbarische Unterdrückung; aber erkämpfen die Griechen ihre Freiheit, so siegt auch zugleich der bessere Volksgeist im ganzen übrigen Europa; denn alle Gutgesinnten, selbst die Niedrigsten im Volke, verlangen die Freiheit des unterdrückten Volkes, und nur eine feige, selbstsüchtige Politik nennt sein Erstehen Aufstand und Empörung. Siegen nun die Griechen, so bleibt im übrigen Europa Hoffnung und Achtung für die Freiheit lebendig; diese ist nicht mehr ein leerer Name, ein verächtliches Gaukelspiel, und der Hohn, der ihr von den feigen Freunden des bisherigen Zustandes der Dinge gesprochen wird, ist zu Schanden gemacht."

„Sie sagen vielleicht; in der Schweiz bestehe ja die Freiheit, sei da anerkannt und gesetzlich, und mir als Schweizerbürger komme es zu, da für sie zu leben und zu wirken. Ja, Gott sei Dank, daß sie noch in meinem Vaterlande lebt, und ich hoffe, sie soll ewig da leben! Aber sie ist bei uns eine alte Erbschaft, und das Volk liebt

sie mehr mit ruhigem Gewohnheitssinn, als mit lebendiger Begeisterung; auch fehlt es ihm bei seiner Zersplitterung sehr an Gemeinsinn und an der klaren Erkenntniß, daß die Freiheit des einen Cantons mit der der übrigen steht und fällt. Von der Schweiz aus kann die Freiheit Europas nicht gerettet, wohl aber kann meinem Vaterlande der Besitz derselben dadurch gesichert werden, daß der freie Volksgeist anderwärts sich geltend macht."

„Ich diene also meinem Vaterlande selbst, wenn ich unter dem Panier der Freiheit in Griechenland fechte. Und so will ich denn hingehen, und thun, was mir das Herz gebietet. Jetzt gilt es die Probe, ob ich für eine Idee leben und sterben kann. Sterben — ja wohl, liebste Freundin, kann mich dieses Loos treffen; aber soll ich davor zittern? Ich habe ja dem Tode ins Angesicht geblickt, und mein Herz hat die Sehnsucht noch nicht vergessen; ich habe aus dem Kelche der Begeisterung getrunken, und sie weihet zum Tode, wie zum Leben; sie weihet zu einem Leben, das die höchste Kraft an die höchsten Güter sezzen kann, und die höchste Kraft des Lebens ist die freie Hingebung desselben in die Gefahr des Todes um die Zwecke der höchsten Liebe. Der Himmel ruft; er ruft mich durch den reinsten Trieb des Herzens, durch den lichtesten Gedanken des Geistes, und ich folge."

„Aber nun habe ich noch eine Bitte an Sie, liebste Freundin! Ich möchte Sie noch wiedersehen vor meiner Abreise. Ich gehe in einigen Tagen nach der Schweiz, um die Meinigen noch zu sehen, und von da nach Frankreich, wo ich nach dem Willen meines Oheims mich einige Monate aufhalten soll vor meinem Abgange nach Griechenland, weil der gute Alte meint, ein ordentlicher Mensch müsse Frankreich und Paris gesehen haben. Jetzt ist die schöne Jahreszeit, und Ihr Gemahl könnte wohl endlich einmal seinen Plan einer Schweizer-Reise ausführen. Wie schön wäre es, wenn wir uns im Lande der Alpen wiedersähen! Lassen Sie auch etwas Wehmuth sich mischen in die Freude; sie wird nur dadurch reiner. Sie, beste Freundin, haben mir den Sinn für das Höhere aufgeschlossen: Ihre Freundschaft soll mich nun auch für das erste ernste Werk des Lebens einweihen.“

Cölestine an Euphrosyne.

„Nur Sie verstehen mich ganz, theuerste Freundin, nur bei Ihnen finde ich den An- und Wiederklang meiner Gefühle; um mich her scheint mir Alles kalt und todt, und nie mehr, als jetzt: daher flüchte ich an Ihr warmes, großes Herz, um das meinige zu erleichtern. Es ist nichts,

was mich betrifft, es ist nicht die Sache eines Einzelnen, wofür mein Herz Ihre Theilnahme sucht; es ist die Sache eines Volkes, der Menschheit, der blutig zerfleischten, schmachvoll zertretenen Menschheit. Von den auf Chios verübten Gräueln werden auch Sie nicht ohne Schauder gehört haben; mein Herz bebt vor Entsetzen und Abscheu. Hätten die entfesselten Elemente, hätte ein Vulkan solche Zerstörung angerichtet: so würde man nichts als Theilnahme und Mitleid für die Unglücklichen empfinden. Aber Menschen haben es gethan, gefühllose Barbaren, deren Sache eine herzlose Politik in Schutz nimmt, denen sogar Christen aus schnöder Gewinnsucht Beistand leisten! — Es ist vielleicht nicht weiblich von mir, wenn ich von Zorn erglühe über eine so unchristliche Gesinnung, und es nicht ruhig hören kann, wenn selbst in meiner Umgebung Manche sich wo nicht zum Vortheile der Türken, doch nicht mit lebhafter Theilnahme für die unglücklichen Griechen und mit einer Art von Tadel vernehmen lassen. Ich kann es Ihnen nicht bergen, was mich so tief schmerzt und worüber ich doch gegen Alle Gleichgültigkeit heucheln muß, daß selbst mein geliebter Oheim zu diesen kühlen Beurtheilern gehört. Er rügt es sehr streng, daß die Samier so unbesonnen die Insel zum Aufstande erregt

haben. Nun wohl, sie mögen zu tadeln seyn, aber daran sollte man, meine ich, kaum denken; das Mitleid für die Unglücklichen, der Zorn über die abscheulichen, blutdürstigen Barbaren sollte solchen Bemerkungen gar keinen Raum lassen. Wie im Urtheile, so finde ich auch Alle im Handeln kalt. Man sammelt hier wohl und steuert bei; aber was man gibt, scheint mir unbedeutend. O wäre ich doch reich, dürfte ich nur geben, was ich habe! Ich war Willens meine Sparbüchse zu leeren, meinen Schmuck hinzugeben; aber Mutter und Oheim erlaubten mir von jener nur einen Theil zu geben, und diesen mußte ich ganz zurückbehalten. Wenn rechter Christensinn in Europa herrschte, so dürfte kein einziges der in Sklaverei geführten Weiber und Kinder unlosgekauft, keine verunglückte Familie im Elende bleiben. Und wäre ich ein Mann, nichts sollte mich zurückhalten, den Griechen zum Beistande zu eilen, und die wilden Barbaren bestrafen zu helfen. Es gehen zwar von Zeit zu Zeit junge Männer hier durch, die sich nach Griechenland begeben; aber was vermögen so wenige? Zahlreiche Schaaren sollten hineilen, so wie man zur Zeit der Kreuzzüge that. Damals herrschte doch noch Begeisterung im Leben, und bewegte das

Volk und die Großen. Aber jetzt sind derselben nur einige Studenten und Officiere fähig."

„Sie werden über mich lächeln oder den Kopf schütteln. O nein, das thun Sie nicht, meine edle Freundin! Soll ein weibliches Wesen sich um nichts bekümmern, als was in seinem nächsten Kreise vorgeht? soll es nicht an den allgemeinen menschlichen Angelegenheiten Theil nehmen? Man lehrt uns doch die Geschichte, lehrt uns das Große und Schöne darin erkennen, und das Schlechte verabscheuen; man will, daß man für dichterische Schönheit und Erhabenheit Sinn habe; aber im Leben soll man nicht über den häuslichen Kreis hinaus denken und fühlen. Es nahe mir nur kein Jüngling, der für die Griechen kalt und theilnahmlos ist! Ich kann schon diejenigen nicht recht achten, die nur schöne Reden im Munde führen, und höchstens am Griechen-Vereine Theil nehmen. Keiner unsrer edleren, reichen Jünglinge hat sich aufgemacht; sie bleiben, treiben irgend ein unbedeutendes Geschäft, das recht gut unterbleiben oder einem Schlechteren überlassen werden könnte, und sagen oder lassen sich vorsagen, sie müßten sich dem Vaterlande erhalten. Würden sie wohl, wenn dieses in Gefahr käme, wenn die Freiheit desselben auf dem Spiel stände, sich in die Reihen der Kämpfer

stürzen? würden sie einem andern Kanton, dessen Freiheit man antastete, zu Hülfe eilen? würden sie sich unter den Trümmern ihrer Vaterstadt begraben lassen?“

„Doch ich will nur schließen! Ich komme heute aus der aufgeregten Stimmung nicht heraus, und Ihrem milden Wesen wollte ich so nicht nahen. Haben Sie Nachsicht mit mir! Aber ich werde ruhig werden, wenn ich von Ihrer Hand lese, daß ich nicht falsch, wenn auch zu lebhaft fühle; und ich will ja gern mich in die leidende Lage, die uns Frauen angewiesen ist, fügen, wenn ich nur Beistimmung und Mitgefühl finde.“

Euphrosyne an Heinrich.

„Ihren Entschluß, nach Griechenland zu gehen, finde ich edel, aber doch ein wenig schwärmerisch. Ich finde ihn schwärmerisch, weil er ins Weite und Unsichere greift. Ins Weite greift er, weil ein jeder doch zunächst darauf angewiesen ist, in seiner Heimath zu wirken: indessen bringen ausserordentliche Umstände ausserordentliche Anregungen und Ansprüche; aber wenn es nur nicht so unsicher wäre für die wenigen Einzelnen, die zu den Griechen gehen, ob sie auch etwas Bedeutendes wirken werden. Etwas anderes wäre es, wenn Sie mit einem großen Heere hinzögen.

Doch können Sie freilich sagen, wenn der Einzelne nicht den Anfang macht, so folgen die Vielen nicht; und ich will Sie keineswegs in Ihrem Entschlusse irre machen. Ziehen Sie hin, und Gott stehe Ihnen, stehe dem armen Volke bei! Zürnen Sie mir nicht, wenn meine kühlere Natur nicht ganz Ihre Begeisterung theilt; ich weiche darin gern einer jüngern und großherzigeren Freundin. Lesen Sie beiliegenden Brief Cölestinens, und sagen Sie, ob ich mich getäuscht habe, wenn ich immer behauptete, sie gehöre Ihnen an. Lesen Sie, und erfüllen Sie den Wunsch des großherzigen Mädchens! erfüllen sie ihn, wenn Sie es vermögen, einen solchen Schatz mit dem Rücken anzusehen, und nicht die Hände darnach auszustrecken. Sie gehört Ihnen, sobald Sie wollen. Doch ich kann es mir denken, Sie wollen das Heldenmädchen durch Heldenthaten verdienen, und in den stillen Myrtenkranz den stolzen Lorbeer flechten. So lasse Sie denn der Gott, der großen Bestrebungen den Sieg verleiht, glücklich zurückkehren, und im Arme der Liebe das Glück finden, das Ihr Herz so sehr verdient!"

„Ihr Wunsch, daß wir uns wiedersehen, ist auch der meinige und Adelberts. Da seine Gesundheit eine Kur in diesem Sommer nöthig macht, so hat unser Arzt, seinen Wunsch in die Schweiz

zu gehen berücksichtigend, ihm die Molkenkur in Gais vorgeschrieben, und dort werden Sie uns am Ende des Monats Julius treffen. Glückliches, frohes Wiedersehen! Erschrecken Sie nicht, wenn Sie Cölestinen an meiner Seite finden: ich habe sie gebeten, mir dort Gesellschaft zu leisten."

Zum ersten Male glühete in Heinrichs Herzen, als er Cölestinens Brief las, ein Funke der Liebe auf. Daß er sich mit dem großherzigen Mädchen in dem Gefühle begegnete, das jetzt seine ganze Seele erfüllte, mußte ihn für sie einnehmen; daß er ihres Beifalls, ihrer lebhaftesten Theilnahme gewiß war, wenn er ihr als Mitkämpfer der Griechen erschien, ja, daß er als solcher wohl leicht ihre Neigung gewinnen könnte, mußte das Verlangen in ihm wecken. Man zeige dem Menschen eine schöne Frucht, die er pflücken kann, wenn er will: er wird sie nicht ohne Verlangen erblicken und nicht an ihr vorüber gehen, ohne die Hand nach ihr auszustrecken. Die Liebe ist eine Schwester der Hoffnung, ohne die sie nicht leben kann, mit der sie sich aber auch leicht einfindet.

Euphrosyne nährte noch die stille Hoffnung, daß die beiden jungen Leute beim Wiedersehen einander liebgewinnen würden, daß die Liebe, durch die gemeinschaftliche Begeisterung für die

Griechen entzündet, über diese selbst den Sieg davon tragen, und Heinrich sich zurückhalten lassen würde. Denn sie mißbilligte den Zug nach Griechenland mehr, als sie dem begeisterten Jünglinge und sich selbst gestand. In dieser Absicht theilte sie Heinrichen den Brief Cölestinens mit. Es ist aber zu erwarten, daß diese Berechnung sie trügen wird. Sie kennt diese jugendlichen begeisterten Gemüther nicht genug, und traut ihnen zu wenig Selbstverleugnung zu. Heinrich konnte ohnehin seinen Entschluß nicht zurücknehmen, da er ihn schon seinem Freunde Robert mitgetheilt hatte. Sollte er diesem die Schwachheit gestehen, daß die süßen Bande der Liebe ihn zurückgehalten hätten? Wir theilen Einiges aus seinem Briefe an Robert mit.

„Ich komme, ich komme, Freund! O wie kräftig und freudig fühle ich mich, da ich dir dieß schreiben kann! Ich trete aus der matten Stubenluft des Studiums hinaus in die frische Morgenluft der tapfern That, und athme sie lechzend ein, wie ein Kranker, der aus dem Krankenzimmer entlassen ist. Dank dir, edler Freund, daß du mich geweckt hast! Könnte ich nur ungesäumt zu dir fliegen, und mich an deine Seite stellen! Aber mehrere Monate müssen erst noch

vergehen, ehe ich den Boden der Freiheit betrete.“ — — — — — — — — —

„Auch nicht unbeschränkt darf ich mich der Sache der Freiheit widmen. Mein Oheim gibt mir nur auf so lange Erlaubniß, bis es mir gelingt, einen entscheidenden Sieg mit erfechten zu helfen. Wie gern blieb' ich so lange, bis die Freiheit auf dem ganzen griechischen Boden verkündet ist, und kein griechischer Stamm mehr das türkische Joch trägt! Doch die Erlaubniß des Oheims ist unbestimmt genug, um nicht nach Wunsch ausgedehnt zu werden. Bin ich nur erst dort und leiste etwas für die Freiheit: vielleicht hat der alte Kriegsmann dann selbst an meinem längeren Bleiben Freude.“

„Ein Gerücht sagt, die Veste von Athen sei an die Griechen übergegangen. Ich frohlocke dir meinen Glückwunsch entgegen. Fahret fort im Siegeslaufe, wackere Griechenfreunde! Ich darf nicht fürchten, daß ihr mir nichts mehr zu thun übrig lasset, bis ich komme; denn groß, unermeßlich ist das Werk, das ihr treibet.“

Gedrukt
Schaffhausen bei Hurter zum Kessel.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wette, Wilhelm Martin Leberecht <<de>>,

Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeist eine belehrende Geschichte

Bd.: 1

Berlin (1829)

P.o.germ. 1588 xd-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123067-8